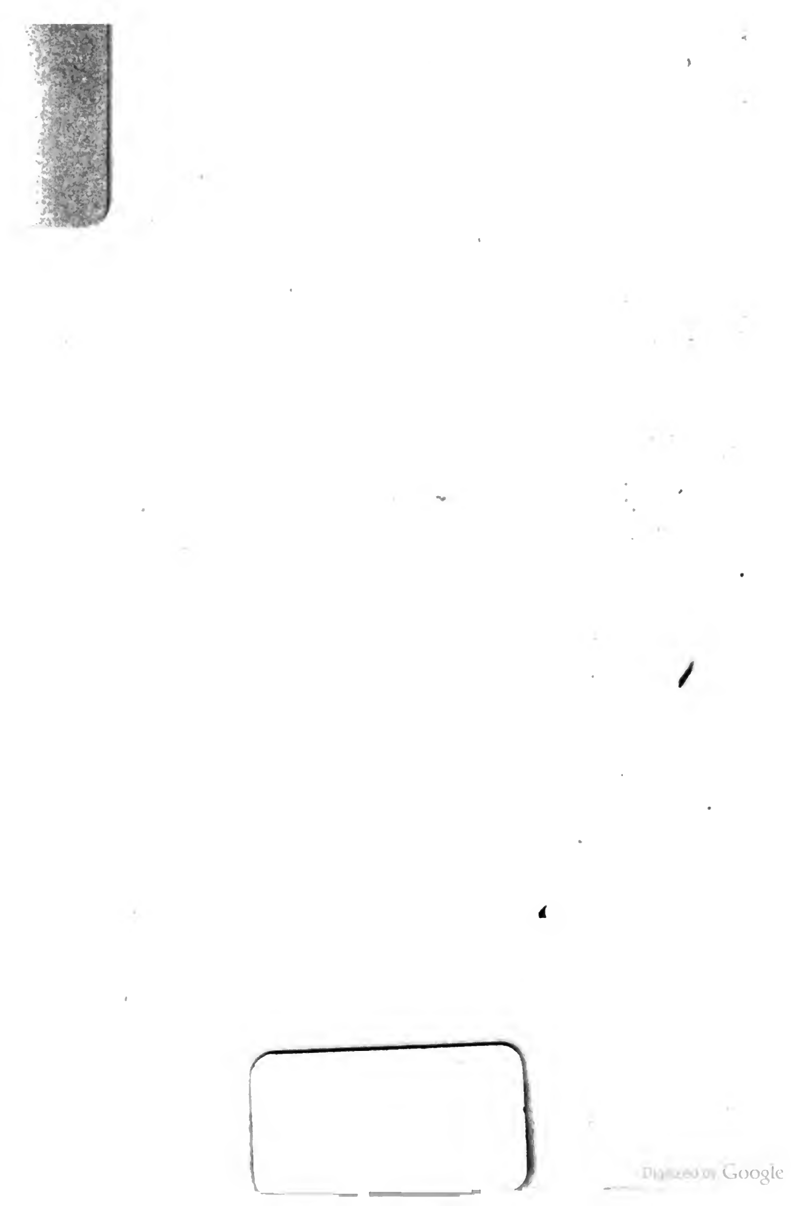
AUS VERGANGENHEIT UND GEGENWART: JÜDISCHE ERZÄHLUNGEN

Marcus Lehmann





einem Neffen Leonhardt
zum Geburtstag 1926
von deinen Tanten
Hermine & Sophie.

Aus
Vergangenheit
und
Gegenwart.

Jüdische Erzählungen

von

Dr. Lehmann,
Rabbiner der israelitischen Religionsgesellschaft zu Mainz,
Redacteur des Israelit.

Vierter Theil.

Frankfurt a. M.
Verlag von J. Kauffmann.
1881.

Inhalt.

Inhalt.

Seite.

Inhalt.

Inhalt.

I.

Es war am 28. Juli des Jahres 1851. De Kalender hatte eine totale Sonnenfinsterniß ange zeigt, welche Nachmittags 3 Uhr ihren Anfan nehmen sollte.

Alle Welt strömte nach den Höhen, welch ringsum die Hauptstadt des Böhmer Landes be grenzen. Auf dem Laurenziberge, einem Hüge von beträchtlicher Höhe am Ufer der Moldau hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden voll Ungeduld des bevorstehenden Schauspiels wartend.

Der Ausblick von Laurenziberge war ein wahrhaft entzückender. Die wundervolle Landschaft lag im hellsten Sonnenscheine. Den tiefblauen Himmel trübte kein Wölkchen. Zu den Füßen des Beschauers fließt der liebliche Fluß, von Weinbergen und Gärten umrahmt, von großen mächtigen Brücken überbrückt, und an beiden Ufern desselben zieht sich das unendliche scheinende Häusermeer der großen Stadt hin, deren schlanke Thürme bis zu dem Himmel empor zu ragen scheinen, während der imposante Hradschin, der gewaltige Wisherad und im Hintergrunde die weißen Berge, auf denen einst der Winterkönig Friedrich von der Pfalz seine junge Krone einbüßte, das liebliche Bild abschließen.

Allmählich begann die Sonnenscheibe sich zu verfinstern. Ein lautes „Ah!“ begrüßte die seltene Naturerscheinung, und alle Welt blickte durch am Lichte geschwärzte Gläser zu der noch hellstrahlen-

den Königin des Tages empor. Mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtete man, wie die Sonnenscheibe immermehr verdunkelt wurde, bis sie ganz dunkel war. Da hüllte Finsterniß die ganze Landschaft ein, und ein kühler Wind erhob sich. Aben nur einen Augenblick lang; dann trat nach und nach das glänzende Gestirn aus der Verfinsterung hervor, und nicht lange dauerte es, so leuchtete die Sonne wieder am Himmel in unvergleichlicher Schöne. Das Schauspiel war vorüber, und die Menge zerstreute sich. Auch zwei Damen machten sich auf den Heimweg. Die Eine, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, galt damals für das schönste Mädchen von ganz Prag. Josephine Wertheimer, die einzige Tochter des reichen Kaufmannes Joseph Wertheimer, war nicht allein schön, sie war auch geistreich und liebenswürdig. Auch besaß sie eine Stimme, welche alle Hörer mit Bewunderung erfüllte. Josephine war das Entzücken aller Kreise, in denen sie verkehrte. Sie wurde mit Einladungen zu Bällen und Festlichkeiten überschüttet. Allein der stenge Vater erlaubte nur selten, daß sie diesen Einladungen Folge leistete. Konnte er hin und wieder nicht verhindern, daß Josephine in befreundeter oder verwandter Familie erschien, so verbreitete sich das Gerücht bald durch die ganze Stadt, und Alles drängte sich dann herzu, um Josephine zu sehen und womöglich sie singen zu hören.

Die Begleiterin der junge Dame war ihre Gouvernante, Fräulein Bernhardine Braunfels, welche seit sechs Jahren, seit dem Tode von Josephinens Mutter, die Erziehung des verwaisten Mädchens leitete. Herr Joseph Wertheimer, ein vielbeschäftigter Mann, kümmerte sich sehr wenig um die Erziehung seiner Tochter, welche einzig und allein der Gouvernante überlassen blieb.

„War das ein interessantes Schauspiel!“ sagte Josephine beim Nachhausegehen zu ihrer Begleiterin.

„„Für uns doppelt interessant““, antwortete die Gouvernante, „für uns, die wir die Gesetze der Natur genau kennen und an solche Naturerscheinungen keine abergläubigen Befürchtungen knüpfen. Hier in Prag steckt unter den Israeliten doch viel Dummheit, Thorheit und Beschränktheit. Wie lächerlich und kleinlich kömmt mir die peinliche Beobachtung der jüdischen Ceremonien im Hause Deines Vaters vor! Du weißt, ich war früher in Frankfurt am Main. Dort hatte ich häufig Gelegenheit, den geistvollen Prediger und Dichter, den Rabbiner Leopold Stein, zu hören. Es war eine Lust zu vernehmen, wie dieser aufgeklärte Mann über die jüdischen Gesetze sprach, wie er den milchdingen und fleischdingen Löffel lächerlich machte, wie er überzeugend nachwies, daß man nur Fleisch von einem solchen Thiere nicht essen solle, welches von einem Raubthiere ist zerrissen worden, wie man doch endlich ablassen solle von dem verknöcherten Buchstaben, und vielmehr lediglich dem Geiste des Judenthums huldigen müsse!““

Die Gouvernante hatte sich förmlich in Feuer geredet und hatte dabei lauter gesprochen als es sich wohl auf öffentlicher Straße schicken mochte. Hinter den beiden Damen ging ein Mann, der ohne es zu wollen, die Worte des Fräuleins vernommen hatte. Dieser Mann, Herr Isak Porges, war ein Freund von Josephinens Vater und hielt es für seine Pflicht, Herrn Joseph Wertheimer von den liberalen Gesinnungen der Gouvernante Mittheilungen zu machen. Er begab sich daher in das Comptoir desselben am Graben.

Der Graben — heutzutage ist, glaube ich,

der Name des Platzes verändert — ist eine der schönsten Straßen in Prag, und eines der schönsten Häuser dieser Straße war das Eigenthum des Banquiers Joseph Wertheimer. Herr Porges traf denselben in seinem Comptoir.

„Guten Tag, Wertheimer", sagte er, eintretend, „hast Du Dir nicht die Sonnenfinsterniß angeschaut?"

„„Guten Tag, Porges"", antwortete der Hausherr. Ich habe es vorgezogen, sie von meinem Fenster aus zu beobachten. Meine Tochter dagegen ist mit ihrer Gouvernante auf den Laurenziberg gestiegen. Das thörichte Kind hätte es hier eben so gut sehen können. Allein, wie sollte ich es ihr wehren, da es ihr Freude machte?""

„Auch ich bin eben auf dem Laurenziberge gewesen. Beim Nachhausegehen habe ich Deine Tochter und ihre Gouvernante nicht allein gesehen, sondern auch, wider meinen Willen, sprechen hören, und dieser Umstand ist's, der mich zu Dir führt. Ich weiß, daß Du ein gottesfürchtiger Jude bist und kann mich nicht genug wundern, daß Du für Deine Tochter eine Erzieherin hältst, welche die Gesetze unserer heiligen Religion verhöhnt und verspottet."

Darauf erzählte Herr Porges seinem Freunde, was er bei der Rückkehr vom Laurenziberg unwillkürlich hatte mitanhören müssen. Herr Wertheimer erschrak nicht wenig.

„O Gott", sagte er, „welch eine Schlange habe ich da mir ins Haus gebracht! Das Mädchen war früher in einem sehr frommen Hause in Frankfurt am Main und ist mir von meinen dortigen Freunden auf das Wärmste empfohlen worden. Wenn Du erlaubst, Porges, so werde ich sie in Deiner Gegenwart zur Rede stellen."

Er zog an einer Glockenschnur und befahl

dem eintretenden Diener, Fräulein Bernhardine Braunfels, sobald sie nach Hause gekommen, zu ersuchen, in den Privat-Cabinet des Hausherrn zu erscheinen.

Es währte nicht lange, so kam das Fräulein herein. Herr Wertheimer bot ihr einen Stuhl, und als sie Platz genommen, sagte er:

„Sie sind jetzt, Fräulein Braunfels, sechs Jahre in meinem Hause, und ich bin mit ihrem Unterrichte stets zufrieden gewesen. Erinnern Sie sich vielleicht noch, daß ich bei Ihrem Eintritte in mein Haus Ihnen die Grundsätze darlegte, nach welchen ich die Erziehung meiner Tochter geleitet haben wollte?“

„„Gewiß, Herr Wertheimer““, antwortete Bernhardine. „„Sie sagten mir, daß Sie wünschten, daß Ihre Tochter zu einem streng jüdischen Leben angehalten werde. Das habe ich auch treulich erfüllt. Ich habe das liebe Kind stets daran erinnert, wenn es Zeit war, Mincha und Mariw zu beten. Ich habe nicht erlaubt, daß Josephine am Sabbat einen Schirm in den Baumgarten hinaustrug, ich habe nicht geduldet, daß sie bei Juden oder Nichtjuden verbotene Speisen genoß, selbst solche nicht, die nur rabbinisch verboten sind.““

„Porges“, sagte der Hausherr, „rede Du.“

„„Mein Fräulein,““ nahm Herr Porges das Wort, „„als Sie soeben vom Laurenziberg zurückkehrten, waren Sie so sehr in Feuer gerathen, daß ich, der ich zufällig hinter Ihnen herging, Ihre Worte vernehmen mußte. Da sprachen Sie denn über die jüdischen Religionsgesetze in einem Tone und in Ausdrücken, welche mit dem, was Sie eben sagten, schwer im Einklang zu bringen sind.““

Die Gouvernante wurde schneeweiß. Nur

mit Mühe faßte sie sich; dann sagte sie mit voller Entrüstung:

„„Mein Herr, ich finde es sehr häßlich von Ihnen, daß Sie eine Dame belauschen, und gleich hinterher den Angeber, den Verräther machen.““

„Mein Fräulein,“ sagte der Hausherr, „darauf kommt es hier nicht an. Ich bitte Sie nur, mir zu sagen, warum Sie mich so schwer und bitter getäuscht haben.“

„„Herr Wertheimer““, engegnete die Gouvernante, „„ich habe Sie nicht getäuscht; ich habe die Bedingungen, die Sie mir gestellt haben, getreulich erfüllt. Meine Ansichten konnte ich nicht ändern, selbst wenn ich gewollt hätte. Sie haben mich nicht darnach gefragt, als ich in Ihr Haus eintrat; ich hätte sonst die Wahrheit nicht verläugnet.““

„Und durften Sie Ihrer Schülerin gegenüber, die zu einer frommen Jüdin erzogen werden sollte, Ansichten aussprechen, die dem Judenthume so schnurstraks entgegengesetzt sind?“

„„Meine Ansichten sind dem Judenthume nicht entgegen. Ich fasse dasselbe nur anders auf als Sie, und dieser Auffassung mußte ich Worte geben, beim Unterrichte in der Geschichte, in den Naturwissenschaften und bei vielen andern Anlässen. Sie dürfen mir darüber keine Vorwürfe machen. Ideen lassen sich nicht zurückdrängen, und um des Stückes Brodes willen, das ich in Ihrem Hause aß, konnte ich meine Ueberzeugung nicht ändern.“

„Sie haben Recht, mein Fräulein, ich habe lediglich mir selbst Vorwürfe zu machen, daß ich mich zu wenig um die Erziehung meiner Tochter gekümmert habe. Aber Sie werden es begreiflich finden, daß, nachdem Ihre Ansichten und Ueberzeugungen zu Tage getreten sind, Ihres Bleibens

nicht länger in meinem Hause sein kann. Ich lasse Ihnen den Gehalt für ein ganzes Jahr auszahlen, und bitte Sie, noch heute mein Haus zu verlassen."

Die Gouvernante stand auf, verneigte sich vor dem Hausherrn und ging. Herrn Porges würdigte sie keines Blickes.

II.

„Ich danke Dir, Porges," sagte der Hausherr, als sich die Gouvernante entfernt hatte, „Du hast mir einen großen Dienst erwiesen. Gebe Gott, daß es noch nicht zu spät sei."

„„Das wünsche ich Dir von Herzen,"" antwortete Herr Porges, reichte seinem Freunde znm Abschiede die Hand und entfernte sich.

Kaum hatte Herr Porges das Zimmer verlassen, als Josephine hereinstürmte.

„Vater," rief sie, „ist es wahr, Du hast die gute Bernhardine mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt?"

„„Beruhige Dich, liebes Kind,"" sagte Herr Wertheimer sanft, „„ich habe dem Fräulein weder Schimpf noch Schande angethan und habe sie auch nicht aus dem Hause gejagt. Ich zahle ihr den vollen Gehalt für ein ganzes Jahr und habe sie in aller Höflichkeit ersucht, mein Haus noch heute zu verlassen.""

„Als ob das nicht dasselbe wäre! Knall und Fall muß das arme Mädchen zum Hause hinaus! Was soll die Welt davon denken? Müssen nicht die Leute meinen, sie hätte irgend Etwas verbrochen? Und das Alles nur, weil dieser abscheuliche Porges Dir ein unschuldiges Wort hinterbracht hat!"

„„Ein unschuldiges Wort?““

„Ja, Vater, daß Du es nur weißt, ich bin derselben Ansicht wie Fräulein Bernhardine. Auch ich lache des milchdingen und fleischdingen Löffels. Gott hat befohlen: Du sollst nicht kochen das Böcklein in der Milch seiner Mutter, und aus dieser zartsinnigen, poetischen Vorschrift haben die Rabbinen das ganze Heer der Gesetze über Milchding und Fleischding zurechtgemacht!“

„„Mein liebes Kind, es schmerzt mich tief, Dich so reden zu hören. Du hast diese verderblichen Ansichten aus dem trüben Quell des falschen Wissens eines thörichten Mädchens geschöpft. Gott hat uns in seiner heiligen Lehre nicht zartsinnige, poetische Vorschriften geben wollen, sondern ernste, strenge Lebensregeln, und was die Rabbinen über die Auseinanderhaltung von Milch und Fleisch lehren, folgt unmittelbar aus den schriftlichen und mündlichen Gesetzen, die uns Gott gegeben.““

„Wenn Du Bernhardine fortjagst, so gehe ich mit ihr. Ich gehe an's Theater. Die ganze Welt bewundert meine Stimme. Da werde ich eine berühmte Sängerin.“

Herr Wertheimer sprang auf.

„Kind,“ schrie er, „laß mich solch' ein thörichtes Wort nicht wieder hören! Ehe ich zugebe, daß Du auf Abwege geräthest, eher erdrossele ich Dich mit meinen beiden Händen!“

Josephine ließ sich nicht einschüchtern.

„„Auf Abwege?““ sagte sie. „„Sind das Abwege, wenn man sich der Kunst widmet? Hat nicht neulich die Gräfin Rossi hier gesungen, die als Henriette Sonntag ihre Laufbahn begann?““

Herr Wertheimer hatte sich beruhigt.

„Mein Kind,“ sagte er sanft, „mag es für Nichtjuden immerhin ein ehrenvoller Beruf sein,

sich dieser Kunst, wie Du es nennst, zu widmen; für ein jüdisches Kind paßt es nicht. Wir haben ganz andere Lebensaufgaben zu erfüllen. Mein geliebtes, mein einziges Kind! Du allein bist mir übrig geblieben, nachdem mir Gott die theure Gattin und drei hoffnungsvolle Söhne hinweggenommen hat. Ich habe ja nichts auf dieser Welt als Dich allein. Und dennoch habe ich mich so wenig um Deine Erziehung bekümmert, und habe sie fremden Händen anvertraut. O, ich habe mir bittere Vorwürfe zu machen!"

Der starke Mann hielt seine Hände vor das Gesicht und fing an bitterlich zu weinen.

Josephine erschrak. Sie hatte ihren Vater, außer bei dem Tode ihrer Mutter — ihre Brüder hatte sie kaum gekannt — nicht weinen sehen.

Sie trat an ihm heran, bemächtigte sich seiner rechten Hand und führte sie an ihre Lippen.

„„Väterchen,"" sagte sie, „weine nicht; ich habe Unrecht gethan, Dich so zu kränken. Aber darf Fräulein Braunfels nicht bei uns bleiben?""

„Nein," antwortete Herr Wertheimer entschieden, „unter keinen Bedingung. Du bist jetzt groß genug, Du brauchst keine Gouvernante mehr."

„„So lasse sie mir als Gesellschafterin.""

„Ich werde für eine andere Gesellschafterin Sorge tragen. Uebrigens bist Du, liebes Kind, in dem Alter, in welchem es an der Zeit ist, an eine passende Heirath für Dich zu denken, und einen guten, braven, frommen Mann für Dich auszusuchen."

„„Vater!"" rief Josephine entsetzt, „„Du wirst mir das doch nicht thun, Du wirst doch meinen Gefühlen nicht gebieten wollen! Das erkläre ich Dir ein- für allemal: niemals werde ich einen Mann mir aufdrängen lassen!""

„Thörichtes Kind, es ist ja das meine Absicht nicht. Ich will mich nur umsehen unter den Söhnen des Landes; die Wahl steht ja dann bei Dir. Wenn Du Dich weigerst, den zu nehmen, den ich für passend erachte, so wird es wohl einen Andern geben, der mehr Gunst finden wird in Deinen Augen. Und nun geh', liebes Kind, laß mich allein. Dringende Geschäfte erfordern meine Anwesenheit im Comptoir."

Josephine ging. — Es war ein großer Fehler, welchen Herr Wertheimer auf's Neue machte, Kein wichtigeres Geschäft hätte er jetzt haben sollen, als die Beaufsichtigung und Bewachung seiner Tochter, um wieder gut zu machen, was er so lange Zeit verfehlt hatte. Nicht hätte er dulden sollen, daß sie auch nur ein einzigesmal noch mit der Gouvernante zusammenkomme; statt dessen schickte er sie von seinem Antlitz hinweg, und Josephine begab sich sogleich in das Zimmer ihrer bisherigen Erzieherin. Sie fand dieselbe beschäftigt, sich zur Abreise zu rüsten und ihre Sachen zusammenzupacken.

„Nicht wahr," rief die Gouvernante dem jungen Mädchen entgegen, „Du hast bei Deinem tyrannischen, von Vorurtheilen beherrschten Vater nichts ausgerichtet? Er bleibt unerbittlich, und wir müssen uns trennen."

„„Er bleibt unerbittlich,"" antwortete Josephine, in Thränen ausbrechend. „„Ich habe gleich die Gelegenheit benutzt, ihm meinen Plan mitzutheilen, mich der Kunst zu widmen und als Sängerin die Bühne zu betreten. Da wurde er wüthend und drohte mir, mich mit seinen eigenen Händen zu erdrosseln.""

„Der Tyrann, der beschränkte, vorurtheilsvolle Mensch."

„„Und weißt Du, Bernhardine, was er mit

mir vorhat? Er will mich verheirathen. Er wird mir irgend einen bornirten, dummen Schacherer aussuchen, und mich zwingen wollen, einen solchen Menschen, der von der hohen, himmlischen Kunst keine blasse Ahnung hat, zu heirathen! Aber da irrt er sich in mir; lieber gehe ich in die Moldau, dahin, wo sie am Tiefsten ist, ehe ich mich zu so etwas zwingen lasse.""

„Du bist ein thörichtes Kind. Komm, setze Dich. Wir wollen, ehe wir gestört werden, diese Sache ruhig überlegen. Sage mir zuerst, ist es Dein ernster, unwiderruflicher Entschluß, die Bühne zu betreten?"

„„Du kannst noch fragen, Gerhardine? wie oft hast Du selbst mir gesagt, daß es eine Sünde sei, wenn ich die herrliche Gabe der Natur, meine Altstimme, die alle Welt bewundert, der Welt entziehen würde! Gibt es etwas Schöneres als die ganze Welt zum Entzücken hinzureißen, von der ganzen Welt mit Beifall überschüttet zu werden? Wie oft habe ich die Lind beneidet, wenn ich in den Zeitungen las, wie sie im Triumphe durch ganz Europa zog, wie ihr die größten Ovationen dargebracht wurden, wie Kaiser und Könige sie bewunderten, wie die Studenten die Pferde von ihrem Wagen ausspannten, um ihn in Triumph durch die Straßen zu ziehen! Und als neulich die Gräfin Rossi, die man, als sie noch Henriette Sonntag hieß, nur das Götterkind nannte — sagten da nicht alle Leute, meine Stimme sei viel schöner, reiner, umfangreicher, zu Herzen gehender?""

„Du hast ganz Recht. Ich glaube, daß Dir noch viel größere Erfolge in Aussicht stehen als der Lind und der Sonntag. Aber wie willst Du den Widerstand Deines Vaters überwinden? Hast Du mir doch eben selbst seine Worte wiederholt,

daß er Dich lieber mit eigenen Händen erdrosseln will, ehe er Dir gestattet, zum Theater zu gehen!"

„„Ich werde ihm entlaufen.""

„Thörichtes, unerfahrenes Kind! was würde Dir dieses nützen? Dein Vater würde Dich zu finden wissen und würde Dich kraft seiner väterlichen Autorität während der Vorstellung von der Bühne herunterreißen. Kein Ort, noch so fern, würde Dich seiner Gewalt entziehen, denn Du kannst ja nicht im Verborgenen singen. Selbst wenn Du einen fremden Namen annehmen würdest, so käme er bald hinter Dein Geheimniß, und die Gesetze aller Staaten räumen dem Vater Gewalt über seine minderjährige Tochter ein."

„„Ja, was ist da zu thun?""

„Höre mir zu, Kind! Der einzige Weg für Dich zur Freiheit führt durch die Unfreiheit."

„„Ich verstehe Dich nicht, Bernhardine.""

„Du sagtest mir vorhin, Dein Vater wolle Dich verheirathen, Du wolltest aber seinen Plänen Dich widersetzen. Wenn Du mir folgst, so gehst Du auf seine Pläne ein, und heirathest den Ersten, Besten, den er Dir aussuchen wird. Je einfältiger, bornirter, von jüdischen Vorurtheile befangener der Mensch ist, desto besser!"

„„Aber, Bernhardine . . . .""

„Laß mich ausreden, Kind. Bist Du erst die Frau eines solchen Menschen, so verletzest Du die jüdischen Ceremonien, so oft Du nur kannst. Er wird sich dann von Dir scheiden lassen müssen, und dann wirst Du frei sein, dann wirst Du ungehindert Deiner Neigung folgen und Dich der himmlischen Kunst widmen können. Und nicht wahr, Josephine, dann rufst Du mich wieder zu Dir, damit ich Zeugin Deiner Erfolge, Deiner Triumphe sei. Dann reisen wir von einer großen Stadt zur andern, dann bin ich zugegen, wenn

man Dir Fackelzüge und Serenaden bringt, dann sitze ich neben Dir im Wagen, wenn die edelsten Jünglinge die Pferde ausspannen, um selbst Deinen Triumphwagen zu ziehen, dann begleite ich Dich zu den Festen, zu denen die Götter dieser Erde, die Fürsten und Großen, Dich laden. Dann wird es Dein Vater tief bereuen, daß er mich aus seinem Hause gejagt hat."

„„Einzige, himmlische Bernhardine! so klug wie Du, ist doch kein anderer Mensch auf der Welt!""

„Und wirst Du meinen Rath befolgen, mein Püppchen?"

„„Dein Rath ist gut, sehr gut, und scheint auch sicher zum Ziele zu führen. Allein ....""

„Ich weiß, was Du sagen willst. Es widerstrebt den Idealen Deines Mädchenherzens, eine Verbindung zu schließen nur zu dem Zwecke, um sie wieden aufzulösen. Aber wer sich der Kunst widmen will, wer von dem rauschenden Beifalle der Menge zu den Göttern emporgetragen sein will, der muß auf gewöhnliches Erdenglück verzichten lernen."

„„Und wenn nun der Mensch, den ich heirathen soll, mich nicht freigibt? Dann bin ich für ewig an einen ungeliebten Gatten gefesselt, ohne daß ich das Ziel meiner Wünsche, die Bühne zu betreten, erreiche.""

„Daß jener Mensch Dich freigeben wird, liebes Kind, das hängt von Dir ab. Du kannst ihm seine Ehe zu einer Hölle machen, sodaß er froh sein wird, wenn es ihm möglich ist, die Ehefesseln wieder abzuwerfen. Im schlimmsten Falle verzichtest Du auf die Wiederzustellung des Vermögens, das Du mit in die Ehe gebracht hast. Warum solltest Du nicht? Du hast ja Millionen in Deiner Kehle."

Noch lange schmiedeten die Beiden Zukunftspläne, bis die Stunde des Abschieds herannahte.

III.

Herr Wertheimer hatte eine schlaflose Nacht verbracht. Ruhelos hatte er auf seinem Leger gelegen und darüber nachgedacht, wie er es wohl anfangen möge, seine Tochter von den verderblichen Gedanken abzubringen, welche die Gouvernante in ihr angeregt hatte. Zugleich hielt er im Geiste Umschau unter den jungen Leuten der Stadt, soweit sie ihm bekannt waren, um Jemanden herauszufinden, der ihm als Schwiegersohn und seiner Tochter als Gatte genehm sein würde. Es gab wohl eine ganz stattliche Reihe gebildeter, vermögender, religiös erzogener junger Männer, von denen anzunehmen war, daß sie sich glücklich schätzen würden, mit ihm und seiner Tochter in nähere Verbindung zu treten — allein keiner derselben paßte ihm so ganz. Der eine war nicht lebhaft genug, der andere zu lebhaft, der eine besaß zu wenig jüdisches Wissen, der andere zu wenig gesellschaftliche Bildung, der eine war ein zu großer Pedant; der andere nicht gründlich und gediegen genug; mancher, der dem Vater wohl behagt hätte, würde voraussichtlich von der Tochter zurückgewiesen werden. Endlich beschloß er, sein Leid und seine Sorge dem würdigen Oberrabbiner von Prag, dem berühmten Rappoport, anzuvertrauen und sich von ihm einen der fremden Studenten, welche die Talmud-Vorträge des Rabbinen besuchten, empfehlen zu lassen, um nach alter jüdischer Sitte „einen Bachur einzusetzen". Kaum war er am Morgen des 29. Juli aus der Synagoge zurückgekehrt, so nahm er hastig sein Frühstück und be-

eilte sich dann, den Rabbinen, welcher damals eine Sommerwohnung vor der Stadt im Pstoß'schen Garten bezogen hatte, aufzusuchen. Der Rabbiner konnte den Entschluß des bekümmerten Vaters nur gut heißen; und er empfahl ihm einen jungen Mann von tüchtigem Wissen und feinen gesellschaftlichen Manieren, welcher bereits an der Universität den Doctorgrad erlangt hatte. Unter dem Vorwande, daß er Josephinen hebräischen Unterricht ertheilen sollte, beschloß man, den jungen Doctor Ludwig Altschüler zu veranlassen, das Werthheimer'sche Haus zu besuchen. Beide junge Leute sollten nichts von den Plänen des Vaters erfahren. Dieser sollte es vielmehr ruhig abwarten, ob sich die Herzen derselben zu einander finden würden.

Josephine, die eine große Lernbegierde besaß, hatte nichts dagegen einzuwenden, die Lücken ihres hebräischen Wissens auszufüllen. Der junge Dr. Altschüler begann seinen Unterricht und hatte an Josephinen eine gelehrige Schülerin, die ihrem jungen Lehrer mit achtungsvoller Höflichkeit entgegenkam. Dieser suchte nun, sanft und freundlich, die verkehrten Ansichten des jungen Mädchens in Bezug auf die jüdische Religion zu berichtigen, was auch anscheinend den besten Erfolg hatte. Josephine ließ sich gern belehren, und wenn sie auch oft auf das Heftigste widersprach und die ihr von ihrer ehemaligen Gouvernante eingeflößten Meinungen auf das Eifrigste vertheidigte, so ließ sie sich doch auch eben so oft von den von Dr. Altschüler vorgebrachten Gründen überzeugen.

Das Vorausgesetzte geschah; der junge Lehrer faßte eine tiefe Neigung für seine schöne, geistreiche und liebenswürdige Schülerin; er war aber viel zu ehrlich, um hinter dem Rücken des Vaters um die Liebe der Tochter zu werben.

Eines Tages trat er in das Privatkabinet des reichen Banquiers.

„Herr Wertheimer," sagte er, „ich danke Ihnen herzlich für das mir bewiesene Vertrauen, muß Ihnen aber zu meinem Bedauern mittheilen, daß ich den Unterricht Ihrer Fräulein Tochter nicht fortsetzen kann."

„„Und warum nicht?"" fragte der Vater. „„Ich meine doch, daß meine Tochter Ihnen eine gelehrige Schülerin ist und Ihnen keinen Anlaß zur Klage gibt. Oder erlaubt Ihnen Ihr Studium nicht, fürder Privatunterricht zu ertheilen? oder ist Ihnen etwa das Honorar, das ich Ihnen gebe, nicht groß genug?""

Der junge Mann wurde äußerst verlegen.

„Herr Wertheimer," sagte er nach einer langen Pause, „es wird mir außerordentlich schwer, Ihnen den Grund anzugeben, warum ich den Unterricht Ihrer Fräulein Tochter aufgeben muß. Ich bitte, erlassen Sie es mir, mich näher darüber auszusprechen."

„„Und ich,"" entgegnete der Banquier, sich an der Verlegenheit des jungen Mannes weidend, „„ich muß darauf bestehen, daß Sie sich offen gegen mich aussprechen.""

„Herr Wertheimer," sagte der junge Mann, sich gewaltsam zusammennehmend, „ich bin der Sohn braver, frommer, rechtlicher, aber armer Eltern. Fast ein Knabe noch, bin ich nach Prag gekommen und habe meinen Unterhalt durch Ertheilen von Lectionen erworben. Seitdem ich in besser situirten Familien Unterricht ertheile, habe ich Alles, was ich zu ersparen vermochte, zur Unterstützung meiner Eltern und Geschwister verwendet. Wie dürfte ich Armer es wagen, meinen Blick zu der Tochter des reichen Banquier Wertheimer zu erheben? Aber ich fühle es, meine Ruhe schwindet

von Tag zu Tag mehr, und deßhalb sehe ich mich gezwungen, den Unterricht in Ihrem Hause abzubrechen."

„„Sie sind ein braver Mann,"" entgegnete Herr Wertheimer, dem jungen Doctor die Hand reichend. „„Ich wünsche mir keinen bessern Schwiegersohn. Versuchen Sie Ihr Glück bei Josephinen, und wenn es Ihnen gelingt, das Herz derselben zu gewinnen, so werde ich Ihnen gern meinen väterlichen Segen ertheilen.""

Dr. Altschüler preßte im Uebermaße des Entzückens die Hand des Banquiers an seine Lippen. Dann ging er, um seine Schülerin aufzusuchen.

Man kann sich denken, daß er diesmal beim Unterrichte sehr zerstreut war.

Von dem, was sein Herz erfüllte, konnte er nicht reden, da eine alte Verwandte, die Herr Wertheimer zu Josephinen's Gesellschaft in's Haus genommen hatte, zugegen war. Da wurde die alte Dame hinausgerufen. Sofort schloß Dr. Altschüler das aufgeschlagene, vor ihm liegende Buch.

„Wollen Sie heute schon so früh schließen?" fragte Josephine. „Was haben Sie nur vor? Ich bemerke schon die ganze Zeit, daß Sie sehr aufgeregt und zerstreut sind."

„„Ja, wir müssen hier schließen und vielleicht für immer.""

„Für immer? was geht denn vor?"

„„Hören Sie mich an, mein Fräulein. Brauche ich Ihnen erst zu sagen, daß der fortgesetzte Umgang mit Ihnen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat? Welcher junge Mann könnte kalt bleiben bei so viel Schönheit, Geist und Anmuth? Und nun jagen Sie den unverschämten Lehrer fort den armen, unbedeutenden Menschen, der es gewagt hat, sein Auge zu einer jungen Dame zu erheben, die jedem Fürstenthrone zur Zierde gereichen würde!""

„Mein Freund," antwortete Josephine ernst; „ich ehre und achte Sie, ich ehre Ihr großes Wissen und achte Ihren edlen Charakter. Wiewohl mein Herz nicht wärmer für Sie fühlt, so könnte ich mich dennoch entschließen, Ihre Gattin zu werden, wenn Sie geneigt wären, auf die Bedingungen einzugehen, die ich nothgedrungen meinem künftigen Gemahl stellen muß, wenn unsere Ehe eine glückliche werden soll."

Dr. Altschüler sah das junge Mädchen mit großem Erstaunen an.

„„Bedingungen?"" fragte er, „„Sie können mir Bedingungen stellen, welche Sie wollen, ich acceptire dieselben im Voraus.""

„Nur nicht so voreilig, mein Freund. Weil ich Sie ehre und achte, nehme ich Ihr voreiliges Accept nicht an. Hören Sie erst und dann urtheilen Sie. Meine erste Bedingung ist, daß mein Gatte mit mir in die weite Ferne ziehe, nach Berlin, nach Paris, nach Rom, je weiter desto besser."

„„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Fräulein. Warum wollen Sie, das einzige Kind, von Ihrem alten, ehrwürdigen Vater hinwegziehen, der Sie so unaussprechlich liebt? Doch wenn es Ihrem Glücke unbedingt nothwendig ist, so bin ich bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen und Sie als mein geliebtes Weib an das andere Ende der Welt zu führen.""

„Sie werden begreifen, wenn Sie erst meine zweite Bedingung gehört haben, warum ich mich von meinem Vater entfernen will und muß. Sie haben noch nicht Gelegenheit gehabt, mich singen zu hören. Die Natur hat mir eine Altstimme verliehen, welche von aller Welt bewundert wird. Die besten Lehrer haben diese meine Stimme nach allen Anforderungen der himmlischen Kunst des Gesanges ausgebildet. Alle Welt sagt mir, daß es Sünde

und Unrecht wäre, wenn ich diese köstliche Gabe der Natur nicht zum Entzücken meiner Mitmenschen verwenden würde. Ich selbst, ich dürste nach Ruhm, Ehre und Beifall. Ich will ähnliche Triumphe feiern wie Henriette Sonntag und Jenny Lind. Und deßhalb ist meine zweite Bedingung: mein künftiger Gatte muß mir gestatten, an das Theater zu gehen und öffentlich als Sängerin aufzutreten."

Der junge Doctor erschrak.

„„Und wissen Sie,"" rief er, „„daß Sie durch einen solchen Schritt das graue Haupt Ihres Vaters in Gram und Kummer unter die Erde bringen würden?""

„Wie mein Vater es aufnehmen wird, das ist seine Sache; ich kann daran nichts ändern. Mein Vater meint, mir durch einen Ehebund Fesseln anlegen zu können. Gleich, als Sie zu uns in's Haus kamen, durchschaute ich seine Pläne. Ich war entschlossen, Ihre Hand anzunehmen, und Sie nachher zu zwingen, mir durch eine Ehescheidung die Freiheit zu geben. Allein, da ich Sie näher kenne, da ich Sie ehren und achten lernte, widerstrebt es mir, Sie zu täuschen. Ich habe Ihnen deßhalb offen und ehrlich meine Bedingungen genannt. Willigen Sie ein, so ist es gut; wo nicht, so trennen sich unsere Wege."

„„Mein Fräulein, ich bitte, ich beschwöre Sie . . . .""

„Halten Sie ein, Herr Doctor, was Sie mir sagen wollen, ist vergeblich. Hier gibt es nur ein entweder — oder."

„„Josephine"", rief der Doctor flehend, „„ich kann in diese Bedingung nicht willigen. Ich kann nicht dulden, daß mein Weib das Theater betrete; es widerstreitet das meinen religiösen Grundsätzen. Josephine, ich will Dir den Himmel auf Erden bereiten, ich will Dich verehren, wie nur jemals

ein Mann ein Weib geehrt hat; mein vorzüglichstes Streben soll sein, Dich glücklich zu machen. Aber ich bitte Dich, laß ab von einer solchen Bedingung; Du selbst würdest Dich unglücklich machen. Das gramvolle Antlitz Deines Vaters würde Dir entgegentreten inmitten aller Triumphe und würde Dir jeden Genuß verbittern. Der Beifall der Menge würde Dich nur in den ersten Tagen Deines Ruhmes berauschen, später würde er Dir schal und lächerlich erscheinen. Dagegen würde ich Alles aufbieten, Dein Leben froh und glücklich zu gestalten, und der Segen Deines Vaters und meine innige aufrichtige Liebe würden Dir mehr geben als die ganze Welt Dir zu bieten vermag!""

„Gemach, Herr Doctor, Sie vergessen, daß ich nichts für Sie fühle und daß ich Sie nur dann zum Gatten wählen würde, wenn ich durch Sie die heißersehnte Freiheit erlangen könnte, um das Sehnen meines Herzens nach dem Triumph der Kunst zu befriedigen."

„„So leben Sie wohl, mein Fräulein! Möge Gott Sie vor jedem übereilten Schritte und Ihren Vater vor schrecklichem Kummer bewahren. Es wird mir schwer, die innige Neigung, die ich für Sie hege, aus meinem Herzen herauszureißen. Ich hoffe zu Gott, daß es mir gelingen wird."

Er ging, ohne eine Antwort abzuwarten. Am Abende desselben Tages erhielt Herr Joseph Wertheimer ein Briefchen, in welchem ihm Doctor Ludwig Altschüler mittheilte, daß er zu seinem Bedauern verhindert sei, den bisher ertheilten Unterricht fortzusetzen.

IV.

Es war in den Selichoth-Tagen, in den Vorbereitungstagen für das israelitische Neujahrsfest

als Herr Joseph Wertheimer das Briefchen des Dr. Aleschüler empfing. Der bekümmerte Vater entnahm daraus, daß die Werbung des jungen Gelehrten eine vergebliche gewesen sei. Er beschloß, den jungen Mann selbst aufzusuchen und die Gründe zu vernehmen, welche Josephine veranlaßt hatten, die Hand dieses achtungswerthen Bewerbers auszuschlagen.

Zu der Zeit unserer Erzählung wohnten die meisten Israeliten Prags in der Josephsstadt, die in alten Zeiten Judenstadt hieß. Nur wenige wohlhabende Glaubensgenossen hatten schon damals die Erlaubniß erhalten, außerhalb der Judenstadt zu wohnen. Zu diesen gehörte Herr Joseph Wertheimer; aber die große Menge der jüdischen Glaubensgenossen, mehr als 10,000 Personen, war gezwungen, in der Josephsstadt zu wohnen. Diese liegt zwischen der Altstadt und der Moldau, in dem niedrigsten und ungesundesten Theile der Stadt, der zu Zeiten des Hochwassers überfluthet zu werden pflegt. Hier befinden sich die neun großen Synagogen der Gemeinde und eine beträchtliche Anzahl kleiner Privat-Synagogen. Die Straßen der Josephsstadt haben meistens jüdische Namen, wie Rabbinergasse, Schammesgasse, Pinkasgasse, Belelesgasse, an deren Entstehung sich allerlei Sagen knüpfen. In den Selichoth-Tagen herrschte damals schon in aller Frühe ein reges Leben. Schon um 2 Uhr, Morgens, durchliefen die Synagogen-Diener die Stadt, um die einzelnen Familienväter zum Frühgottesdienste zu wecken. Das war keine kleine Aufgabe, da die Josephsstadt auf sehr engem Raum beschränkt meistens große vierstöckige Häuser hat, in denen oft 20 bis 30 verschiedene Familien wohnten. Da stand nun der Schammes so lange vor einem solchen Hause und rief die Namen der Insassen, bis er Antwort

erhielt. Manchmal schliefen die Bewohner fest, und der Schammes mußte seine Lunge gewaltig anstrengen, bis ein Fenster geöffnet wurde und das erwartete „is güt“ ertönte.

Hatte der Synagogendiener zwanzigmal nacheinander „Rebbe Dowid Rie!“ gerufen, und hatte endlich der Gerufene geantwortet, so kam Rebbe Feibisch Reach an die Reihe, und war auch dieser erwacht, so wurde Rebbe Salme Spiro gerufen. So ging es fort, bis alle Bewohner der Judenstadt munder waren. Dann öffneten sich die Hausthüren, und Greise, Männer Jünglinge und Knaben strömten heraus, den jüdischen Kaffeehäusern zu, in denen man vor Anbruch des Tages, und vor dem Beginnen des Gottesdienstes zu frühstücken pflegte. Da ging es lebhaft zu. Die Gastzimmer waren hell erleuchtet, und hundert Stimmen riefen auf einmal: Nazi (in Oesterreich hießen damals alle Kellner Nazi, welches eine Abkürzung von Ignaz ist) ei Schol Koffee! — dann stürzte Nazi herbei und fragte: schwarz, braun oder weiß? — und schon rief es von vielen andern Seiten: Nazi, ein Stück Kuchen! — und wenn nun endlich die Gäste bequem an den Tischen saßen und sich in den frühen Morgenstunden den heißen Trank und den süßen Kuchen gut schmecken ließen, dann durchwanderten Hausirer die Reihen und boten ihre Waaren an, lauter Waaren, die der Heiligkeit der Zeit entsprachen: Selichoth, Tephilloth, Machsorim, Tephillin, Ziziot, Taleßim und Zedakel; für unsere außerösterreichische Leser fügen wir hinzu, daß dieses letzte Wort, dasjenige Kleidungsstück bezeichnet, welches wir in Deutschland Arbakanfoth nennen. Manchmal werden auch schon Eßrogim angeboten und Techinoth-Bücher und andere erbauliche Lectüre. Die Gotteshäuser, die großen wie die kleinen, sind um diese

Zeit überfüllt. Treten wir zunächst in die älteste und ehrwürdigste der Stadt, in die Altneu-Synagoge. Schon der Name ist eine Merkwürdigkeit und hat zu vielfachen Erklärungen Anlaß gegeben. Gewöhnlich behauptet man, der Name entstamme dem Hebräischen „al Tnai", d. h. „unter der Bedingung." Man sagt nämlich, daß diese alte Synagoge nur unter der Bedingung ihre Heiligkeit bewahren sollte, daß der heilige Tempel in Jerusalem noch nicht wieder erbauet sei. Mit der Wiederherstellung desselben sollte diese Synagoge die Heiligkeit eines jüdischen Gotteshauses verlieren. Viel einleuchtender und wahrscheinlicher ist eine andere Erklärung. Es gab nämlich in alten Zeiten in Prag eine „Altschul", welche später den aus Spanien eingewanderten Israeliten überlassen wurde und an deren Stelle sich heutzutage der moderne Reform-Tempel befindet. Als in alten Zeiten die Altschul dem Bedürfnisse der Prager Israeliten nicht mehr genügte, wurde eine zweite Synagoge gebaut, die man die „Neuschule" nannte. Als nun vor ungefähr 300 Jahren Rabbi Mordechai Meisel eine dritte Synagoge erbaute, die man nunmehr die „Neuschul" nannte, erhielt die zweite den Namen „die alte Neuschule." Mag dem nun sein wie ihm wolle, die Altneusynagoge ist eine der merkwürdigsten der Welt. Die Sage versetzt ihr Entstehen in das graue Alterthum. Lange bevor die Stadt Prag erbaut worden ist, soll die Altneusynagoge schon bestanden haben. Man steigt 4 oder 5 Stufen hinunter, um von der Straße aus in ihr Inneres zu gelangen, wie es heißt: Aus den Tiefen rufe ich Dich an, o Gott! — Die Wände des Gotteshauses sind schwarz; sie sollen schwarz geworden sein, in dem Augenblicke, als der heilige Tempel zu Jerusalem zerstört worden ist. In der

Mitte der Synagoge befindet sich der Almemor, aus großen mächtigen Steinen erbaut. An einem Pfeiler desselben ist die Fahne angelehnt, welche vor 500 Jahren Kaiser Karl IV. den Juden Prags verliehen hat. Jetzt war sie zusammengerollt; am Feste der Gesetzesfreude wird sie entfaltet und bleibt entfaltet bis zum Chanukafeste. Der Omud, der Betpult des Vorbeters, neben der heiligen Lade, ist ebenfalls aus Stein. Diese Steine sind vor vielen hundert Jahren geborsten, und werden nunmehr von eisernen Klammern zusammengehalten. Neben dem Omud ist der Platz des Rabbinen. Da stand der greise Rappoport; eine große imposante Erscheinung in polnischer Tracht. Der seidne Kaftan rollte bis zur Erde nieder, ein breiter Gürtel umschloß ihn. Das Gesicht der Rabbinen umrahmte ein langer schneeweißer Bart, sein Haupt bedeckte die breite Pelzmütze, während das Talles die ganze, alle Leute überragende Gestalt, umhüllte. In diese Synagoge trat Herr Joseph Wertheimer und betete dort lange nnd andächtig. Nach dem Schlusse des Gottesdienstes suchte er den Dr. Altschüler in dessen Wohnung auf. Vier Treppen hoch mußte er steigen, und als er oben ankam, fand er den jungen Gelehrten nicht zu Hause, der aus der Synagoge noch nicht heimgekehrt war. Er ließ sich dessen Zimmer aufschließen, um ihn dort zu erwarten. Es war ein höchst einfaches Gemach, lang und schmal, mit einem großen Fenster, welches auf den Hof blickte. Wenn man sich aus demselben weit hinauslehnte, so konnte man ein Stückchen Himmel erblicken. Im Vordergrunde des Zimmers, nicht weit von der Thüre, stand ein Bett. Ein mit grauer Leinwand überzogenes hartes Kanapee, drei Stühle, ein Tisch, ein Bücherschrank und ein Kleiderschrank bildeten das ganze Mobiliar.

Herr Wertheimer hatte nicht lange Zeit, diese einfache Ausstattung in Augenschein zu nehmen. Der junge Doctor kam herein und begrüßte den reichen Banquier.

„Sie haben mir gestern geschrieben", sagte Herr Wertheimer zu dem Eintretenden, und ich bin gekommen, um persönlich von Ihnen die Gründe zu vernehmen, die Sie zu dem Briefchen veranlaßt haben. Haben Sie mit Josephine gesprochen, hat Sie sich geweigert Ihre Hand anzunehmen?"

„„Im Gegentheile,"" antwortete der junge Mann, „„Ihre Fräulein Tochter erklärte sich bereit, meine Gattin zu werden.""

„Und Sie?"

„„Ich konnte die Bedingungen nicht eingehen, welche Ihre Fräulein Tochter mir stellte.""

„Bedingungen?"

„„Ihre Fräulein Tochter stellte mir zwei Bedingungen. Die erste war, ich sollte mit ihr in die weite Welt ziehen. Wiewohl ich darüber erstaunte, willigte ich ein. Aber in die zweite Bedingung konnte ich nicht willigen. Fräulein Wertheimer verlangte, ich solle ihr gestatten, an das Theater zu gehen und Sängerin zu werden.""

„Und wenn Sie zum Scheine darauf eingehen möchten — ich würde dann durch ein strenges Verbot dafür sorgen, daß dieser thörichte Plan nicht ausgeführt werden könnte."

„„Auch diese Möglichkeit habe ich erwogen und mich Fräulein Josephine gegenüber in diesem Sinne ausgesprochen. Sie aber sagte, daß sie sich um das Verbot des Vaters nicht kümmere, und daß sie den Gatten, der sich ihren Plänen entgegenstellte, zu einer Scheidung zwingen würde.""

„O Gott, wie hat mir diese Gouvernante das

Kind verdorben! was soll ich thun, was soll ich anfangen!"

„„Ich habe nicht verfehlt, der jungen Dame das Unrecht, welches sie begehen will, in den lebhaftesten Farben auszumalen; ich habe ihr vorgestellt, daß sie das graue Haupt ihres Vaters in Gram und Kummer in die Grube bringen würde; ich habe ihr versprochen, mit aller Kraft dahin zu streben, sie glücklich zu machen, ihr die Hände unter die Füße zu legen; ich habe ihr das unaussprechliche Glück einer frohen und zufriedenen Häuslichkeit zu schildern versucht; ich habe ihr dargelegt, wie schal und unbefriedigend das Leben einer Theaterprinzessin sich zu gestalten pflegt — es war Alles vergebens. Da bin ich nach Hause gegangen, und habe Ihnen mit blutendem Herzen das Briefchen geschrieben.""

„Sie sind ein edler, junger Mann und haben gehandelt, wie ein Ehrenmann handeln muß; trotzdem gebe ich die Hoffnung nicht auf . . . ."

„„Nein, nein, Herr Wertheimer, ich habe jede Hoffnung aufgegeben, und, ich will es Ihnen offen sagen, ich werde, so sehr ich auch Ihr Fräulein Tochter liebe und ehre, ihre Hand zurückweisen, selbst wenn das Fräulein, durch Sie überredet, auf jene Bedingung verzichten würde. Ein Mädchen, das mit solch einem tief gewurzelten Plane sich trägt, paßt nicht für mich. Lieber will ich mein ganzes Leben hindurch nichts als Brod und Salz essen, ehe ich auf die Ideale, die ich von einem echten jüdischen Eheleben habe, verzichten möchte.""

„Sie haben Recht, mein Freund, und ich kann Ihnen, so sehr es mich auch betrübt, nur zustimmen. Es ist ein schrecklicher Kummer, der meine Seele belastet, um so schmerzlicher, da ich mich nicht frei von Schuld fühle: Ich habe zu sehr am Mammon gehangen und um des Gelderwerbes willen die

Erziehung meiner Tochter nicht genügend beaufsichtigt. Was hilft mir nun das Vermögen, das ich so mühsam erworben? ich bin ein armer, reicher Mann!“

Herr Wertheimer reichte dem jungen Gelehrten die Hand zum Abschiede und begab sich betrübten Herzens in seine Wohnung. Auf seinem Arbeitstische fand er die bereits angekommene Morgenpost. Er öffnete einen Brief nach dem andern, aber die interessantesten Geschäftsbriefe vermochten heute kaum seine Aufmerksamkeit zu erregen. Da öffnete er einen Brief, der aus weiter Ferne kam, und seine theilnahmlosen Züge belebten sich plötzlich. Er las mit gespannter Aufmerksamkeit den Brief zu Ende. Dann rief er:

„Sollte es eine göttliche Fügung sein, sollte der allgütige Gott mein heißes Flehen erhört haben und mir das geeignete Mittel senden, die schwere Sorge von meinem Herzen zu wälzen?“

V.

Der Brief, welcher Herrn Wertheimer mit neuen Hoffnungen erfüllte, kam aus Beyrut in Syrien und lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Onkel!

Du wirst Dich wundern, nach so langer Zeit wieder einmal Nachricht von mir zu empfangen. Aber ich konnte in den letzten Monaten nicht schreiben, da meine Zeit ganz übermäßig in Anspruch genommen war. Jetzt aber hoffe ich, Dich, lieber Onkel, meinen einzigen und mir so theuren Verwandten, bald umarmen zu dürfen. Ich habe meine Stelle in Beyrut aufgegeben, da mich eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Heimath erfaßt hat. Ich habe mir ein hübsches Vermögen

erspart und gedenke in Wien ein Geschäft zu etabliren. Schon mit dem nächsten Dampfer hoffe ich von hier abzureisen, so daß ich schon wenige Tage nach Ankunft meines Briefes bei Dir sein werde. Vielleicht gelingt es mir, schon das Neujahrsfest in Deinem Hause zu feiern. Wie ich mich sehne, Dich wieder zu sehen und die kleine Cousine, die wahrscheinlich in den langen 10 Jahren meiner Abwesenheit ein großes, schönes Mädchen geworden ist. Grüße sie recht herzlich von mir und frage sie, ob sie sich meiner noch erinnert. Doch genug für heute. Mündlich, so Gott will, mehr!

Dein Dich innigliebender Neffe

Heinrich."

Beyrut, den 20. August 1851.

Heinrich Wertheimer war der frühverwaiste Sohn des einzigen Bruders des Mannes, der so eben mit erneuter Hoffnung den vorstehenden Brief gelesen hatte. Heinrich hatte seine Eltern, da er noch ein Knabe war, durch den Tod verloren, hatte dann im Hause seines Onkels das Geschäft erlernt und nach vollbrachten Lehrjahren eine Commisstelle in Wien angenommen. Da der junge Mann sehr tüchtig war, hatte ihn sein Haus, welches eine Filiale in Alexandrien in Egypten besaß, dorthin geschickt. Von da aus war er nach Beyrut geschickt worden, um auch dort eine Filiale für das Wiener Geschäftshaus zu gründen. Zehn Jahre lang hatte Heinrich im Orient verweilt. Jetzt hatte er, dem Zuge seines Herzens folgend, seine einträgliche Stellung aufgegeben und von Wien aus sich einen Nachfolger senden lassen. Nachdem er diesen gehörig instruirt, hatte er alle seine Angelegenheiten geordnet und stand nun, wie wir oben gesehen haben, im Begriffe, in die Heimath zurückzukehren.

Herr Wertheimer ließ alle Geschäftsbriefe unerledigt auf seinem Tische liegen, und lief eilend mit dem Schreiben seines Neffen in das Zimmer seiner Tochter.

Josephine freute sich sehr, daß sie ihren Vetter, der, als sie noch ein kleines Kind war, immer so li•bevoll gegen sie gewesen und der ihr auch aus dem fernen Orient manchmal hübsche Sächelchen geschickt hatte, jetzt wieder sehen sollte. Jedoch stieg ihr der Verdacht auf, daß ihr Vater den Vetter eigens für sie habe kommen lassen. Sie prüfte daher das Datum und den Poststempel des Briefes genau. Herr Wertheimer bemerkte es und sagte lächelnd:

„Gut, daß wir noch keine Telegraphenverbindung mit dem Orient haben, sonst würdest Du meinen, ich hätte dem Vetter eine Depesche geschickt, um ihn zu veranlassen, hierherzukommen und um Dich zu werben."

Josephine wurde über und über roth. Sie sah sich in ihren geheimsten Gedanken überrascht.

Es war am Rüsttage zum Neujahrsfeste, als Heinrich Wertheimer in Prag ankam. Der Onkel umarmte ihn auf das Herzlichste, und Josephine war sehr überrascht, als sie den Cousin wieder sah. Sie hatte sein Andenken in ihrem Gedächtnisse bewahrt. Immer, wenn sie an den fernen Vetter gedacht hatte, war das Bild eines langaufgeschossenen, schmächtigen, blassen Jünglings vor ihr geistiges Auge getreten. Jetzt stand er vor ihr, ein schöner, kräftiger Mann, dessen intelligentes Gesicht ein schwarzer Vollbart umrahmte. Aber auch Heinrich war überrascht von der Erscheinung seiner Cousine. Er hatte sich wohl gedacht, daß das reizende Kind, welches er seit zehn Jahre nicht gesehen hatte, zu einer schönen Jungfrau er-

blüht sein würde, aber so viel Schönheit, Anmuth und Liebreiz hatte er nicht erwartet.

„Du wirst wohl", sagte Herr Wertheimer zu seinem Neffen, als er gegen Abend in Begriff stand, in die Synagoge zu gehen, „den Gottesdienst im Tempel besuchen wollen?"

„„Nicht doch, lieber Onkel"", entgegnete Heinrich, „„ich gehe mit Dir in die Altneuschul, wie ich als Knabe Dich immer begleitet habe. Meine religiösen Ansichten haben sich seitdem nicht verändert. Du weißt, daß ich in dem „treyhenen Molem", in Wien stets den Satzungen unserer heiligen Religion gemäß gelebt habe, und im Orient, wenn man die Stättea schauet, an die sich die heiligsten Erinnerungen unserer Geschichte knüpfen, da wird man erst recht in den Grundsätzen der Thora und in der treuen Anhänglichkeit für die Satzungen derselben bestärkt.""

Am Festesabend während der Mahlzeit hatte Heinrich viel zu erzählen, namentlich von Jerusalem, der heiligen Stadt, die er während seiner Anwesenheit im Oriente besucht hatte. Er schilderte die Schönheit der Lage und den Verfall des Landes wie der Stadt, seitdem Israel aus seiner ursprünglichen Heimath verbannt ist. — Namentlich war die Beschreibung sehr ergreifend von dem Gottesdienste, welcher an der Westmauer des heiligen Tempels an jedem Freitag Nachmittag abgehalten wird. Diese Westmauer ist noch ein Ueberrest des großartigen Baues, welchen einst König Salomon aufgeführt hat. Dort versammeln sich die Juden Jerusalems an jedem Freitag zum Mincha-Gebet. Ehe sie den heiligen Ort betreten, entfernen sie die Schuhe von ihren Füßen. Dann beten sie in heißer Andacht und unter strömenden Thränen.

„Und hast Du", fragte Josephine, „nicht ein-

mal die Omar-Moschee besucht? Wie ich höre, soll es ja jetzt ermöglicht werden können."

„„Ja"", antwortete Heinrich, „„für ein Baschkisch von zwanzig Franken kann man sich die Erlaubniß verschaffen, den Tempelberg zu besuchen bis an die Omar-Moschee, die an der Stelle erbaut worden ist, wo einst das Allerheiligste stand. Aber ich habe die Gelegenheit nicht benutzt.""

„Wolltest Du vielleicht," fragte Josephine, „die zwanzig Franken ersparen?"

„„Nicht doch, mein liebes Cousin'chen, ich war stets so gestellt, daß es mir auf zwanzig Franken nicht anzukommen brauchte. Allein es war eine religiöse Rücksicht, die mich bestimmte, meine Wißbegierde unbefriedigt zu lassen. Seitdem wir die Asche der rothen Kuh nicht mehr besitzen, fehlt uns das Mittel, die Reinheit zu erlangen, die nothwendig ist, um die heiligen Stätten betreten zu dürfen!""

„Und deßhalb bist Du nicht hineingegangen? Ich hätte mich von dieser Rücksicht nicht zurückhalten lassen."

„„Ei, ei, Cousin'chen"", sagte Heinrich lachend, bist auch Du von den Ideen der Neuzeit angesteckt, die sich mit leichtem Sinne über alles Verbotene hinwegsetzt? Und fürchtest Du Dich nicht, heute am Neujahrstage, am Tage des Gerichts, solche sündhaften Reden zu führen?""

„„Du kannst noch Schlimmeres von meiner Tochter hören"", sagte Herr Wertheimer ernst. „„Erst unlängst hat sie über die Auseinanderhaltung von Fleisch und Milch gespottet. Sie meint, das sei ursprünglich ein sentimentales Gebot gewesen, nicht zu kochen das Böcklein in der Milch der eigenen Mutter, woraus die Rabbinen die milchdingen und fleischdingen Löffel hergeleitet hätten.""

„Und wie kömmt," fragte Heinrich, „Deine Tochter, lieber Onkel, dazu, über etwas zu spotten, was Dir heilig ist?"

„„Ich habe es selbst verschuldet," sagte Herr Wertheimer traurig, ich habe die Erziehung meiner Tochter Fremden überlassen.""

Eine tiefe Stille trat ein. Heinrich wollte nicht weiter fragen, um seinen Onkel nicht noch mehr zu betrüben. Auch Josephine schwieg. Sie beschäftigte der Gedanke, wie nur der weitgereiste, feingebildete, schöne und wohlhabende junge Mann noch so weit in der Cultur zurück sein könne, um noch auf Vorschriften etwas zu geben, welche ihr Fräulein Braunfels als längst veraltete dargestellt hatte. Endlich unterbrach Heinrich das Schweigen:

„Da wir doch gerade, lieber Onkel, von dem Verbote der Mischung von Milch und Fleisch reden, so will ich Dir eine Erfahrung mittheilen, die ich im Orient gemacht habe und die Dich vielleicht interessiren wird. Du weißt wahrscheinlich, daß im Orient das Ziegenfleisch sehr schmackhaft und deßhalb sehr beliebt ist, und da haben die Ziegenhirten am Abhange des Libanon die Gewohnheit, das Fleisch der Ziegenböcklein in Milch zu kochen, und da im Oriente alte Gewohnheiten sich seit Jahrhunderten und seit Jahrtausenden unverändert erhalten, so ist anzunehmen, daß schon zur Zeit der Gesetzgebung diese Gewohnheit geherrscht hat."

„„In der That"", sagte Herr Wertheimer: „„Deine Mittheilung interessirt mich sehr. Sie bestätigt eine Erklärung des Rabbi Abraham Aben Esra. Es liegt nämlich die Frage nahe, warum die heilige Schrift für das Verbot der Mischung von Fleisch und Milch gerade die Ausdrucksweise gebraucht: Du sollst nicht kochen das Böcklein in der Milch seiner Mutter. Da meint Aben Esra, daß die Thora das Gewöhnliche, das Vorkommende

zunächst ins Auge faßt! Es ist nun ganz ungewöhnlich, Fleisch in Milch zu kochen; das geschah weder bei den Völkern des Alterthums noch geschieht es in der Gegenwart; nur das Fleisch des Ziegenböckleins, sagt Aben-Esra, macht eine Ausnahme; dieses Fleisch ist trocken und hitzig; daher wird es von den Arabern in Milch gekocht. — Die Thora, indem sie dieses Verbot dreimal wiederholt, will das Kochen, das Essen und jeglichen Genuß in Bezug auf in Milch gekochtes Fleisch verbieten, und bedient sich dabei der Ausdrucksweise, die an solches anknüpft, was zu geschehen pflegt. Wir finden davon noch einige Beispiele in der heiligen Schrift. Die Tradition ist es, die unsere Augen erleuchtet und uns lehrt, wie wir die Gebote der heiligen Schrift aufzufassen und zu befolgen haben. Nur durch die sorgfältige Trennung von Milchding und Fleischding in unseren Küchen und auf unseren Eßtischen können wir dieses Gebot ganz befolgen und verhindern, daß es übertreten werde.""

Josephine hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört; sie fing an, an der Wahrheit der Orakelsprüche ihrer ehemaligen Gouvernante zu zweifeln. Am andern Tage verstand sie sich sogar dazu, sich am Taschlichmachen zu betheiligen.

Zu der Zeit, in welcher sich die hier erzählten Ereignisse zutrugen, wurde dieser Gebrauch in Prag in sehr feierlicher Weise begangen. Nach dem Mincha-Gottesdienste am ersten Neujahrstage begaben sich die Besucher sämmtlicher Synagogen in langen Reihen, die Rabbinen der einzelnen Synagogen, im langen Kaftan, die breite Zobelmütze auf dem Haupte, an der Spitze des Zuges, nach dem Platze vor der Altnenschul. Hier harrten schon die Besucher der Altneusynagoge, an deren Spitze der Oberrabbiner stand. Dann ging

es im feierlichen Zuge nach einem großen, freien Platze in der Nähe der Moldau. Hier versammelten sich circa 10,000 Menschen, die alle in heißer Andacht ihre Gebete zu Gott emporsandten. Auch auf Josephine machte diese erhebende Feier einen tiefen Eindruck. Da waren sie fast Alle, die Prager Juden, Männer, Frauen und Kinder. Es war ein erhebendes Bild jüdischer Einmüthigkeit im Dienste unseres Gottes. Und was vereinigte diese große Volksmenge hier? Nicht die Erfüllung eines strengen Gebotes, welches in der heiligen Schrift vorgeschrieben ist, sondern nur die Uebung eines Gebrauches, dessen Ursprung, wie ihr der Vater gesagt hatte, in einer Erzählung der Weisen zu suchen ist. Was vermochte die Neuzeit als Ersatz zu bieten für dieses innige, religiöse Gefühl, das sich nach dem Unendlichen sehnt und sich zu ihm erhebt?

VI.

Die Feiertage waren vorüber gegangen. In den vornehmen israelitischen Familien Prags herrschte damals ein sehr geselliger Ton. Heinrich Wertheimer und seine Cousine wurden vielfach zu Abendunterhaltungen eingeladen, und Herr Joseph Wertheimer hatte nichts dagegen einzuwenden, daß seine Tochter in Gesellschaft seines Neffen dieselben besuchte. War früher Josephine der Mittelpunkt jedes geselligen Kreises gewesen, so war es jetzt ihr Vetter Heinrich. Der schöne, geistvolle junge Mann, der so viel gesehen hatte und so hochgebildet war, wußte auf das Hinreißendste von den Wundern des Orients zu erzählen. Dann hingen alle Augen an seinen Lippen, und auch Josephine war entzückt, von dem, was sie sah und hörte. Es waren allerdings ganz

wunderbare Abenteuer, welche der junge Mann erlebt hatte und über die er in spannendster und aufregendster Weise zu berichten wußte.

Einst kam in einer Gesellschaft die Rede auf die Katakomben Aegyptens. Da erzählte Heinrich Wertheimer ein merkwürdiges Abenteuer, welches er in denselben erlebt hatte, wie folgt:

Als ich vor 10 Jahren in Alexandrien das Dampfboot verließ und meinen Fuß auf ägyptische Erde setzte, lag mir der Gedanke fern, mich mit den Sitten und der Lebensweise des Volkes zu beschäftigen, seine Sprache zu erlernen, oder gar Hieroglyphen zu entziffern, nach Alterthümern zu graben. Aber das wunderbare Aegypterland, das alte Mizrajim weiß auch uns kalte Nordländer an sich zu ziehen und zu halten mit unlöslichen Banden. Mich hatte nur der hohe Gehalt gelockt, aber bald fand ich des Hochinteressanten so außerordentlich viel, daß ich mich dem Studium des Volkes und seiner Sprache, der arabischen, mit Eifer hingab. Schließich kam ich an die pharaonischen Alterthümer, legte mir selbst eine Sammlung an, beschäftigte mich sogar mit Hieroglyphen. Um diese Sammlung zu vergrößern, machte ich einst mit drei jungen deutschen Gelehrten einen Ausflug nach den Felsengräbern von Maabdeh, wo die Krokodilmumien zu Tausenden geschichtet liegen sollten. Es interessirte mich das um so mehr, da nach der Meinung vieler jüdischer Erklärer, das Zephardea der zehn Plagen das Krokodil gewesen sein soll und daß es die Mumien jener Krokodile seien, die in diesen Katakomben aufgeschichtet liegen. In eigens gemiethetem, luxuriösem und reichlich mit Lebensmitteln versehenen Nilboot fuhren wir die Nacht hindurch. Am andern Abend legten wir an, verließen aber das Boot nicht, während die Matrosen ans Land gingen,

um bequemer ihr Mahl aus Saubohnen*) zu bereiten. Inzwischen kam aus dem nächsten Dorf die von der ägyptischen Regierung für jedes anlegende Schiff bestellte Nachtwache, wohlbewaffnet, stumm daher, steckten am Feuer ihre Pfeifen an, und legten sich, als die Matrosen zum Schlafen aufs Schiff gegangen waren, gleichfalls zum Schlafen nieder. Ich machte dem Führer Vorhalt darüber, er aber sagte: Wenn Allah beschlossen hat, daß Euch Etwas passire, so hilft unser Wachen ja doch nichts: soll Euch aber nichts zustoßen, so weiß ich wieder nicht, warum wir wachen sollen.

Unsere erste Hauptstation war das Dorf Beni Hassan am rechten Ufer des Nils. Dort wollten meine Gefährten Hieroglyphen in den alten Felsengräbern copiren, und von dort aus hatte ich in nächster Nähe die Katakomben von Maabdeh. Um Mitternacht kamen wir im Dorfe an. Am Morgen stand schon eine Schaar Knaben mit Eseln bereit. Nachdem wir Speisen und alles Nöthige ans Land gebracht, bestieg Jeder von uns seinen Esel. Ich brauchte noch einen Führer in den Katakomben. Wir ritten noch ein gutes Stück am Uferstrom aufwärts, bogen dann links ein und nach 3/4 Stunden hatten wir den Felsabhang erreicht. Hier sind die berühmten Felsengräber von Beni-Hassan, die ältesten, die wir kennen, nach ihren Inschriften über 4000 Jahre alt, etwas über 30, alle in den Felsen hineingebrochen, in Gängen, Kammern und Sälen, alle Wände bedeckt mit Reliefbildern und Hieroglyphen-Inschriften. Doch muß man vorsichtig beim Besuch sein; denn wenn die alten Aegypter den Sarg mit der Mumie ans hinterste Ende des Grabes gebracht haben, trieben sie in einem der Gänge einen tiefen, senkrechten

*) „Pul ha Mizri“ im Talmud.

Schacht in den Boden, um den Zugang abzuschneiden. Ich hielt mich nur eine Stunde auf und trat eine kleine Wanderung an. Am Abend sollte ich meine Reisegenossen hier wieder abholen. Ich mußte nun vor Allem den steilen Abhang zu Fuß ersteigen, oben gings wieder in schnellem Trab vorwärts, meine beiden Araber liefen auf dem heißen Gestein unermüdet baarfuß nebenher. Wir befanden uns jetzt auf einem Plateau, ungefähr 400 Fuß hoch, Alles öde, weder Pflanze noch Thier, denn hierherauf steigt der Nil nicht. Bald thürmten sich neue Felsmassen vor uns auf, und nachdem wir ein Stück dazwischen hineingezogen, sagte mein Führer, ein gesetzter, zuverlässiger Mann: Hier o Herr!

Der Eingang zu den Katakomben war ziemlich schmal, ungefähr 6 Fuß hoch. Mehemed zündete eine Fackel an, und gab mir eine unangezündete, dann marschirten wir hinein. Ich faßte die Sache wissenschaftlich an: ich zählte die Schritte vom Eingang, um zu bestimmen, wie lang der Gang sei, blickte öfters hinter mich, ob der Gang gerade sei oder sich biege. 86 Schritte hatte ich gezählt, als wir links bogen, und wir durchschritten einen weiteren Saal, 57 Schritte lang. An der hinteren Wand des Saales zeigte mir Mehemed eine niedere Oeffnung, nur ca. drei Fuß hoch, in die mußten wir hinein, und, weil es steil bergab ging, auf Händen und Füßen rückwärts kriegen. Nach wenigen derartigen Schritten schmerzten mich Hände und Knie außerordentlich, und wie es Mehemed fertig brachte, auch die brennende Fackel zu tragen, das weiß ich nicht, in der That stöhnte er wiederholt: Jah Allah! Indessen zählte ich die Schritte fort. Auf einmal rief Mehemed: Der todte Mann! Du kannst Dich nun wieder aufrichten. Wir befanden uns in einem ziemlich weiten Saal von

rundlicher Gestalt und ansehnlicher Höhe, fünf Gänge mündeten in ihm. Neben dem durchkrochenen niederen Gang und dem nächsten links hatten die alten Steinarbeiter eine Bank gemeißelt. Ich zeichnete einen ungefähren Grundriß des Saales in meine Brieftasche, notirte auch die Zahl der Schritte, in dem letzten Gang, wie ich es bereits vorher gethan hatte. Dann setzte ich mich auf die Bank, nahm Fleisch und Brod aus seiner Papierumwicklung und mein Fläschchen mit Wein und ließ mir's schmecken. Dabei erzählte Mehemed, daß der Saal seinen unheimlichen Namen von einem Derwisch bekommen, der in den 40er Jahren ohne Führer die Katakomben besuchte, sich verirrte, und von dem Führer später auf dieser Bank sitzend verhungert gefunden wurde. Wir setzten unsern Weg links einbiegend fort. Plötzlich schrie Mehemed: Ein Dschin umschwebt uns, wenn er uns nichts zu Leide thut! Es war aber kein böser Geist, sondern eine Fledermaus gewesen, deren es in den Katakomben tausende gibt, und die man bei der trüben Beleuchtung nicht sah. Dabei war ich in der Zählung der Schritte irre geworden. Ich wollte zu dem todten Mann zurückkehren: allein der Führer drängte und erklärte meine Notizen für ganz nutzlos, er sei der Einzige, der den Weg zum Krokodilensaale kenne, weil er ihn als junger Bursche mit einem alten Führer gemacht. Wir schritten also weiter, bald rechts, bald links. Plötzlich rief Mehemed: Der erste Brunnen-(Schacht)! Nahm aus einer Ecke ein altes Brett, legte es über den Schacht und geleitete mich hinüber. Wir kamen an einen zweiten; dann wurde der scharfe Mumiengeruch immer stärker, endlich sagte Mehemed: Hier o Herr, ist, was Du suchst!

Wir waren am Eingange eines großen Saales, ihn zu durchmessen erlaubte Mehemed nicht. Da

lagen tausende und abertausende von Krokodilmumien in allen Größen von 1 Fuß bis zu 15 Fuß Länge, immer neue und neue Massen, dazwischen auch Menschenmumien. Ja, wenn man davon fortschaffen könnte! Ein kleines Krokodil von 2 Fuß Länge, sehr wohl erhalten, nahm ich mit und gedachte ein anderes Mal, mit mehr Leute wieder zu kommen. Wir machten uns rasch schreitend auf den Heimweg. Da sagte Mehemed, die Hand nach hinten steckend: die Fackel, und dann dringender: die andere Fackel! Ja mein Krokodilchen hatte ich, aber die Fackel hatte ich im Krokodilsaale liegen lassen. O Gott, o Gütiger, stöhnte Mehemed, o laß uns eilen! Schnell und immer schneller wurde unser Lauf. Die Fackel war bis auf ein Stückchen abgebrannt; der Führer nahm das Restchen bald in die eine, bald in die andere Hand, das schmelzende Pech floß über seine Finger, schneller und schneller in rasender Eile stürzten wir dahin, und immer kleiner wurde das Flämmchen, einen Augenblick noch sprühten die Funken — schwarze Finsterniß. Wir blieben stehen. In der Dunkelheit konnten wir den Ausweg nicht finden, der Führer selbst hatte keine Vorstellung von dem Plan der Gänge — eine falsche Biegung, und wir stürzten zerschmettert in einen Schacht oder kamen immer tiefer ins Innere. Eine andere Gesellschaft konnte nicht kommen, denn der einzige Führer war bei mir. Ich hörte wie sich Mehemed setzte: Warum setzest Du Dich? fragte ich. Warum soll ich stehen? Sitzen ist besser. Und begreifst Du nicht, daß wir hier elend verhungern müssen? „Wir können auch wieder errettet werden, wenn Gott will.“ Wie sollen wir errettet werden, es kann ja Niemand zu uns! Gott ist groß! Ist das meine Sorge wie wir errettet werden? Das wird Allah wissen. Aber, sprach ich: wir müssen das Unsrige

thun, damit Gott uns helfe. Ich setzte mich, legte mein Krokodil neben mich und überlegte. Endlich erklärte ich Mehemed, daß wir jedenfalls vorwärts müßten; aus Furcht vor den Dschins willigte er ein. Ich nahm aus meinem Zündholzbüchschen ein Hölzchen nach dem andern, strich sie bis auf drei an, die wollte ich reserviren. Als jene abgebrannt waren, gingen wir an der linken Wand, mit beiden Händen tastend, weiter. Noch waren wir auf dem rechten Weg; so lange wir darauf blieben, konnte kein Schacht kommen, die lagen hinter uns. Auf einmal hatte für meine rechte Hand die Wand ein Ende, jetzt kam die Entscheidung. Der Führer konnte in der Dunkelheit gar keine Auskunft geben. Ich gebot ihm stehen zu bleiben und schlich vorsichtig, um in keinen Schacht zu fallen, herum, um die Richtung des Ganges festzustellen. Da plötzlich rasselte ein Stück Papier zu meinen Füßen. Ich opferte noch ein Streichhölzchen, um mit dem Papier noch eine größere Flamme zu erzielen, da erkannte ich das Papier als dasjenige, welches ich bei meinem Mahle weggeworfen. Wir sind im todten Mann, rief ich Mehemed zu, jetzt weiß ich den Weg! Die Steinbank fand ich, aber um die niedere Oeffnung zu finden, mußte ich noch ein Streichholz opfern. Ich wußte die Zahl der Schritte, kroch hinein und war gerettet. Könnte ich die Seligkeit schildern, die ich empfand, als ich den blauen Himmel wieder über mich sah!

Als wir unseren Weg nach Beni Hassan zurücklegten, fragte ich Mehemed: Hast Du das Krokodil? Das hast Du liegen lassen, o Herr! Die Reise fortzusetzen war ich nicht im Stande. Ich kehrte mit dem nächsten Dampfboot nach Kairo zurück, und verfiel dort in ein hitziges Fieber. Unter den vielen, vielen Schätzen, die ich aus meinem geliebten Aegypten mitgebracht habe, und

die ich oft mit Wehmuth und Sehnsucht betrachte, steht auch ein ganz gewöhnliches Streichfeuerzeug mit einem Hölzchen und dabei liegt ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt. Diese Dinge waren es, die mich unter göttlichem Beistande aus dem Grab gerettet und wieder an das Lebenslicht geführt haben."

Die ganze Gesellschaft hatte mit gespannter Aufmerksamkeit dem jungen Manne zugehört. Alles stand auf, und Einer nach dem Andern drückte ihm die Hand, ihn, ob der wunderbaren Rettung aus so großer Gefahr, beglückwünschend. Nur Josephine sprach kein Wort. Als sie jedoch nach dem Schlusse der Gesellschaft zusammen, natürlich in Begleitung des alten Verwandten, nach Hause gingen, sagte Josephine:

„Wie leicht hättest Du in diesem Abenteuer den Tod finden können!"

„„Und würdest Du, Cousin'chen, den Tod Deines armen Vetters betrauert haben?""

„Nein, damals wohl nicht, aber . . . ."

Das junge Mädchen schwieg verlegen.

„„Aber"", nahm Heinrich das Wort, „„jetzt würdest Du wohl ein wenig Mitleid mit mir haben, wenn mir ein Unfall zustoßen würde!""

Das junge Mädchen erwiderte nichts; schweigend gingen die Drei ihrer Behausung zu.

Am andern Morgen trat Heinrich in das Privatkabinet seines Onkels ein.

„„Onkel"", sagte er, nachdem er die in das Comptoir führende Thüre geschlossen hatte, „„könnte ich Dich wohl einige Minuten ungestört sprechen?""

Herr Wertheimer trat in das Comptoir und sagte, daß er ungestört bleiben wolle. Dann setzten sich die Beiden, und Heinrich begann zu reden:

„Lieber Onkel," sagte er in herzlichem Tone, „Du bist mir stets wie ein gütiger Vater gewesen,

und wirst mir auch jetzt nicht zürnen, wenn ich von Dir etwas sehr Bedeutendes verlangen werde. Ich liebe Josephine und möchte Dein Schwiegersohn werden."

„„Mein lieber Sohn."" entgegnete Herr Wertheimer, „„was mich betrifft — ich bin gern bereit, Deinen Wunsch zu erfüllen; allein . . . !""

Der Banquier schwieg; er konnte das rechte Wort nicht finden.

„Fürchtest Du etwa," fragte Heinrich, „daß ich bei Josephine nicht reüssiren werde?"

„„Es ist nicht das,"" sagte der Banquier, „„ich glaube, Du hast einen guten Eindruck auf das Mädchen gemacht, und sie würde sich nicht weigern, Deine Gattin zu werden. Allein, sie hat eine Schrulle — sie will an's Theter gehen und Sängerin werden. Sie verlangt von ihrem künftigen Gatten, daß er ihr das gestatte; sonst wolle sie durch ihr Benehmen ihn zur Ehescheidung treiben, um so die gewünschte Freiheit zu erlangen, ihre thörichten Pläne ausführen zu können.""

„Oho, lieber Onkel, was das betrifft, das überlnsse mir. Ich glaube nicht, daß Josephine mir irgend eine Bedingung stellen wird. Und sind wir erst verheirathet, so kannst Du mir vertrauen, daß ich dafür Sorge tragen werde, daß sich Josephine von dem Glücke des häuslichen Herdes nicht hinwegsehnen wird nach den strahlenden Lampen der Opernhäuser."

„„Nun wohl, mein Sohn, versuche Dein Glück. Ich gebe Dir gern und freudig meinen väterlichen Segen.""

VII.

Freudestrahlend suchte jetzt Heinrich seine Cousine auf; er fand sie mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt in Gesellschaft der alten Verwandten.

„Tantchen", sagte Heinrich zu dieser: „der Onkel wünscht Dich zu sprechen; er will Dir eine Mittheilung machen."

Befremdet schaute die alte Dame ihn an, aber sie sagte kein Wort und verließ das Gemach.

Als nun die beiden jungen Leute allein waren, wagte Keines zu sprechen. Josephine war sehr verlegen, und Heinrich wußte das rechte Wort nicht zu finden.

Nach einer längeren Pause trat Heinrich vor den Spiegel und betrachtete sich aufmerksam.

„„Was machst Du da?"" fragte Josephine.

„Ich muß mir einmal den Heinrich Wertheimer anschauen, den vielgereisten, der ohne Scheu mit den vornehmsten und mächtigsten Leuten, mit dem ägyptischen Khedive, mit so manchem türkischen Pascha, mit europaisch en Generalconsuln, mit Beduinen-Häuptlingen und Drusenfürsten verhandelt hat, und der jetzt einer jungen Dame gegenüber nicht so zu reden im Stande ist, wie er gerne reden möchte."

Er drehte sich jetzt um und sah seiner Cousine voll in das Gesicht.

„Josephine", sagte er, „hast Du mich ein wenig gern, willst Du mein Weib werden?"

Josephine konnte seinen Blick nicht ertragen; sie senkte die Augen. Purpurgluth bedeckte ihre Wangen.

„„Ja"", lispelte sie, „„ich will Dein Weib werden; aber ich habe Bedingungen.""

„Bedingungen?" fragte Heinrich sich erstaunt stellend. „Auf Bedingungen lasse ich mich nicht ein. Wenn Du mich nicht gern hast und die Hand, die ich Dir biete, ausschlägst, so verlasse ich noch heute Deines Vaters Haus. Wenn Du mich aber liebst und mein Weib werden willst, so mußt Du Dich mir auf Gnade oder Ungnade er-

geben. Und er soll Dein Herr sein, heißt es in der heiligen Schrift, und ich bin nicht gesonnen, mir von dieser, mir von Gott beschiedenen Herrschaft ein Titelchen rauben zu lassen. Du brauchst jedoch nicht zu befürchten, Josephine, daß ich Dich tyrannisiren werden. Ich werde stets eingedenk sein der Vorschrift unserer Weisen, daß dem Mann die Ehre seines Weibes mehr gelten soll als die eigene, daß er die Gattin mehr ehren soll als sich selbst. In allen gleichgiltigen und nebensächlichen Dingen wirst Du stets einen getreuen und gehorsamen Verehrer in mir finden. Aber in Allem, was meine Grundsätze betrifft, da mußt Du Dich meinem Willen unterwerfen. Fern sei es von mir, daß ich mir durch das Eingehen auf irgend einer Bedingung meine Macht im Voraus schmälern lasse."

„„Du böser, strenger Mann! Du kennst ja meine Bedingungen noch gar nicht!""

„Ich will sie auch nicht kennen lernen. Beziehen sie sich auf nebensächliche Dinge, so brauchst Du sie nicht zu stellen, sie sind Dir ohnedies gewährt; beziehen sie sich aber auf Grundsätze, so muß ich deren Erfüllung im Voraus verweigern. Also entschließe Dich, Cousin'chen — auf Gnade oder Ungnade!"

Wenige Minuten nachher suchte ein glückliches Brautpaar Herrn Joseph Wertheimer in dessen Privatkabinet auf und bat ihn um seinen väterlichen Segen.

Der alte Mann umarmte seine Kinder laut weinend. Eine schwere Last war von seinem Herzen genommen.

Verlobungsanzeigen wurden in der ganzen Stadt umhergetragen, flogen in die weite Welt hinaus, auch nach Hamburg, wo Fräulein Bernhardine Braunfels eine Stelle angenommen hatte.

Wenige Tage nachher kam das Beglückwünschungsschreiben der Gouvernante an. Als Josephine es gelesen hatte, verbrannte sie es auf der Stelle, denn sie erzitterte bei dem Gedanken, daß ihrem Bräutigam diese Epistel zu Gesicht hätte kommen können.

Es wurde sehr lebhaft im Hause des Herrn Wertheimer. Zahlreiche Gratulationsbesuche mußten empfangen und erwiedert werden. Große Einkäufe wurden gemacht, und Schneiderinnen und Näherinnen waren eifrigst beschäftigt, die Aussteuer der jungen Braut anzufertigen, denn die Hochzeit sollte schon bald gefeiert werden.

Der fünfzehnte Tag des Monats Schebat, der Hochzeitstag, kam heran. Der greise, ehrwürdige Rabbiner Rappoport vollzog die Trauung. Ein heiteres Mahl vereinte eine große Anzahl von Hochzeitsgästen. Unter diesen befand sich auch Herr Sommerwitz, der Director einer Schule. Dieser Herr machte bei allen Anlässen die lustige Person, nicht etwa, daß er den Lustigmacher hätte spielen wollen; unbewußt erregte er die Heiterkeit der Gesellschaft, in welcher er sich befand. Herr Sommerwitz hatte stets das Streben, sich schön und poesievoll auszudrücken, aber die Bilder seiner Sprache waren nur zu oft falsch gewählt. Er war ein feiner und höflicher Mann, aber seine Höflichkeit verfehlte oft das Ziel oder schoß darüber hinaus. Man erzählte von ihm die köstlichsten Witze. Einst ging er auf dem Roßmarkt spazieren; da rannte ein wild gewordener Ochse auf ihn zu. Herr Sommerwitz flüchtete ungestüm in einen Laden, indem er, sich entschuldigend, rief: Verzeihen Sie, ein Ochs kömmt!

Man kann sich die Heiterkeit der Gesellschaft vorstellen, als Herr Director Sommerwitz sein

Glas hochhob, um einen Toast auf das Brautpaar auszubringen.
er, „Meine verehrten Damen und Herren", sagte
„es ist heute Neujahr für die Bäume; der Winter geht zu Ende und der Sommer nahet heran. Da ziemt es sich wohl, daß Sie einen Sommer-Witz hören."

Schallendes Gelächter belohnte den witzigen Redner.

„Meine verehrten Damen und Herren", fuhr dieser zu reden fort. „Am Neujahrstage muß man Schofar blasen, wer bläst nun Schofar für die Bäume? Sie wissen es nicht? Ich weiß es auch nicht. Und deßhalb, und deßhalb erheben Sie Ihre Gläser und bringen Sie mit mir ein donnerndes Hoch aus auf unser geehrtes Brautpaar!"

Die Gläser klangen zusammen, die Musik fiel mit einer Touche ein, und als der Lärm verklungen war, fragte Herr Wertheimer:

„Aber, lieber Herr Director, weil wir nicht wissen, wer der Baal Tokea für die Bäume ist, sollen wir ein Hoch auf das Brautpaar ausbringen?

„Ja", antwortete der Angeredete, „das ist ja eben der Sommerwitz."

Aufs Neue ertönte ein stürmisches Gelächter.

Ein junger Gelehrter, Namens Pereles, ergriff das Wort:

„Meine Herrschaften," sagte er, „ich verfüge weder über Sommerwitze noch über Winterwitze. Gestatten Sie mir, einige ernste Worte an Sie und an das Brautpaar zu richten. Wir lesen in dem Wochenabschnitte des kommenden Sabbats, daß Jithro, der Schwiegervater Moscheh's, nachdem ihm sein Schwiegersohn die großen Wunder verkündet hatte, welche Gott für Israel gethan, sagte: Jetzt weiß ich, daß der Ewige größer ist als alle

Götter, denn durch dieselbe Sache, durch welche die Aegypter gesündigt hatten, wurden sie bestraft. Die Aegypter hatten die israelitischen Kinder ins Wasser geworfen, und jetzt haben sie selbst in den Fluthen des Schilfmeers den Tod gefunden. — Die Erklärer fragen, wie so gerade dieser letztere Umstand dem Jithro die Ueberzeugung beigebracht habe von der Größe und Allmacht des einzigen Gottes. Unsere Weisen erzählen, daß Jithro allen Götzen der Welt gedient und sich von deren Nichtigkeit überzeugt habe. Nur die eine falsche Idee hatte er noch fest gehalten, daß es zwei Gewalten gebe, von denen die eine das Gute, die andere das Böse in die Welt bringe. Nachdem aber Jithro vernommen, daß gleichzeitig das Gute über Israel und das Schlimme über die Aegypter ausgegangen, daß die Aegypter von dem Beschützer Israels mit demselben Maaße waren gemessen worden, mit dem sie Israel gemessen hatten, daß der Beschützer Israels die Aegypter im Wasser hatte umkommen lassen, nachdem sie sich durch Wasser an den Israeliten versündigt hatten, da erkannte er, daß es einen einzigen Gott gibt, welcher allmächtig die Geschicke der Menschen lenkt — er allein und außer ihm Keiner. — Verehrte Herren und Damen, eine neu Zeit entfaltet ihre Schwingen über uns. Sie bringt uns viel Gutes, aber auch viel Beklagenswerthes. Viele aus unserer Mitte vergessen den einzigen allmächtigen Gott, der Israel geleitet und geschützt hat viele Jahrhunderte hindurch, und vernachlässigen seine heiligen Gebote. Manches Brautpaar schließt heutzutage den Bund der Ehe in der Absicht, sein Haus in unjüdischer Weise einzurichten. Schon auf den Hochzeitsreisen, die in jüngster Zeit so modern geworden und die sich bis in ferne Länder erstrecken müssen, werden die Speisegesetze vernach-

läſſigt und die Sabbate nicht beobachtet. Anders verhält es ſich mit dem Brautpaare, deſſen Ehrentag wir heute feiern. Die Braut iſt in Tugend und Gottesfurcht erzogen, der Bräutigam hat es in fernen Ländern bewährt, daß er ein treuer Sohn unſeres Glaubens iſt, daß ihm die Geſetze und Sitten des Judenthums heilig ſind. Und deßhalb, meine Herren und Damen, erheben Sie mit mir die Gläſer und rufen ſie laut: Das edle, fromme, gottesfürchtige Brautpaar lebe hoch!"

Diesmal wollte das Hochrufen gar kein Ende nehmen. Bis tief in die Nacht dauerte das ſchöne Feſt, allen Theilhabern noch lange eine freundliche Erinnerung zurücklaſſend.

Heinrich Wertheimer trat in das Geſchäft ſeines Oheims und Schwiegervaters ein. Joſephine fühlte ſich unsauſprechlich glücklich. Dies meldete ſie auch ihrer ehemaligen Gouvernante und bat dieſelbe, ihr doch nicht mehr in dem Tone, wie bei Gelegenheit ihrer Verlobung, zu ſchreiben; ſie müſſe ſonſt die Correſpondenz mit ihr abbrechen. Nicht lange nachher traf die Antwort der Gouvernante ein. Dieſelbe ſprach ſich in den überſchwänglichſten Ausdrücken der Freude über das Glück Joſephinens aus. Keine Andeutung früherer Pläne waren in dem Briefe zu finden. Freudeſtrahlend zeigte Joſephine das Schreiben ihrem Gatten.

Bald nachher ſollte das junge Glück Heinrichs und Joſephinens recht empfindlich getrübt werden. Herr Joſeph Wertheimer erkrankte. Die Krankheit nahm ſehr bald einen gefährlichen Charakter an. Da verlangte der Kranke ſeinen Schwiegerſohn allein zu ſprechen.

„Heinrich", ſagte er, „ich bin Dir zu großem Danke verpflichtet. Du haſt das Kind auf gute Bahnen zurückgeführt. Behüte und beſchütze es,

auch wenn ich nicht mehr da bin, damit keine Gegenströmung ihr gefährlich werde. Halte die Gouvernante fern von ihr. Ich bitte Dich, versprich mir das."

Heinrich versprach es. — Wenige Tage nachher wurde Herr Joseph Wertheimer zu seinen Vätern bestattet.

VIII.

Josephine war tief bekümmert um den Tod ihres Vaters. Jetzt erst, nachdem sie ihn verloren, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie diesem Vater, der sie so sehr geliebt hatte, oftmals Kummer und Sorge bereitet. Heinrich suchte seine junge Frau zu trösten; er verdoppelte seine Liebe und Sorgfalt für sie und versagte ihr auch nicht die leisesten ihrer Wünsche. Doch bald kam die Zeit, in welcher er ihrem Verlangen auf das Ernstlichste entgegentreten mußte. Eines Tages brachte ihm Josephine einen Brief von Fräulein Bernhardine Braunfels.

„Die Aermste", sagte Josephine, „muß schon wieder ihre Stelle aufgeben. Die Kinder sind sehr unartig; die Eltern sind reichgewordene Handelsleute, die mit der deutschen Grammatik auf sehr gespanntem Fuße leben. Die arme, feinfühlende Bernhardine hat die Hölle in diesem Hause. Wie wäre es, Herzensmännchen, wenn wir der lieben Bernhardine ein Asyl in unserem Hause gewährten?"

„Liebes Kind", sagte Heinrich, „Du weißt, daß ich jeden Deiner Wünsche zu erfüllen mich stets beeile. Diesmal aber möchte ich Dich bitten, von Deinem Verlangen abzustehen. Was soll die Fremde in unserem Hause?"

„„Bernhardine ist mir keine Fremde; sie ist die Erzieherin meiner Kindheit, die Freundin meiner Jugend.““

„Und vergissest Du, liebes Kind, welchen Kummer sie Deinem edlen Vater, gesegneten Andenkens, bereitet hat? Noch während seiner letzten Krankheit hat er mich an sein Bett rufen lassen und mich gebeten, Dich vor dem Einflusse der Fräulein Braunfels zu schützen. Ja, wenn das Fräulein hier in Prag eine Stelle einnehmen würde, so sähe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, Dir den Umgang mit ihr auf das Strengste zu verbieten.“

„„Auf das Strengste zu verbieten? Mein Herr, welche Ausdrücke erlauben Sie sich mir gegenüber! Bin ich ein Kind, welches seinen Umgang nicht nach eigenem Ermessen wählen darf? Bin ich eine Sclavin, die dem strengen Herrn gegenüber zu Gehorsam verpflichtet ist?““

„Du bist meine schöne, liebenswürdige Herrin“, sagte Heinrich lächelnd, „und ich bin Dein gehorsamer, treuer Knecht in allen gleichgiltigen und nebensächlichen Dingen. Wo es sich aber um Principien handelt, da mußt Du doch anerkennen, daß ich älter bin als Du und mehr Erfahrung besitze.“

Josephine fing an, bitterlich zu weinen.

„„Eine schöne Herrschaft ist das““, sagte sie, „die Du mir da einräumst, eine Herrschaft über Bänder, Roben und Spitzen, über Armbänder und Perlenschnüre! aber meine Freundin soll ich mir nicht nach eigenem Ermessen wählen dürfen! Was geht's Dich an, mit wem ich Umgang habe? Will ich Dir etwas in den Weg legen, wenn Du Dir einen Freund wählest?““

„Mein geliebtes Weib! Wenn ich mir einen Freund wählen würde, und Du würdest finden, daß dieser Freund einen üblen Einfluß auf meine

Sitten und Grundsätze haben könnte — ich würde diesen Freund verabschieden, sobald Du einen derartigen Wunsch aussprechen möchtest."

„„Geliebter Mann"", sagte Josephine schmeichelnd, „„ich bin fest überzeugt, daß Bernhardine sich dem Tone und der Praxis unseres Hauses vollständig fügen würde, daß sie nichts thun würde, was Deine religiösen Gefühle verletzen könnte. Nicht wahr, geliebter Mann, Du gestattest mir, die arme Bernhardine aus der Höllenpein ihrer jetzigen Stellung zu erlösen und sie zu uns ins Haus zu nehmen, nur auf so lange, bis sie eine andere bessere Stellung gefunden!""

„Nicht auf einen Tag."

„„Du garstiger, böser Tyrann! Hältst Du mich für so wankelmüthig, daß Bernhardine in kurzer Zeit meine Grundsätze verändern könnte?""

„Ich halte Dich für das schönste und liebenswürdigste Weib auf Gottes weiter Erde, und Du kannst es mir nicht verdenken, daß ich bemüht bin, meinen Schatz mit der peinlichsten Sorgfalt zu hüten und vor jedem schädlichen Einflusse zu bewahren. Schicke dieser Braunfels eine Summe Geldes, damit sie ihre Stelle sofort verlasse und sich nach ihrer Bequemlichkeit eine andere suchen kann."

„„Du bist doch ein guter Mann. Wie viel soll ich ihr senden?""

„Ich will Dir einen Wechsel auf 200 Mark Banco, in Hamburg zu erheben, ausstellen lassen. Das sind hundert Thaler preußisch Courant. Sollte das Fräulein noch mehr bedürfen, so bin ich gerne bereit, ihr später nochmals eine solche Summe zur Verfügung zu stellen."

Josephine umarmte ihren Mann, und der Friede war wieder hergestellt.

Noch an demselben Tage schrieb Josephine

an ihre Freundin und sandte ihr das Geld. Wenige Tage nachher, kam ein in überschwänglichen Ausdrücken abgefaßter Dankbrief.

Fräulein Braunfels theilte darin ihrer ehemaligen Schülerin mit, daß sie ihre Stelle in Hamburg bereits aufgegeben, und daß sie nach Wien reisen würde, wo sie Aussicht habe, ein neues Unterkommen zu finden. Sie würde Mittwoch Nachmittags 3 Uhr in Prag ankommen, wo der Zug eine Stunde Aufenthalt habe. Es würde sie ungemein beglücken, ihre theure Josephine am Bahnhofe umarmen zu können.

Die junge Frau verheimlichte den Inhalt dieses Briefes ihrem Gatten. Zur bestimmten Zeit begab sie sich an den Bahnhof. Der Zug kam an, und die beiden Freundinnen fielen einander in die Arme.

Sie begaben sich in den Wartesaal, der ganz leer war, und setzten sich in eine Ecke desselben.

„Wie gut Du aussiehst", sagte Fräulein Bernhardine. „Aber warum gehst Du nicht schwarz? Ein eleganter schwarzer Anzug muß Dir besonders gut stehen."

„Mein Tyrann von Ehegemahl gestattet nicht, daß ich durch schwarzen Anzug meinen guten Vater betrauere. Er meint, das sei nichtjüdische Sitte."

„„Und warum hast Du ihn nicht mitgebracht? Ich hätte so sehr gewünscht, den Gatten meiner theuren Josephine kennen zu lernen.""

„Der Tyrann will ja nicht erlauben, daß ich fürder Umgang mit Dir pflege. Er fürchtet, Du könntest üblen Einfluß auf meine religiösen Grundsätze haben."

„„Und doch hat er Dir gestattet, mir Geld zu schicken?""

„O, er ist nobel und gut. Nur gegen Dich hat ihn mein seliger Vater so sehr eingenommen."

„„Weißt Du, Josephine, ich nehme jetzt eine Stelle in Wien an. Dein Mann hat, wie Du mir geschrieben, öfter in der Kaiserstadt zu thun. Suche es einzurichten, daß Du ihn einmal dorthin begleitest. Während Dein Mann dann in Geschäften thätig ist, wird sich manche Stunde finden, die wir gemeinsam zubringen können, ohne daß er etwas davon zu erfahren braucht.““

Josephine war entzückt von diesem Vorschlage. Pläne wurden gemacht, wie sie gemeinschaftlich die Kunstschätze Wiens besichtigen wollten. Die Stunde verging den beiden Freundinnen, wie wenn es wenige Minuten gewesen wären, und sie waren nicht wenig überrascht, als das Signal zum Abfahren ertönte. Die beiden Damen umarmten sich zum Abschiede. Bernhardine stieg in den Wagen.

„Und wie steht's“, fragte sie zum Wagenfenster hinaus, „mit Deinen Theaterplänen? Hast Du auf die Lorbeeren einer berühmten Sängerin verzichtet?“

Da pfiff die Lokomotive, und der Zug brauste dahin.

Josephine stand auf dem Perron, sich die naßgewordenen Augen trocknend; die Frage der Freundin, die sie nicht mehr hatte beantworten können, tönte immerwährend in ihre Ohren. Ja, was war aus ihren Theaterplänen geworden? Sie fühlte, wie heiße Sehnsucht nach Ruhm und Ehre ihr Herz durchströmte. Zwar, Heinrich war gut edel, und sie liebte ihn aufrichtig. Aber konnte er denn nicht gestatten, daß seine Frau unsterblichen Ruhm gewinne?

Josephine befand sich in einer furchtbaren Aufregung. All die Träume ihrer Mädchenjahre stiegen wieder auf vor ihrem geistigen Auge. Sie hatte es sich so schön ausgemalt, auf die große Menge wirken zu können, unzählige Menschen zur

Bewunderung, zum Entzücken, zur Begeisterung hinzureißen! Wie oft hatte sie daran gedacht, daß ihre himmlische Kunst sie in die höchsten Gesellschaftskreise emporheben würde, daß Kaiser und Könige sie mit Ehrenbezeugungen überhäufen möchten. Nun war das Alles aus, vorbei auf immer. Sie war und blieb eine einfache Banquiersfrau, beschränkt auf den Kreis ihrer Häuslichkeit.

„Und wenn Heinrich . . . .“ nein, sie durfte diesen Gedanken nicht ausdenken, sie durfte niemals daran denken, ihren Gatten in dieser Beziehung umzustimmen.

Als sie nach Hause kam, schloß sie sich in ihrem Zimmer ab und weinte lange. Es war gut für sie, daß Heinrich in Folge einer Depesche binnen weniger Stunden nach Wien reisen mußte. Ueberaus beschäftigt, hatte er nicht Zeit auf das lange Ausbleiben seiner Frau zu achten, und als sie endlich in sein Privatkabinet trat, machte er ihr sofort die Mittheilung, daß er noch heute Abend nach Wien reisen müsse und etwa 8 Tage dort bleiben würde. Josephine brach in Thränen aus, die Heinrich natürlich auf die bevorstehende Trennung deutete.

„Nimm mich mit Dir, Heinrich“, flehete Josephine.

„„Nein, Kind, das geht nicht. Ich habe in Wien unendlich viel zu thun, und was wolltest Du allein in der großen Stadt beginnen?““

„Ich habe aber Wien noch nicht gesehen, und sehne mich darnach, die zahlreichen Kunstschätze der Kaiserstadt kennen zu lernen. Ich werde schon Jemanden finden, der mich in die Museen und Sammlungen begleitet.“

„„Nein, Kind, das geht nicht. Ich selbst möchte Dich in Wien umherführen und Dir alles Merkwürdige zeigen. Ich habe es mir schon so

schön ausgemalt, Dich in der Kaiserstadt und ihren herrlichen Umgebungen auf Alles aufmerksam zu machen. Im Hochsommer, da mache ich mich auf einige Wochen frei von allen Geschäften. Dann reisen wir zusammen nach Wien und besehen uns Alles auf das Gründlichste."

Die Commis traten herein, um ihrem Chef noch vor dessen Abreise wichtige, geschäftliche Angelegenheiten vorzutragen und dessen Ordres zu erbitten. Josephine mußte sich zurückziehen, Gram und Kummer im Herzen.

Bald nahte die Nachtstunde heran, in welcher Heinrich abreisen mußte. Fast bis zum Augenblicke der Abreise hatte er zu thun. Dann verabschiedete er sich flüchtig von seiner Frau und fuhr nach dem Bahnhofe, wo der Zug zur Abfahrt schon bereit stand. Kaum hatte Heinrich Zeit ein Billet zu lösen und in den Wagen zu springen, als der Zug davon fuhr.

Heinrich saß allein im Coupé und verfiel bald, nach den großen Anstrengungen des Tages, in tiefen Schlaf. Er hatte keine Ahnung davon, daß bei seinem geliebten Weibe sich bereits eine Gegenströmung geltend machte.

Unterdeß lag Josephine schlaflos auf ihrem Lager. Immerwährend hörte sie die Frage der Freundin: Wie steht es mit Deinen Theaterplänen? Hast Du auf die Lorbeeren einer berühmten Sängerin verzichtet?

IX.

Es war an einem schönen Tage des Monats August im Jahre 1852, als Heinrich mit seiner jungen Frau sich auf die Reise begab, um Josephinen die Kaiserstadt, deren Kunstschätze und deren herr-

liche Umgebungen, seinem Versprechen gemäß, zu zeigen. Es war eine herrliche Fahrt durch einen großen Theil von Böhmen und Mähren. Namentlich war es der Spielberg bei Brünn, welcher Josephine besonders interessirte. Wer von weitem die auf hohem Berge prachtvoll sich präsentirende, die Hauptstadt Mährens überragende Burg erschaut, der hat wohl kaum eine Ahnung davon, wie viel Kummer und Elend, wie viel Thränen und Schmerzen sich daran knüpfen. Der Spielberg ist ein Gefängniß. In ihm schmachtete einst als Gefangener der berüchtigte Pandurenführer, Freiherr von Trenk. Ein tüchtiger, siegreicher Kriegs-Oberster hatte er seinen Kriegsruhm durch die entsetzlichsten Grausamkeiten befleckt. Im Jahre 1745 hatte er von seinen Panduren die Prager Judenstadt plündern lassen. Viele unschuldige Glaubensgenossen hatten dabei ihr Leben verloren. Von allen Gewaltthaten Trenks war diese die unverantwortlichste. In der friedlichen Hauptstadt eines Kronlandes seiner Kaiserin hatte er friedliche Menschen berauben und ermorden lassen. Ihm war es gleich, ob er durch Freundes- oder Feindesland zog. Ueberall verübte er mit seinen Panduren dieselben Schändlichkeiten und Grausamkeiten. Lange schützte die Kaiserin Maria Theresia den tapferen Kriegshelden, bis endlich die Klagen der entsetzten Menschheit bis zum Kaiserthrone emporstiegen. Da wurde Trenk seiner Aemter und Würden entsetzt und als gemeiner Räuber und Mordbrenner nach dem Spielberg verbracht, wo er nach Jahre langer Haft seinen Tod fand.

Schnell flogen die Stunden der Eisenbahnfahrt dahin. Das junge Ehepaar kam in Wien an, und nahm im goldnen Lamm sein Absteigquartier.

Damals war Wien noch nicht die schöne Stadt, die es heute ist. Wo jetzt die wundervollen Ring-

straßen sich hinziehen, erhoben sich damals die Ueberreste der alten Festungswerke, die Basteien, und die großen, monumentalen Gebäude, welche die Neuzeit ins Leben gerufen, das Opernhaus, die Börse ꝛc., existirten damals noch nicht. Nichts destoweniger war Wien schon in jener Zeit eine große, imposante Stadt, schon durch seine Geschichte das allgemeine Interesse erregend. Bereits die Römer fanden hier eine Stadt vor, in der sie das Castel Vindobona errichteten. Hier starb im Jahr 180 der gewöhnlichen Zeitrechnung der philosophische, römische Kaiser Marc Aurel. Hier brach Karl der Große im Jahre 791 die Macht der Avaren. Zu besonderer Größe erhoben die Stadt die Babenberger Herzöge von Oesterreich, die Wien zu ihrer Residenz erkoren. Mit Kaiser Rudolph von Habsburg wurde Wien der Sitz der Habsburger Dynastie. An den Mauern Wiens brach sich zweimal die Macht der Türken, in den Jahren 1529 und 1683. Im Jahre 1815 entschied der Wiener Congreß über das Schicksal Europas.

Heinrich, welcher seine ersten Jugendjahre in Wien verlebt hatte, kannte die Stadt genau, und es machte ihm Freude, seine Gemahlin überall hinzuführen. Den ersten Tag benutzten sie dazu, die kaiserliche Hofbibliothek zu besuchen. Diese ist eine der bedeutendsten Büchersammlungen der Welt. Sie enthält über 300,000 Bände und mehr als 20,000 ungemein werthvolle Handschriften. Breite Treppen, an den Wänden römische Alterthümer, führen in den colossalen Büchersaal, in dessen Mitte sich das Marmorstandbild Kaiser Karls VI., des Erbauers des Bibliothek-Gebäudes, befindet. Deckengemälde, von großen Künstlern verfertigt, fesseln den Blick des Beschauers. Ueberall glänzt es von Marmor, Gold und Malerei. — Heinrich ließ sich die Schränke öffnen, um seiner Frau die wichtigsten

Handschriften zu zeigen. Da gab es Bibelhandschriften auf Pergament, Handschriften auf Baumwoll-, Linnen-, Maulbeerbaum-Papier und auf Palmblättern, da war die Handschrift von Tristan und Isolde des Meisters Gottfried von Straßburg zu sehen, ebenso Dantes göttliche Comödie, in zierlicher Schrift mit Randzeichnungen aus dem 14. Jahrhundert, einige chinesische Papierhandschriften mit goldnen Buchstaben auf azur-blauem Grunde, mit Bildern auf Veilchenblättern; das vielgebrauchte Gebetbuch Kaiser Karls V.; mexikanische Hieroglyphen-Handschriften; Tasso's befreites Jerusalem, von des Dichters eigner Hand geschrieben; ein Musik-Archiv von 12000 Bänden, die Meisterwerke der Musik aller Jahrhunderte enthaltend. — Von der Bibliothek führte Heinrich seine Gemahlin in das Naturalien-Cabinet, wo die merkwürdigsten Naturalien aus allen Ländern der Erde gesammelt sind. In dem Mineralien-Cabinet erregte der berühmte, große, edle Opal, 34 Loth schwer, mit dem vortrefflichen Farbenspiel, die Bewunderung Josephinens. Von besonderem Interesse sind die Meteorsteine, von denen der größte 560 Pfund wiegt. Derselbe wurde, noch glühend heiß, aufgefunden. Sind das Boten aus andern Welten? Auch die Schatzkammer, einer der reichsten und geschichtlich merkwürdigsten, besuchte das junge Ehepaar. Da ist der reich mit Edelsteinen geschmückte Kristallbecher aus dem Schatze Karls des Kühnen, das berühmte Salzfaß der Benvenuto Cellini, für den König Franz I. von Frankreich gefertigt, da sind die Kroninsignien des österreichischen Kaiserhauses, Krone, Scepter und Reichsapfel, ferner eine fast unschätzbare Sammlung von Edelsteinen, der berühmte Florentiner Diamant, 133⅓ Karat schwer. Derselbe stammt aus dem Schatze Karls des Kühnen von Burgund. Nach

der Schlacht von Murten fand ihn ein Bauer auf dem Schlachtfelde und verkaufte ihn an einen Berner Kaufmann für einen Gulden. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete Josephine dem Horoscop, durch welches Wallenstein, der berühmte Feldherr des dreißigjährigen Krieges, in den Sternen las.

Nichts ermüdet mehr als das Anschauen in Museen und Sammlungen. Deßhalb schlug Heinrich für den Rest des Tages einen Ausflug nach Hiezing vor, wo in dem Domeier'schen Garten der Walzerkönig Strauß, der Vater des jetzigen großen Violonisten, seine weltberühmten Concerte gab. Josephine nahm diesen Vorschlag mit Freuden an. Gar zu gerne hätte sie Fräulein Braunfels zu der Partie eingeladen; allein sie wagte es nicht, mit diesem ihrem Wunsche hervorzutreten. So fuhr denn das junge Ehepaar, nachdem es in einer jüdischen Restauration zu Mittag gegessen, in einem eleganten Coupé nach Hiezing hinaus, wo damals der Sammelplatz der vornehmen Welt Wiens war.

Heinrich und Josephine nahmen an einem Tische in Domeiers Garten Platz und lauschten den süßen Tönen der Strauß'schen Capelle. Es währte nicht lange, so zog Josephinens außergewöhnliche Schönheit die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sie. In dem ganzen großen Garten sprach man nur von der schönen Fremden, bis die Kunde davon zu Fräulein Bernhardine Braunfels gelangte, die mit ihrer Prinzipalin und den ihr anvertrauten Kindern sich ebenfalls im Garten befand.

„Haben's schon gehört, gnä' Frau“, redete ein Bekannter die Frau von Raußnitz, so hieß Bernhardinen's Prinzipalin, an, „die schöne Pragerin, die junge Frau von Wertheimer, ist hier im Gar-

ten. Alles drängt sich heran, um sie zu sehen. Man sagt, es sei die schönste Frau im ganzen österreichischen Kaiserstaate."

„Ist das nicht Ihre ehemalige Elevin, Fräulein Braunfels, von der Sie mir schon so viel erzählt haben?" fragte Frau von Raußnitz. „Wir wollen die Dame aufsuchen. Kommen Sie mit mir und stellen Sie mich derselben vor."

Die ganze Gesellschaft begab sich nun in den Theil des Gartens, in welchem sich Heinrich und Josephine befanden. Gerade machte die Musik eine Pause, da stieß Josephine einen Schrei aus und fiel ihrer ehemaligen Gouvernante um den Hals.

Nun folgte eine förmliche Vorstellung. Frau von Raußnitz lud Heinrich und Josephine ein, ihr Haus als das ihrige zu betrachten und aus dem goldnen Lamm in dasselbe überzusiedeln. Heinrich lehnte dankend ab. Er gewahrte mit Schrecken, daß die Freundschaft zwischen seiner Frau und Fräulein Braunfels noch eben so innig wie ehedem war, und gelobte sich, so viel wie möglich dazu beizutragen, daß das innige Verhältniß nicht erneuert werde. Fürs Erste mußte er zum bösen Spiele gute Miene machen. Nachdem das Concert vorüber war, begab man sich in der Gesellschaft der Familie Raußnitz in den berühmten Garten von Schönbrunn, der ganz in der Nähe von Hiezing liegt. Da gab es viel zu bewundern: die schönen Blumenbeete, die prachtvollen Marmorstand-Bilder, das große Wasserbecken mit den beiden Springbrunnen, die prachtvolle Aussicht von der Gloriette aus, der botanische Garten mit seinen Palmbäumen und Brasilianischen Pflanzen, die römische Ruine, der Obelisk und der „schöne Brunnen" mit der Egeria von Bayer, welcher dem Garten den Namen gegeben hat. Die Höflichkeit erforderte, daß

Heinrich Frau von Raußnitz unterhielt. Nun waren Josephine und Bernhardine stets beisammen und konnten ungestört mit einander plaudern, während die Raußnitz'schen Kinder im Garten umhersprangen. Ehe man sich von einander verabschiedete, erbat sich Fräulein Braunfels Urlaub für den folgenden Tag, um das junge Ehepaar nach dem Lustschloß Belvedere zu begleiten und ihm die dort aufbewahrte Gemälde-Gallerie zu zeigen. Der Urlaub wurde gern gewährt, und Josephine klatschte freudig in die Hände, als sie vernahm, daß sie einen ganzen Tag mit ihrer Freundin zusammen sein sollte. Heinrich aber war tief verstimmt. Er mußte zwar das freundliche Anerbieten acceptiren; aber schon sann er darüber nach, wie er seine Frau der ihm so unliebsamen Gesellschaft entziehen könne.

Als Heinrich und Josephine ihr Zimmer im goldnen Lamm wieder aufgesucht hatten, fragte die junge Frau:

„Nun, Heinrich, wie gefällt Dir meine traute Bernhardine? Bist Du von Deinem Vorurtheile gegen dieselbe curirt?“

„Ich habe nie“, antwortete Heinrich, „ein Vorurtheil gegen das Fräulein gehabt; mir war nur der letzte Wunsch Deines Vaters maßgebend. Auch Du solltest als gute Tochter den letzten Willen Deines seligen Vaters ehren und Dich von Fräulein Braunfels fern halten.“

Josephine schwieg.

„Ich halte es für meine Pflicht,“ fuhr Heinrich zu reden fort, „diesen erneuten, intimen Umgang nicht aufkommen zu lassen. Zwar kann ich für morgen die Begleitung des Fräuleins nach Belvedere nicht ablehnen. Allein Du thätest Recht, Fräulein Bernhardine darauf aufmerksam zu machen, daß mich der intime Verkehr mit ihr unangenehm

berühre. Du würdest mich sonst in die Nothwendigkeit versetzen, daß ich selbst es ihr sage."

„„Das würdest Du thun?""

„Ich habe es Deinem seligen Vater fest versprochen, Dich vor dem Einflusse dieser Dame zu schützen."

X.

Am andern Morgen, in aller Frühe, kam ein Bote von Frau von Raußnitz, der meldete, daß Fräulein Braunfels von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, verhindert sei, die Herrschaften heute nach Belvedere zu begleiten; sie lasse daher bitten, daß man die Besichtigung dieser berühmten Gemäldegallerie bis zu ihrer Wiederherstellung verschiebe. Hierauf entschloß sich das junge Ehepaar, den schönen heiteren Sommertag zu einem Ausfluge in das Höllenthal und die gerade damals im Bau begriffene merkwürdige Eisenbahn über den Semmering zu benutzen. Es ist dies die Bahn, welche von Wien nach Triest führt. Dieselbe war damals bis auf die kurze Strecke über den Semmering, welche große Terrain-Schwierigkeiten bot, vollendet. Das junge Ehepaar fuhr mit der Südbahn bis Wiener-Neustadt, um von da aus zu Fuß durch das Höllenthal nach Glognitz zu wandern. Es ist ein prachtvolles Thal, in welches das junge Ehepaar eintrat; an beiden Seiten himmelhohe Berge, deren höchster der Schneeberg ist. Durch das Gebirge hindurch strömt die grüne Schwarzau. Ein schmaler Fußsteig führt an den Ufern derselben hin. Heute befindet sich dort das große Wasserschloß der Wiener Wasserleitung, und Touristen in großer Menge durchziehen das Thal. Damals war die ganze Gegend still und einsam; um so mächtiger wirkten die großartigen Naturer-

scheinungen. Die gewaltigen Felsen hängen hoch über dem Wege, so daß man fürchtet, sie würden in jedem Augenblicke herniederstürzen und den Wanderer begraben. Tiefe Stille herrschte, nur durch das Rauschen der Schwarzau unterbrochen, welche Floßholz aus dem Gebirge herniederspülte. Nach langer Wanderung kamen Heinrich und seine Gattin, an einen Ort, wo sich das Thal erweiterte; unter den niederhängenden Felsen waren Häuschen gebaut. Es war das Dorf Kaiserbrunn. In der Mitte desselben standen große, mächtigen Eichen, unter denen eine Schaar Kinder — so schien es — Eicheln sammelten. Als die Beiden näher kamen, sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß die Eichensammler nicht Kinder, sondern mißgestaltete kleine Geschöpfe in theilweise schon vorgerücktem Alter waren. Eine alte Frau mit großem, vom Halse herabhängenden Kropfe, die vor einem Häuschen saß und strickte, schien die Aufsicht über diese Unglücklichen zu führen.

„Wer sind diese Geschöpfe?“ fragte Josephine die alte Frau.

„„Dos sind holt Trotteln.““

Erschreckt wandte sich Josephine ab.

Trotteln nennt man in jenen Gegenden die unglücklichen, mißgestalteten, blödsinnigen Menschen, welche man in der Schweiz Kretinen nennt. In diesem wundervollen Gebirgslande, welches mit Naturschönheiten verschwenderisch ausgestattet ist, haben die menschlichen Bewohner entsetzliche Kröpfe, manchmal von erschreckendem Umfange, während ein Theil derselben aus Kretinen besteht. Fast keine Familie ist verschont davon. Unter einer größern oder kleinern Zahl Kinder befinden sich stets ein oder zwei Trotteln. Und auch für diese Unglücklichen sorgt der allgütige Gott, indem er in die Herzen ihrer Mitmenschen eine heilige Scheu

gelegt hat, welche verhindert, daß Jemand einen Trottel mißhandele oder ihm das Nothwendige entziehe. Man hält sie so viel als möglich zur Arbeit an; aber man behandelt sie liebevoll, und versorgt sie mit Kleidung und Nahrung.

Ein Wegweiser zeigte in das große Höllenthal, einen eirunden tiefen Felsenkessel, von allen Seiten durch hohe Felswände abgeschlossen, einem gewaltigen, in den Felsen gehauenen Theater nicht unähnlich. Ergriffen von der Schönheit des Ortes, verweilten Heinrich und Josephine lange Zeit daselbst. Dann kehrten sie nach Reichenau zurück, woselbst sie übernachteten. Am andern Morgen setzten sie ihre Wanderung fort; bei Payerbach erreichten sie die im Bau begriffene Eisenbahn. Mehr als 15,000 Menschen, größtentheils Italiener, waren damals mit dem wundervollen Baue beschäftigt. Viele Krüppel, die bei dem Eisenbahnbau verunglückt waren, standen bettelnd am Wege. Kinder, deren Väter an den gesprengten Felsstücken, von wiederholt eingestürzten Tunnels getödtet waren, eilten herbei, knieten vor den Wanderern nieder, hoben flehend die Hände empor und baten um eine Gabe. Der wunderbare Bau hatte schon viel Opfer an Menschenleben gefordert. Die Wanderer folgten dem Bahnkörper, der sich, im Kreise herum, den Berg empor schlängelt. Oftmals war kein Raum vorhanden gewesen für die anzulegende Bahn; da war das zu gewinnende Plateau aus den Felsen herausgesprengt worden. Wiederholt führte die Bahn über Abgrunde hinweg, die überbrückt worden waren. Eine Brücke über einen Abgrund von über 1000 Fuß Tiefe! Heinrich und Josephine standen auf solch einer Brücke und schauten in den Abgrund hinab, durch den sich weißschäumend die wilde Atlitz wälzte. Da es nicht möglich war, Pfeiler von tausend Fuß

Höhe zu errichten, so waren sechs Brücken, eine über die andere gebaut. Nach langer Wanderung wurde die höchste Höhe des Semmering erreicht. 120 Jahre früher hatte Kaiser Karl VI. die alte Semmeringsstraße, den Fahrweg, welcher Wien mit Triest verbindet, erbauen lassen. Ihm hat die dankbare Nachwelt auf der Höhe des Semmerings, etwa 4000 Fuß über der Meeresfläche, ein Denkmal errichtet, dessen lateinische Inschrift besagt, daß dieser Kaiser zuerst den Zugang zu den Küsten des adriatischen Meeres geschaffen habe.

Zur Vermeidung der noch 440 Fuß höheren Steigung ist der Semmering, die Grenze zwischen Oesterreich und Steiermark, mittels eines etwa 6000 Fuß langen Tunnels durchbohrt. Vor diesem Tunnel standen nun Heinrich und Josephine. Arbeiter, mit Laternen versehen, eilten herbei, um die Wanderer hindurchzuführen und ein Trinkgeld zu verdienen. Zwei mit Laternen versehene Männer gingen voran, zwei andere folgten. Schauerliche Finsterniß, nur von den schwachen Lichtern der Laternen erhellt, umgab die Wanderer. Von den ausgemauerten Wänden rieselte das Wasser hernieder. Es war ein beängstigendes Gefühl, zu wissen, daß eine Bergspitze von 440 Fuß Höhe auf dieses Gemäuer drückte.

„Heinrich“, bat Josephine, „laß' uns umkehren, ich fürchte mich so sehr.“

„Sei nicht thöricht“, entgegnete Heinrich, „bald wird die Bahn eröffnet, und Tausende passiren diesen Tunnel ohne das geringste Gefühl der Angst und der Besorgniß.“

Josephine schwieg. Zitternd hing sie am Arme ihres Mannes, der sie mit sich hinwegzog. So ging es fort, mitten durch das Herz des Berges, und schon sah man am Ausgange des Tunnels

das Tageslicht schimmern. Da ertönte ein dumpfes Krachen.

„Fliehet, fliehet", riefen die Arbeiter, „der Tunnel stürzt ein!"

Es war zu spät; der einstürzende Berg hatte die sechs Personen begraben.

Der Einsturz war sofort bemerkt worden. Tausende von Arbeitern waren sogleich beschäftigt, den Schutt und die Steine hinwegzuräumen. Es war nur eine kleine Stelle, die verschüttet war, und so gelang es nach wenigen Minuten, die Verschütteten zu befreien.

Heinrich war schwer verletzt, zwei Arbeiter waren todt, Josephine und die beiden andern Arbeiter waren unverletzt geblieben.

Hoch oben auf der Höhe des Semmerings steht ein Wirthshaus „zum Erzherzog Johann"; dorthin brachte man den zum Tode Verletzten uud seine ohnmächtig gewordene Gattin. Als Josephine wieder zu sich kam, war ihr Jammer grenzenlos. Ein herabfallender Stein hatte Heinrich derart am Kopfe verletzt, daß, wie der herbeigerufene Arzt erklärte, keine Hoffnung vorhanden war, daß der Verwundete zum vollen Bewußtsein zurückkehren könne, wie viel weniger ihn am Leben zu erhalten.

Die Kunde von dem Unglücksfalle durchflog bald die Welt. Als Fräulein Bernhardine Braunfels davon in der Zeitung las, erfaßte sie eine bange Ahnung. Sie eilte, trotzdem sie von ihrem Unwohlsein noch nicht ganz hergestellt war, in den Gasthof zum goldnen Lamm, um Erkundigungen nach ihrer Freundin einzuziehen. Hier erfuhr sie zu ihrem Schrecken, daß Heinrich Wertheimer und seine Gemahlin einen Ausflug nach dem Semmering gemacht hatten. Sie begab sich sofort nach dem Bahnhofe der Südbahn und reiste mit dem nächsten

Zuge nach Neustadt. Hier nahm sie sich einen Wagen, um direct auf die Höhe Semmerings, nach dem Wirthshause zum Erzherzog Johann, wo, wie sie gelesen, die Verwundeten untergebracht waren, zu fahren. Es waren peinliche Stunden, welche Bernhardine auf dieser Fahrt verbrachte. In den Zeitungen war der Unglücksfall sehr übertrieben worden, es wurde von Hunderten von Todten und Verwundeten berichtet. Gehörte Josephine zu den Todten, oder zu den Verwundeten, oder war sie gar nicht zur Zeit des Unfalls im Tunnel gewesen? Endlich, endlich hielt der Wagen auf der Höhe des Berges vor der Pforte des Gasthofes. Josephine stand am Fenster des Zimmers, in welchem ihr todtkranker Gatte untergebracht war. Der Arzt hatte ihr soeben erklärt, daß der Kranke nur noch wenige Stunden zu leben habe. Verzweiflung im Herzen schaute sie in die weite Ferne. Da sah sie einen Wagen heranfahren, vor dem Wirthshause halten, und aus demselben Bernhardine Braunfels aussteigen. Josephine flog die Treppe hinunter und stürzte mit lautem Aufschrei in die Arme ihrer Freundin. Lange hielten sich die Beiden umschlungen, lange fand Josephine keine Worte, um der Freundin das Schreckliche zu verkünden.

Noch an demselben Tage starb Heinrich Wertheimer. Die beiden Frauen brachten seine Leiche nach Wien, wo dieselbe auf dem jüdischen Friedhofe bestattet wurde. Josephine war untröstlich. Fräulein Braunfels schied sofort aus ihrer Stellung, um sich von ihrer Freundin nicht mehr zu trennen. Sie machte alle Anstrengungen, um das junge hartgeprüfte Weib zu trösten und zu erheitern. Dies fiel ihr um so schwerer, da Josephinens Zustand sie an das Haus fesselte. Drei Monate nach dem Tode Heinrich Wertheimers genas Jo=

sephine eines gesunden Knäbleins, welches bei der Beschneidung den Namen seines Vaters erhielt.

XI.

Ganz Paris war in Aufregung. In Norma, der melodienreichen Oper Bellini's sollte eine junge Sängerin auftreten, von welcher die Fama Wunderbares erzählt. Die Zeitungen berichteten von der Schönheit der jungen Wittwe, welche nach dem frühzeitigen Tode ihres Mannes, eines reichen Banquiers, dem Zuge ihres Herzens folgend, sich der Kunst gewidmet hatte. Frau Bianca Carodomo, so lautete der Künstlername der jungen Sängerin, sollte, wie man sagte, im Besitze einer Stimme sein, welche an Reinheit, Umfang und Lieblichkeit alles bisher Dagewesene übertraf. Das Haus war schon lange vor dem Beginne der Vorstellung ausverkauft. Der mächtige Raum war von der Tiefe bis zur höchsten Höhe gedrängt voll, Kopf an Kopf. Die bunten Gewänder der Damen, die schwarzen Anzüge der Herren ließen den riesigen runden Raum wie das Innere eines gigantischen mit märchenhaftem Leben erfüllten Bienenkorbes erscheinen. Der einzige Ruhepunkt in diesem schimmernden Raum war der große dunkelrothe Vorhang auf der Bühne, welcher die Geheimnisse, deren die Tausende von Menschen hier gespannt warteten, verbarg. Aus den Hunderten und Tausenden prunkvoll ausgestatteten Zellen, welche den Zuschauerraum bildeten, funkelten Operngläser, schimmerte Goldschmuck, blitzten Diamanten.

In einem reservirten Sitze des Parterr's saß Fräulein Bernhardine Braunfels, mit Spannung dem erstmaligen Auftreten ihrer einstigen Schülerin entgegensehend; denn Josephine Wertheimer war

es, welche man jetzt Signora Bianca Carodomo nannte. Anfangs hatte Josephine sich dagegen gesträubt, sich an dem Andenken ihres Vaters und ihres Gatten zu versündigen und gegen deren ausgesprochenen Willen die Bühne zu betreten. Doch nur zu leicht war es der ehemaligen Gouvernante gelungen, diese Bedenken zu beseitigen. Die beiden Freundinnen waren nach Paris gereist und hatten sich bei Herrn Véron, dem Director der großen Oper, melden lassen. Herr Véron war entzückt, als er Josephine erblickte. Seine Begeisterung hatte keine Grenzen, nachdem er sie singen gehört hatte.

„Ich engagire Sie sofort, gnädige Frau", sagte er, „für die große Oper. Sie müssen schon bald auftreten, und zwar in Norma. Sie werden Paris im Sturm erobern. Es ist nur noch einiges Technische, welches Sie zu lernen haben werden. Ich will Sie gern darin unterrichten, gnädige Frau. Methode und Schule haben Sie ja. Es fehlt Ihnen nur noch Einübung, Rollenstudium und Darstellung. Ich will das Alles gern übernehmen. In zwei Monaten werden Sie in der großen Oper die Norma singen können. Ich garantire Ihnen zwanzigtausend Francs per Jahr."

Herr Véron hatte Wort gehalten, und so war der Abend des ersten Auftretens Josephinens herangekommen.

In Paris hat das erste Auftreten einer großen Künstlerin viel mehr zu bedeuten, als an jedem andern Orte der Welt. Die ganze, ungeheure Stadt nimmt an dieser Angelegenheit Theil, es ist dort ein Ereigniß, das in den Zeitungen besprochen wird, von dem man sich in den Café's, in den Gesellschaften, ja in den Arbeitssälen der Ouvriers unterhält. In Paris ist das Theater national — das erste unerwartete Auftreten einer

Berühmtheit eine rationale Angelegenheit, die Spannung deshalb eine große. — Es herrscht eine Erregung in den Köpfen und Herzen von vielleicht Hunderttausenden als wären sie elektrisirt, und weit hinaus bis in die fernsten Punkte des Landes wirft dies Ereigniß seine Strahlen — die Städte der Provinz warten nur auf den ersten Bericht des Erfolges, um sofort Anstrengungen zu machen, die in Paris Gefeierte in ihren Mauern zu sehen, und das Ausland, besonders die Leiter der dortigen Theater, lauschen begierig auf die Posaunenstöße des Ruhmes von Paris aus und suchen dann eifrigst das Wunder zu sich herauszulocken.

Die Ouvertüre begann, der Vorhang erhob sich.

Die aufgeregten gallischen Priester, welche begierig sind, das römische Joch von sich abzuschütteln, warten nur auf das Wort der Oberpriesterin Norma, um die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen und den römischen Statthalter Pollio aus dem Lande zu verjagen. Der Chor der Druiden ist versammelt im heiligen Haine der Irminsäule und legt in seinen Gesängen die Erwartung dar, daß Norma endlich den Willen der Götter, welche die Empörung gestatten, aussprechen werde. Da tritt Norma unter sie. Des Eisenkrauts Blüthe schlingt sich durch ihre wallenden Locken, in der Hand trägt sie die goldene Sichel, das Symbol des wachsenden Mondes. Gleich einer Königin, gleich einer Prophetin, tritt sie unter die aufgeregte Menge:

Wer läßt hier Aufruhrsstimmen
Wer Kriegsruf tönen?
Wollt Ihr die Götter zwingen
Der Volkes Wahn zu fröhnen?
Wer wagt vermessen, gleich der Prophetin

Der Zukunft Nacht zu lichten?
Wollt Ihr der Götter Plan vorschnell vernichten?
Nicht Menschenkräfte lösen Eure Bande!

Rauschender Beifall durchtönt das Haus. Das ganze große Publikum ist hingerissen, begeistert. Der Kaiser, die Kaiserin, der kaiserliche Hof spenden reichlich Beifall. Der neu aufgegangene Stern vereinigt Alles in sich, was entzücken muß: Schönheit, Jugend, königliche Haltung, wundervolle Deklamation, und eine Stimme — berauschend, beglückend, tönend wie Sphärenmusik. Eine solche Sängerin hat die Bretter, welche die Welt bedeuten, nie zuvor betreten. Die Catalani, die Malibran, die Sonntag, die Lind halten den Vergleich nicht aus mit der neuen Primadonna. Von Scene zu Scene steigert sich die Begeisterung des Publikums, bis der Vorhang fällt. Da erbebt das Haus vor dem ungeheuren Beifallssturm, und als der Vorhang sich wieder hebt, und die Sängerin an der Hand des Direktors Véron erscheint, sich mit königlichem Anstande vor dem Publikum verneigend, da ist es ein ganzer Blumengarten, der auf die Bühne geworfen, die jugendliche Sängerin überschüttet.

Mit großer Spannung sehen die Anwesenden der großen Scene am Anfange des zweiten Aktes entgegen. Norma, die keusche Oberpriesterin, die von ihrem Volke angebetete Prophetin, hat heimlich ein sträfliches Verhältniß mit dem römischen Statthalter Pollio unterhalten und ihm zwei Kinder geboren. Gleichwohl hat der Falsche auch das Herz Adalgisas, einer Priesterin der Irminsäule, zu bethören gewußt und sie zu überreden gesucht, mit ihm nach Rom zu entfliehen. Diese hat sich zagend der Oberpriesterin entdeckt und so erfährt Norma den schändlichen Verrath des Römers. Beim Beginne des zweiten Aktes tritt Norma an

das Bett der schlafenden Kinder und will sie aus Haß gegen den verrätherischen Vater ermorden. Mit athemloser Spannung sieht das Publikum Norma herannahen, den blinkenden Dolch in der Hand. Jetzt steht sie vor dem Bette der Kinder:
Beide im Schlafe! Sie sehen nicht das Eisen,
Das sie durchbohrt;
Sterbt denn! Ja! Wenn ich dem Bette nahe,
Faßt mich ein Schauder, es sträubt sich das Haar
Auf meinem Haupte! Die Kinder tödten?
Die hier in Unschuld schlummern? Sie
Vor Kurzem noch der Mutter Wonne,
Sie, deren süßes Lächeln
Des Himmels Gnade mir verhießen!
Und ich ermorde sie! Sind sie Verbrecher?
Sie sind von seinem Blute, dies ihr Verbrechen!
Mir sind sie schon gestorben; so mögen Beide
Auch für ihn todt sein! Er finde sie als Leichen.
Wohlan! (Sie nähert sich dem Bette) Ha! —
(Die Kinder erwachen),
O nein! — Meine Kinder! Geliebte! Herbei,
Clotilde!

Josephine stieg hier zu einer wahren Meisterschaft der Darstellung empor. Sie brachte in ihrem Gesange die Wuth der Leidenschaft, ebenso wie die Verzweiflung des Mutterherzens zum Ausdruck. Die bemalte Leinwand schien vor dem Auge der Zuschauer zu verschwinden; sie glaubten diese aufregende Scene mitzuerleben.

Pollio, welcher Adalgisa aus dem heiligen Haine entführen will, wird von den gallischen Priestern gefangen genommen und vor Norma geführt, die ihn mit dem geweihten Beile tödten soll. Hier erschien die Sängerin in wahrhaft antiker Hoheit, die sich von Scene zu Scene, zu einer nie geahnten Größe und Erhabenheit emporhob, bis endlich Norma, um Adalgisa und ihre Kinder zu

retten, um mit dem noch immer geliebten Verräther gemeinsam zu sterben, sich selbst des Verrathes anklagt.

Man klatschte nicht, als der Vorhang gefallen war — das Publikum war zu erschüttert — es trat eine sekundenlange, lautlose Stille ein. Dann brach ein Beifallssturm los, wie ihn die prunkvollen Wände des Pariser Opernhauses wohl noch nie gesehen. Josephine wurde viermal gerufen und jedesmal mit Blumen überschüttet, so daß die Bühne mit Kränzen und Bouquets übersäet war.

Fräulein Braunfels saß auf ihrem reservirten Parterreplatze und weinte Freudenthränen. Dann eilte sie, um in das Ankleidezimmer der Freundin zu gelangen. Auf dem Wege dahin traf sie den Direktor Véron, der im Uebermaße seiner Freude die ehemalige Gouvernante umarmte.

„Es ist ein Götterkind“, schrie er, „eine gottbegnadete Sängerin. Auch Sie, mein Fräulein, werden an ihrer Unsterblichkeit Theil haben!“

Er führte das Fräulein bis vor die Thüre des Ankleidezimmers der neuen Primadonna und klopfte leise. Das Kammermädchen Josephinens erschien und ließ Bernhardine eintreten. Als Josephine die Freundin erblickte, flog sie in die ausgebreiteten Arme derselben.

„Geliebte“, sprach sie, „nur Dir habe ich diesen glänzenden Triumph zu verdanken!“

„Du bist“, antwortete Fräulein Braunfels, „noch nicht am Ziele meiner Wünsche. Ich werde Dich zu noch höheren Ehren emporführen.“

XII.

Viele Jahren sind seit den erzählten Ereignissen vergangen. Unsere Geschichte führt uns auf

das Gut des Grafen Friedrich Perleberg in Holstein. Es ist ein schöner Juli-Nachmittag. Auf einem schattigen Rasenplatze ruhte ein dreizehnjähriger Knabe, der Länge nach in's Gras gestreckt, den Lockenkopf über einem Buche auf die Arme gestützt, während sein Hofmeister, gleichfalls lesend, in der Nähe auf einem Feldstuhle saß. Das Buch, welches den Knaben beschäftigte, war Ranke's Geschichte der Päbste. Plötzlich ließ er den linken Arm zur Erde sinken, blickte seinen Hofmeister an und fragte:

„Herr Freimann, wie kam es, daß die Päbste und Cardinäle immer so viele Neffen hatten?"

Der Hofmeister, offenbar nicht gern in seinem Studium gestört, antwortete:

„Ihre eigenen Kinder wurden Neffen genannt."

„Weßhalb?" fragte der Knabe.

„Es geschah der Schicklichkeit halber; denn katholische Priester dürfen sich nicht verheirathen."

Herr Freimann hatte seine Augen schon wieder auf sein Buch gerichtet, während der Knabe, Paul Weiland hieß er, wie wenn ihm etwas einen Stich ins Herz versetzt hätte, seinen Rücken dem Hofmeister zukehrend, in die sitzende Stellung emporfuhr.

Er hatte Graf Friedrich Perleberg stets Onkel genannt, und als es ihm einmal in den Sinn kam, ihn nach seinem Vater und seiner Mutter zu fragen, hatte der Graf geantwortet: „Du hast Vater und Mutter verloren, als Du noch ganz klein warst; deßhalb sorge ich für Dich."

Paul hatte nicht weiter zu fragen gewagt. Das Leben erschien dem Knaben ganz herrlich, mit einem Onkel, der immer nachsichtig und freundlich war. Graf Friedrich war ein schöner Mann in der Mitte des Lebensalters; sein Wohnsitz war einer der schönsten weit und breit. Auch die

Gräfin, welche von Paul Tante genannt wurde, eine schöne stattliche Dame, war immer freundlich und liebevoll gegen den schönen Knaben, denn schön war Paul; er hätte jedem Maler, welcher eine vollendet schöne Knabengestalt hätte darstellen wollen, als Modell dienen können.

In diesem Augenblicke, auf dem Grase unter den blühenden Rosenbüschen, machte Paul die erste Bekanntschaft mit den Schmerzen des Lebens. Eine neue Vorstellung war in seinen Geist eingezogen und begann seine holden Kinderzüge zu verfinstern, wie der Gesichtsausdruck des glücklich sorglosen Wanderers sich verändert, wenn der Himmel sich plötzlich verfinstert und der Gedanke an Gefahr in ihm auftaucht. Er saß ganz still, seinen Rücken dem Hofmeister zugekehrt, während sein Gesicht einen innern raschen Wechsel verrieth. Die tiefe Röthe, welche zuerst sein Gesicht überhaucht hatte, entschwand allmählich; aber seine Züge behielten jenen unbeschreiblichen Ausdruck, der oft eine neue geistige Ueberschau bekannter Thatsachen begleitet. Der Knabe hatte viel gelesen, namentlich geschichtliche Werke, und wußte von Männern, die, außer der Ehe geboren, dies stets als einen Makel empfanden. Allein er hatte solche Kenntniß nie in Verbindung mit seinem eigenen Loose gebracht, bis zu diesem Augenblicke, da in seinem Geiste die Möglichkeit aufblitzte, daß der Mann, welchen er Onkel nannte, in Wirklichkeit sein Vater sei. Der Onkel, den er so zärtlich liebte, nahm das Aussehen eines Vaters an, der ihm Geheimnisse vorenthielt, der ihm ein Unrecht zugefügt hatte. Und was war aus seiner Mutter geworden, der er wahrscheinlich entrissen worden war? Das schreckliche Gefühl der Collision zwischen einer starken Empfindung und der Furcht, sie zu verrathen, erleichterte sich zuletzt in großen schweren Thränen,

die ungehemmt flossen, bis die Stimme des Herrn Freimann erscholl, welcher ihm zurief:

„Paul, siehst Du nicht, daß Du auf den zerknitterten Blättern Deines Buches sitzest?“

Paul entfernte sofort das Buch, ohne sich umzuwenden, und nachdem er es einen Augenblick vor sich hingehalten hatte, stand er mit demselben auf, und ging ins freie Feld hinaus, wo er seine Thränen unbemerkt trocknen konnte. Dann kam wieder eine Stimmung, in welcher seine Vermuthung ihm wie eine Sünde erschien, als ein niedriges Spähen nach dem, was er nicht wissen sollte. Aber der Gedanke, daß Andere wahrscheinlich Dinge in Betreff seiner wußten, die sie nicht erwähnen wollten und die er von ihnen nicht erwähnt hören wollte, beförderte in ihm eine frühreife Zurückhaltung, welche dazu dienlich war, seine innere Erfahrung zu verschärfen. Sein Ohr war jetzt offen für Worte, die vor diesem Julitage unbeachtet an ihm vorübergeklungen sein würden; und um jeden alltäglichen Vorfall, den die Phantasie mit seinen Muthmaßungen in Verbindung setzen konnte, begann sich eine neuerweckte Reihe von Gefühlen zu häufen.

Ein derartiger Vorfall grub sich einen Monat später tief in seine Seele ein. Paul besaß nicht allein eine wunderbare schöne Stimme, sondern auch ein feines musikalisches Gefühl, und hatte sich schon früh Klavierbegleitung zu den Liedern erdacht, die er aus dem Gedächtnisse sang. Seitdem hatte er einigen Unterricht genossen, und Graf Perleberg, der von dem Knaben entzückt war, bat ihn häufig, in Gegenwart von Gästen zu singen. Eines Morgens, nachdem Paul das Lied: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“, vor einer Gesellschaft von Herren gesungen hatte, flüsterte der Graf einem der Gäste etwas ins Ohr. Dann rief er:

„Komm einmal her, Paul!"

Der Knabe trug eine gestickte Blouse aus holländischer Leinwand, welche das reiche Colerit seines Kopfes stark hervortreten ließ. Er war von auffallender Schönheit. Alle bewunderten ihn.

„Wie gefiele es Dir", fragte Graf Friederich, „ein großer Sänger zu werden? Möchtest Du, daß die Welt Dich vergöttere und das ganze Haus zum stürmischen Beifall hingerissen würde? Möchtest Du ein zweiter Ticzacek oder Wachtel werden?"

Paul erröthete. Es dauerte eine kleine Weile, bevor er mit zürnender Entschiedenheit antwortete:

„Nein, das würde mir verhaßt sein!"

„Nun, nun", entgegnete der Graf, „Du brauchst Dich nicht zu ereifern. Ich werde Dich nicht bestimmen, irgend einen Lebensberuf zu erwählen. Das will ich Deiner freien Wahl überlassen."

Paul wandte sich schnell um, verließ das Gemach und begab sich in sein Zimmer. Hier setzte er sich an das Fenster. Es regnete draußen. Allmählich zerstoben die Wolken, und die Sonnenstrahlen brachen hervor und vergoldeten die Bäume des Parks. Paul liebte das Gut und die Gegend, welche er für seine Heimath hielt. Er war auf dem Schlosse des Grafen gleich einem Grafenkinde erzogen worden. Und nun war der Knabe auf das Empfindlichste durch die Vorstellung gekränkt worden, daß sein Onkel — sein Onkel? — an eine Laufbahn für ihn dachte, die, wie Paul recht gut wußte, nicht das Ziel der Söhne deutscher Edelleute zu sein pflegt. Er war oft mit Graf Friedrich in Berlin gewesen und hatte auch dort hin und wieder das Opernhaus besucht, so daß das Bild eines Sängers, der das Haus zu stürmischen Beifall hinreißt, ihm sehr lebhaft vor Augen stand; jetzt aber empörte er sich, trotz seiner musikalischen

Begabung, bitter gegen die Vorstellung, schön herausgeputzt zu werden, um vor all diesen feinen Leuten zu singen, die ihn nur als ein prächtiges Spielzeug betrachten würden. Daß Graf Perleberg ihn sich einen Augenblick in solcher Stellung gedacht haben konnte, erschien dem Knaben als ein unverkennbarer Beweis, daß mit seiner Geburt ein Umstand verknüpft sei, der ihn aus der Klasse von Edelleuten, zu denen der Graf gehörte, verbanne. Würde man jemals mit ihm davon reden? Würde die Zeit kommen, da sein Onkel ihm Alles erzählen möchte? Ihn schauderte vor der Aussicht, er zog es vor, nie die Wahrheit zu erfahren. Wenn sein Vater etwas Böses gethan hatte, so wünschte er, daß nie zu ihm davon gesprochen würde. Es war schon ein entsetzlicher Gedanke, daß Andere davon wissen könnten. Wußte Freimann etwas? Wahrscheinlich nicht, sonst hätte er nicht von den Neffen der Päbste gesprochen. Jetzt erinnerte er sich, daß der alte Kammerdiener des Grafen, Louis, einst zu dem Diener eines fremden Gastes in seiner Gegenwart auf ihn hindeutend, gesagt hatte: „Nicht wahr, er hat die Züge seiner Mutter?“ Louis hatte dabei mit den Augen geblinzelt und verschmitzt gelächelt. Damals hatte sich Paul nichts dabei gedacht. Allein jetzt wurde der kleine Vorfall eine Belehrung; er gab Anlaß zum Nachdenken. Wie konnte Paul seiner Mutter und nicht seinem Vater ähnlich sehen? War denn nicht seine Mutter eine Schwester des Grafen gewesen, wenn Graf Friedrich sein Onkel war?

In solchen Erfahrungen der Kinderzeit bilden sich oft die Grundlinien des Charakters aus. Wäre Paul nicht eine sanfte, liebebedürftige Natur gewesen, so hätte die Zurückhaltung in Betreff seiner eigenen Person und der Argwohn, daß Andere etwas ihm Nachtheiliges wußten, sich vielleicht zu

einem harten, stolzen Widerstandsgeiste entwickelt. Aber Paul liebte seinen Onkel zärtlich; er sah in ihm das Ideal eines Mannes. Um so mehr schmerzte ihn der Gedanke, daß die Vergangenheit seines Helden vielleicht nicht ganz makellos war.

Einige Wochen nachher schien es jedoch Paul, daß Graf Perleberg mit seiner Frage in Betreff des Singens lediglich Scherz gemacht haben mußte. Der Graf eröffnete ihm, daß er ihn auf das Pädagogium nach Halle, wo junge Edelleute ihre Vorbildung für die Universität zu erhalten pflegen, senden wolle. Diese Mittheilung hob Pauls Muth aufs Neue. Er sollte ein Edelmann werden, und auf irgend eine unerklärliche Weise mußte es sich herausstellen, daß alle seine Vermuthungen falsch waren. Er dachte nicht mehr über die Fragen nach, die ihn bisher beschäftigt und seinen Frohsinn getrübt hatten. Er ging singend in dem Schlosse umher, scherzte mit den Dienern, machte ihnen Abschieds-Geschenke und band unzähligemal dem Reitknecht auf die Seele, nur gut für den schwarzen Ponny zu sorgen.

XIII.

Auf dem Pädagogium erwarb sich Paul durch Fleiß und Aufmerksamkeit die Liebe seiner Lehrer. Nicht so gut ging es ihm mit seinen Commilitonen. Schon der Umstand, daß Paul keinen hochklingenden Namen trug, trennte ihn von diesen. Da er als der Neffe des Grafen Perleberg galt, so vermuthete man, daß seine Mutter eine Mesalliance geschlossen, was in den Augen all der jungen Grafen, Barone und Junker ein unauslöschlicher Makel war. Noch mehr trennte ein inneres Gefühl des Knaben ihn von seinen Mitschülern. Den Hauptunterhaltungs-

stoff der jungen Leute bildete natürlich die Heimath: der Vater, die Mutter, die Geschwister, die Onkel, die Tanten. Gemeinsame Familienbeziehungen wurden gesucht und gefunden. Bei all diesen Gesprächen mußte sich Paul in sich zurückziehen. Er fürchtete auf etwas das Gespräch zu lenken, dessen Berührung ihn schmerzen würde.

Im Laufe der Jahre, die Paul in Halle zubrachte, wurden dem Grafen nacheinander drei Töchter geboren. Es waren allerliebste kleine Geschöpfe; aber es waren nicht die Kinder, welche von den Eltern ersehnt wurden. Die Besitzungen des Grafen waren Lehnsgüter, und nur der Mannesstamm war erbberechtigt. Wenn nun Graf Friedrich ohne legitime, männliche Kinder sterben würde, so fielen die reichen Besitzungen einem Brudersohne des Grafen zu. In Folge dessen wurde Graf Perleberg sehr vorsichtig in seinen Ausgaben; denn es galt, seinen Töchtern während seines Lebens ein, ihrem Range angemessenes Vermögen zu ersparen. Als Paul das Maturitäts-Examen bestanden hatte und von dem Pädagogium entlassen wurde, begab er sich nach dem Schlosse seines Onkels, wo dieser ihn mit inniger, herzlicher Freude empfing und ihm zu seinen guten Zeugnissen Glück wünschte.

„Willst Du mir nicht, lieber Onkel", fragte Paul, „jetzt sagen, welchem Berufe ich mich nach Deinem Wunsche widmen soll?"

„„Ich möchte Deinen Neigungen keinen Zwang anthun"", antwortete der Graf. „„Es ist nicht nöthig, daß Du gerade jetzt schon Deine Wahl triffst. Die Universität eröffnet Dir einen weiten Blick auf den Markt des Lebens, und Du kannst nach Deinem Gefallen Dir die Studien wählen, die Dir am meisten zusagen.""

„Muß ich denn nicht", fragte Paul, „besondere

Rücksicht auf den Beruf nehmen, dem ich künftig meinen Lebensunterhalt verdanken soll?"

„„Das ist nicht durchaus nothwendig. Ich empfehle Dir, nicht verschwenderisch zu sein — ich weiß, das hat bei Dir keine Gefahr; aber Du brauchst nichts zu ergreifen, was Deinen Neigungen widerstrebt. Dein Einkommen wird Dir gestatten, Dich dem Beruf zu widmen, der Dir am meisten zusagt. Du könntest ein Rechtsgelehrter werden, Du könntest als Schriftsteller Dein Glück versuchen, Du könntest Dich der Politik widmen. Du besitzest ein unabhängiges Vermögen von circa einmalhunderttausend Thalern, die in guten, soliden Papieren für Dich angelegt sind. Du könntest nach vollendeten Studien ein Rittergut kaufen, Landwirth werden und Dich in den Reichstag wählen lassen. Dann stünde Dir der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen, und Du könntest noch einmal ein Minister-Portefeuille erringen!""

Paul sah verwirrt aus. Er fühlte, daß er irgend ein Zeichen des Dankes äußern müßte; allein andere Gefühle hemmten ihm die Zunge. Er war im Begriff, den Grafen nach seiner Herkunft zu fragen; aber er fürchtete sich, die Wahrheit zu entschleiern. Die liberale Weise, in welcher für ihn gesorgt wurde, überraschte ihn um so mehr, da er wußte, daß Graf Perleberg in jüngster Zeit sehr sparsam geworden war. Sollte das große Vermögen, welches er nach den Worten des Grafen besaß, von seiner Mutter herrühren?

Paul entschloß sich, vorläufig Jurisprudenz zu studiren. Er ging nach Berlin, und widmete sich dort der Wissenschaft, die er erwählt hatte, mit allem Eifer, ohne es zu unterlassen, in der allgemeinen Bildung: Sprachen, Kunst, Poesie, Naturwissenschaften und Geschichte, seine Kenntnisse zu vermehren. Dagegen blieb er dem gesell-

schaftlichen Umgange, trotz der Empfehlungen seines Onkels, die ihm zu den höchsten Kreisen Zutritt hätten verschaffen können, so fern als möglich. Er lebte fast ausschließlich seinen Studien. Das Sommersemester brachte er in Heidelberg zu, wohin ihn die dort so verschwenderisch ausgestattete Natur zog. So vergingen ihm die Universitätsjahre ohne irgend ein besonderes Ereigniß. Paul bestand das Staats-Examen glänzend, konnte sich aber nicht entschließen, sofort in den praktischen Staatsdienst einzutreten. Um in der Nähe seines Onkels und dessen Familie zu sein — die kleinen Comtessen vergötterten den Vetter Paul — genügte er seiner Militärpflicht in Hamburg. Auch das Jahr des Einjährig-Freiwilligendienstes ging ohne merkliche Ereignisse dahin. Paul wurde aus dem Militärverbande entlassen und wollte auf das Schloß seines Onkels zurückkehren, als er an einem schönen Sommerabende einen Spazierritt nach Blankenese machte. Träumerisch ritt er dahin, nicht achtend auf die wundervollen stattlichen Landhäuser, welche die reichen Hamburger Kaufleute mit Vorliebe an diesem Wege erbaut haben. Paul spürte eine eigenthümliche Leere. Ehrgeiz lag nicht in seinem Charakter. Alles Wissen, das er sich erworben hatte, schien ihm nutzlos. Für seinen Unterhalt war in reichlicher Weise gesorgt. Welchen Beruf sollte er ergreifen? Er spürte für kein Fach eine besondere Neigung. Es war ihm, wie wenn etwas geschehen müßte, um ihm seinen Lebensweg vorzuzeichnen. Da wurde er plötzlich aus seinen Träumereien aufgeschreckt. Es war ihm, wie wenn er unterdrückte Angstschreie vernehme. Er hielt sein Pferd an. Jetzt vernahm er die Schreie deutlicher; sie kamen aus einer Villa, vor welcher er gerade hielt. Er sprang vom Pferde und band es an einen Baum. Dann eilte er auf die Gitterthüre

zu, welche den Vorgarten der Villa von der Straße abschloß. Jetzt hörte er deutlich: Hilfe, Hilfe! rufen. Die Thüre war verschlossen. Paul, in körperlichen Uebungen sehr gewandt, kletterte mit Leichtigkeit hinüber. Er lief auf die Villa zu, und öffnete die unverschlossene Hausthüre. Auf der Flur stand ein Mensch, im Begriffe mit einem Beile einem andern auf dem Boden liegenden Menschen den Kopf zu spalten. Wie der Blitz war Paul hinzugeeilt; er packte den Mörder von hinten, entriß ihm das Beil und schleuderte es weit fort. Nun begann ein furchtbares Ringen, denn trotz der vortheilhaften Stellung Pauls gelang es ihm nicht sogleich, des Mörders Herr zu werden, da dieser ihm an Körperkraft weit überlegen war. Er hatte sich seinem jugendlichen Angreifer entwunden, und packte ihn jetzt mit Riesenkraft an der Kehle, um ihn zu erdrosseln. In diesem Augenblicke hatte sich der am Boden liegende, von dem Mörder geknebelte Mensch seiner Bande entledigt. und kam nun seinerseits seinem Retter zu Hilfe. Den vereinigten Anstrengungen Beider gelang es endlich, des Rasenden Herr zu werden nnd ihn zu fesseln. Unterdeß hatte das Geschrei Leute von der Straße herbeigezogen. Einige Männer hatten, wie vorhin Paul, die Gitterthüre überstiegen. Diese eilten nunmehr herbei; einer von ihnen entfernte sich sofort wieder, um die Polizei herbeizuholen. Andere beschäftigten sich mit dem von Paul Geretteten, der aus mehreren Wunden blutend, ohnmächtig geworden war. Paul hatte unterdeß Zeit, sich nach seinem Pferde umzusehen, welches, von einer großen Menschenmenge umgeben, noch dastand, wo Paul es angebunden hatte. Er übergab es einem Lohndiener, der es zurück in die Stadt führen sollte. Unterdeß war ein Polizei-Commissär mit einigen Schutzleuten herbeigekom-

men. Mit ihnen begab sich Paul in die Villa zurück. Hier fanden sie den von Paul Geretteten bei vollem Bewußtsein. Seine Wunden waren nur unbedeutend. Der Blutverlust hatte ihn betäubt. Die Schutzleute holten zwei Droschken herbei. In die eine brachten sie den gefesselten Mörder; in die andere stieg der Commissär und ersuchte Paul und den Geretteten mit ihm einzusteigen, um nach dem Polizeibüreau zu fahren.

Unterwegs wurde der Gerettete nicht müde, glühende Worte des Dankes an Paul zu richten. Paul lehnte den Dank ab. Jeder, meinte er, der die Angstschreie des Bedrohten gehört hätte, würde ebenso gehandelt haben. Unterdeß war man auf dem nächsten Polizeibüreau angekommen, wo der so wunderbar vom Tode Errettete Folgendes zu Protokoll gab:

„Ich heiße Ahron Wolf und bin Cassierer in dem Bankhause Moses u. Israel. Einer meiner Principäle, Herr Benno Israel, läßt sich in der Nähe vom Ottensen eine neue Villa bauen. Jedesmal am Ende des Monats habe ich eine größere Summe Geldes auf die Baustelle zu tragen, welche der Architekt für die Bezahlung der einzelnen Handwerker braucht. Mein Weg führt mich stets an der Villa vorüber, in welcher heute mein Leben bedroht wurde. Der Besitzer derselben ist ein Künstler, welcher gegenwärtig in Amerika weilt. Jedesmal, wenn ich vorüberging, stand der Haushofmeister des Künstlers, der allein die Villa bewohnt, an der Thüre, und erkundigte sich bei mir nach den Fortschritten des Neubaues meines Prinzipals. Ich machte keine Hehl aus dem Zwecke, der mich regelmäßig an dem Ende des Monats dort vorbeiführte, denn sowohl die Stellung als auch die Persönlichkeit des Mannes ließen Mißtrauen nicht bei mir aufkommen. Auch heute stand

er vor der Thüre und redete mich an. Ich erzählte ihm, daß ich heute eine ungewöhnliche große Summe, circa 30,000 Mark, bei mir trage. Als ich ihm von der künftigen Einrichtung der neuen Villa sprach, meinte er, diejenige seines Herrn sei viel vortheilhafter und eleganter, und ersuchte mich, mich persönlich davon zu überzeugen. Ohne Arg folgte ich ihm durch die Gitterthüre, die er hinter uns verschloß. Als wir in die Villa eingetreten waren, fiel er plötzlich über mich her, und wie wohl ich mich verzweiflungsvoll zur Wehr setzte, gelang es dem viel stärkeren Mann, mich zu kneblen und mir den Mund zu verstopfen. Dann, während ich hilflos am Boden lag, holte er ein Beil herbei, und war im Begriffe mich zu tödten, als dieser edle Herr erschien, und ihm das Beil entriß. Während die Beiden miteinander rangen und mein edler Retter zu unterliegen schien, gelang es meinen verzweiflungsvollen Anstrengungen, eine Hand frei zu bekommen, mein Taschenmesser zu ziehen und meine Bande zu zerschneiden. Ich achtete nicht der Wunden, aus denen ich blutete, und kam meinem Retter zu Hilfe. Als dann die Gefahr überwunden war, und noch mehr Leute herbeikamen, fiel ich in Ohnmacht."

Auch Paul mußte seine Erlebnisse zu Protokoll geben. Als er das Polizeibüreau verließ, begrüßte ihn eine jubelnde Volksmenge. Er war der Held des Tages geworden.

XIV.

Paul hatte sich von dem von ihm Geretteten dessen Adresse mittheilen lassen, und begab sich am anderen Tage in die Privatwohnung desselben, um sich nach dem Befinden des Verwundeten zu er-

kundigen. Ahron Wolf wohnte in der zweiten Elbstraße. Als Paul in die ziemlich große Straße einbog, empfing ihn ein betäubendes Geschrei und ein großes Menschengedränge. Auf Karren oder auch auf der bloßen Erde hatten Händler ihre Waaren ausgebreitet: Teller, Messer, Gabeln, alte Bücher, Töpfe, Gemälderahmen und dergleichen mehr. Auf offener Straße brannte ein Feuer, über dem ein kupferner Kessel lag, um das Zinn abschmelzen zu lassen, mit dem er gelöthet war, damit das reine Kupfer verkauft werden konnte. Ringsumher stand die gaffende Menge und ließ sich den Rauch ins Gesicht wehen. Da waren ferner Händler mit alten und neuen Mobilien, alten Betten, Frauenkleidern, Männergarderoben, Stiefeln ꝛc.

Die meisten dieser Händler waren Juden.

„Lauter Proben, Leute! kauft, kauft, kauft!“ tönte eine Stimme, und der Compagnon des Händlers setzte im hohen Discant hinzu: „Ein Gelegenheitskauf, Leute, kauft kauft.“ Die Waaren, die diese Zwei feil boten, bestanden in kleinen und großen Stücken Tuch, Düffel, Buxkin.

„Hebben Se wat för minen Jungen, too e Jack?“ fragte eine Bauersfrau, indem sie in den Proben umherwühlte. „Söken, Mudder, immer söken“, antwortete der Israelit, und er setzte dann mit vornehm gelehrter Miene hinzu: „Süchet, so werdet Ihr finden.“ Es versammelten sich viele Leute um die Beiden und sie setzten ihr: „Lauter Proben, kauft, kauft, Leute“, munter fort.

Während Paul mit Interesse das Treiben beobachtete, ertönte plötzlich ein starkes Halloh auf einem andern Theile der Straße. Alles eilte eilte dahin, und Paul folgte der Menge. Ein großes starkes Dienstmädchen wurde von einem Polizisten nach der Wache gebracht, weil sie einer

Frau das Portemonnaie gezogen. Die Taschendiebin betheuerte ihre Unschuld, aber die Belastungszeugen wollten gesehen haben, daß sie einem Mann eine Börse und ein Portemonnaie zugesteckt hatte. Der Mann war natürlich auf und davon. Die bestohlene Frau weinte, und während eine große Menge der Diebin und dem Polizisten folgte, umstand eine andere mitleidsvoll die Bestohlene. „Jakob, mer wollen zusammenmachen", hörte Paul eine Stimme neben sich. Gleich darauf gingen zwei jüdische Jünglinge mit ausgestreckten Händen von einem Karrenhändler zum andern. Paul legte ein Goldstück in eine der ausgestreckten Hände, und ehe zehn Minnten vergangen waren, wurde der Weinenden eine beträchtliche Summe Geldes eingehändigt.

„So", sagte Jakob, „nun gehen Sie mit Gott, Frau."

Es war das erste Mal, daß Paul so viele Juden beisammen gesehen hatte. Bald hatte er das Haus gefunden, in welchem Ahron Wolf wohnen sollte. Als er an der Schelle zog, öffnete ihm ein junges Mädchen. Paul nannte seinen Nam·n.

„Ah", sagte das junge Mädchen, „Sie sind der Retter meines Bruders! Wie wird die Mutter sich freuen, Ihnen persönlich danken zu können!"

Paul folgte der jungen Dame in ein einfach ausgestattetes Gemach.

„Wie geht es Ihrem Herrn Bruder?" fragte er.

„Er fiebert sehr stark. Der Arzt erklärt zwar seine Wunden für ungefährlich; doch wird der arme Bruder wohl einige Wochen lang das Bett hüten müssen. Gestatten Sie mir, daß ich Sie einen Augenblick allein lasse. Ich will nur die Mutter rufen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, verbeugte sie

sich und verließ das Zimmer. Paul konnte sich nicht verhehlen, daß die Erscheinung des jungen Mädchens einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er hatte noch nie eine schönere Gestalt, ein zarteres Gesichtchen gesehen. Das junge Mädchen mochte etwa 17 Jahre zählen. Ihre Gestalt hatte etwas Kindliches, Anmuthendes. Paul mußte sich sagen, daß diese junge Dame, in die Kreise der vornehmen Gesellschaft gebracht, als eine Schönheit ersten Ranges glänzen würde. Der dankbare Blick, mit dem sie ihn bei Nennung seines Namens angeschaut, hatte sich tief in sein Herz gesenkt.

Während Paul diesen Gedanken nachhing, öffnete sich die Thüre, und Frau Wolf trat herein.

„Seien Sie mir gegrüßt, edler Mann", sagte sie, „dem ich mehr als mein Leben, dem ich das Leben meines einzigen Sohnes verdanke. Sie haben einer Wittwe und deren Tochter den Ernährer erhalten."

„Was ich gethan", antwortete Paul, „ist des Dankes nicht werth. Jeder Andere hätte an meiner Stelle ebenso gehandelt."

Paul erbat sich nun die Erlaubniß, den Kranken zu besuchen. An seinem Bette fand er das junge Mädchen als Pflegerin. Der junge Mann verabschiedete sich bald. Er mußte zu seinem Onkel zurückkehren, den er auf einer Erholungsreise begleiten sollte. Er mußte diese beeilen, da der bevorstehende Proceß gegen den Raubmörder seine Anwesenheit in Hamburg erheischte.

Paul war durch die Ereignisse der jüngsten Tage zum ersten Male mit Juden in nähere Berührung gebracht worden. Dadurch war es ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er bei all seiner gelehrten Bildung kaum etwas vom heutigen Judenthum und dessen innerer Geschichte wisse. Die meisten Christen betrachten das „auserwählte Volk"

als ein solches, welches zu Gunsten Anderer sei auserwählt worden, und sein Denken als etwas, was total anders hätte sein sollen. Auch Paul hatte bisher das Judenthum als eine Art excentrischer Versteinerungsform betrachtet, die ein gebildeter Mann nicht näher zu studiren brauche, die er vielmehr Specialforschern überlassen könne. Die Ereignisse der jüngsten Tage hatten ihn belehrt, daß das Judenthum etwas noch im Herzen Pulsirendes sei, und auf der müssiggängerischen Reise, die er unmittelbar darauf mit Graf Berleberg antrat, begann er sich die Außenseiten der Synagogen und die Titel der Bücher über die Juden anzusehen. Dies Erwachen eines neuen Interesses ist ein wirksames Mittel gegen die Langeweile. Auf dieser Reise betrat Paul zu Frankfurt am Main zum ersten Male eine Synagoge. Es war gerade an jenem Tage, an welchem die israelitische Religions-Gesellschaft zu Frankfurt am Main das Jubiläum ihres Rabbiners feierte. Die große Synagoge war von einer festlich gekleideten Menge gefüllt. Ein sehr gut geschulter Chor sang hebräische Psalmen. Sowohl die Laute der uralten Sprache, als auch die ergreifenden Melodien machten auf Paul einen tiefen Eindruck.

Ein Vorsteher der Gemeinde trat an die heilige Lade, um dem treuen Hirten den Dank und die Glückwünsche der Versammelten auszusprechen. Der Redner gab zugleich eine Uebersicht über die Geschichte der Religions-Gesellschaft. Vor einem Vierteljahrhundert hatte sich dieselbe aufgerafft, um den nivellirenden Bestrebungen der Neuzeit entgegenzutreten und das alte rabbinische Judenthum zu erhalten. Nur wenige Männer waren es, die sich zu diesem Zwecke zusammengefunden hatten. Die Aussichten waren gering. Das alte Judenthum schien in voller Auflösung begriffen zu sein.

Die alte israelitische Gemeinde zu Frankfurt am Main hatte mit ihren Traditionen vollständig gebrochen und fuhr mit vollen Segeln der Selbstvernichtung entgegen. Es war eine sichtliche Fügung Gottes, daß jene wenigen gesetzestreuen Männer in dem Jubilar den rechten Mann fanden, der, sellbst begeistert, begeisternd wirkte. Und nun schilderte der Redner, mit welcher Sorgfalt der Jubilar die gesetzestreuen Elemente in der Gemeinde um sich gesammelt, wie er Schulen gegründet, in welchen die Jugend moderne Bildung in Verbindung mit altjüdischem Wissen erlangte, wie er durch Predigten und Vorträge Alt und Jung zu einem gesetzestreuen Leben begeistert habe.

Lautlos hatte die zahlreiche Versammlung den Worten des Redners gelauscht. Die Spannung steigerte sich, als der Rabbiner die Kanzel betrat, um Worte des Dankes und der Mahnung an die Versammelten zu richten. Paul schaute mit Erstaunen auf den ehrwürdigen Greis, der, körperlich schwach, sich setzen mußte, um die Anrede zu halten. Paul hatte einen solchen Charakterkopf noch nie gesehen: aus den Augen sprühte das Feuer des Jünglings. Mit mächtiger Beredtsamkeit wandte sich der Rabbiner an seine Gemeinde. In den lebhaftesten Farben schilderte er die Zustände, wie sie vor 25 Jahren gewesen, und wie sie sich jetzt unter göttlichem Beistande so wunderbar herrlich entwickelt hatten. Er lehnte den Dank der Gemeinde für seine Person ab. Was können und vermögen einzelne Menschen? fragte er. Für einzelne Menschen ist die Jubiläumsfeier nur eine Mahnung an ihre Vergänglichkeit, an das Hinschwinden der ihnen zugemessenen Zeit. Aber die Gemeinde stirbt nicht. Sie erneuert sich stets wieder durch den ewigen, unsterblichen Geist, welchen Gott dem Judenthum eingehaucht hat.

Diese Worte des begeisterten Redners durchzuckten Paul wie ein elektrischer Strom. Der junge Mann besaß unter seinem ruhigen Aeußern eine innere Gluth, die ihn leicht das Poetische in gewöhnlichen Ereignissen empfinden ließ. Hier war es das Gefühl des Zusammenhanges mit Fernentlegenem, was sein ganzes Denken anregte. Dieses alte Judenthum mit seinen dem Fernstehenden sonderbar erscheinenden Einrichtungen, Vorschriften und Gesetzen, das ihm bisher als etwas Todtes erschienen war, pulsirte hier rings um ihn im frischesten Leben.

Psalmen von Vorsänger und Chor abwechselnd vorgetragen, schlossen die Feier. Die weithin schallende Stimme des Vorsängers, die von Monotonie zu plötzlichem Jubel emporschwoll, der Schall der lieblichen Knabenstimmen, die schmucklose Einfachheit des Gebäudes, in welchem ein Nationalglaube seine Stätte gefunden, der das Denken der halben Welt durchdrungen — alles Dies vermischte sich in Paul als ein einziger Ausdruck einer tragischen und doch glorreichen Geschichte. Aus diesen Gedanken wurde Paul gerissen, als er fühlte, wie sich eine Hand auf seinen Arm legte, und sich mit der unbehaglichen Empfindung umwendend, welche die so plötzliche Art des Angesprochenwerdens hervorzurufen pflegt, erblickte er dicht neben sich einen alten Mann, der zu ihm sagte: „Um Vergebung, junger Herr, gestatten Sie mir eine Frage: Sind Sie nicht aus Prag? ich meine, ich hätte Ihre Mutter gekannt!"

Paul fühlte sich höchst unangenehm berührt. Er entzog sich der Berührung und antwortete kalt: „Ich bin ein Holsteiner."

Der Frager blickte ihn noch einen Augenblick zweifelnd an, dann verneigte er sich leicht und wendete sich zum Fortgehen — ob mit dem Ge=

fühle, sich geirrt zu haben oder zurückgestoßen worden zu sein, wußte Paul nicht recht. Auf seinem Rückwege zum Hotel suchte er jedes Unbehagen in Betreff dieses Vorfalles durch die Erwägung zu beschwichtigen, daß es sich hier um eine der vermeinten Aehnlichkeiten handele, wie sie oftmals ohne wirkliche Bedeutung vorkommen.

XV.

Den Winter, welcher auf die erzählten Ereignisse folgte, brachte Paul mit der Famlie Perleberg in Berlin zu. Paul mußte all den Festlichkeiten beiwohnen, zu denen die Familie des Grafen eingeladen wurde. Den Gipfel dieser Festlichkeiten bildete der große Ball, welchen Fürst Waldshut-Rimbach veranstaltete. Der Fürst war ein mediatisirter Standesherr, und seine einzige Tochter, Prinzessin Melanie, durfte, da der Familie das Recht der Ebenbürtigkeit zustand, darauf Anspruch machen, von einem regierenden Fürsten, ja sogar von einem König oder Kaiser zur Gemahlin erwählt zu werden. Und in der That, es war allgemein die Meinung verbreitet, daß Prinzessin Melanie einem jeden Herrscherthrone zur Zierde gereichen würde. Voll Geist, von hervorragender Schönheit und Anmuth war die Prinzessin der Mittelpunkt aller Salons der hohen und höchsten Herrschaften in der Hauptstadt des deutschen Reiches. Dazu kam noch, daß die Prinzessin, als die einzige Tochter des Fürsten von Waldshut-Rimbach, eine der reichsten Erbinnen im deutschen Lande war. Die distinguirten Kreise der deutschen Reichs-Hauptstadt waren schon Wochen lang vorher in Aufregung versetzt durch die Gerüchte über die Pracht, welche bei dem Feste des Fürsten entfaltet

werden sollte. Um allen Gästen Raum gewähren zu können, hatte der Fürst sein Palais durch einen Anbau erweitern lassen. Das Personal des königlichen Opernhauses war gewonnen, um ein Festspiel mit Gesang zur Darstellung zu bringen. Von Budapest war die beste Kapelle verschrieben worden. Jeder schätzte sich glücklich, der eine Einladung erhielt. Der kaiserliche Hof hatte sein Erscheinen zugesagt. Und außer dem höchsten Adel waren auch die Koryphäen der Wissenschaft und der Kunst zum Feste geladen.

Der große Abend kam endlich heran, und auch Paul erschien mit seinen Verwandten. Er wurde der Prinzessin vorgestellt und von ihr durch ersichtliches Wohlgefallen ausgezeichnet.

Man kann sich leicht denken, daß die Prinzessin viel umworben war. Ihre hohe Geburt, ihre großen Reichthümer, ihr Geist, ihre Anmuth und Schönheit machten sie für die Söhne des hohen Adels im höchsten Grade begehrenswerth. Von all den jungen Heirathscandidaten mit prunkvollen Titeln und glänzenden Namen fühlte sich ein Jeder beglückt, der nur einen freundlichen Blick von der gefeierten jungen Dame zu erhaschen vermochte. Und jetzt zeichnete sie diesen Paul Weiland aus, einen Mann ohne Namen, von dunkler Herkunft, in keiner Beziehung hervorragend! diese Laune der Prinzessin erregte allgemeines Aufsehen.

Nachdem das Festspiel vorüber war, traten einige Dilettanten, Herren und Damen, mit Gesanges-Productionen hervor. Der Beifall war nur ein mäßiger, da sich die Sänger und Sängerinnen nicht mit den Helden und Heldinnen der königlichen Oper, die man kurz zuvor gehört hatte, zu messen vermochten.

Die Gräfin Perleberg, welche neben Prinzessin Melanie saß, sagte zu dieser:

„Wenn mein Neffe Paul singen würde, so würde er die Gesellschaft zu ganz anderm Beifall hinreißen."

Sofort eilte die Prinzessin zu ihrer Mutter, und bat diese, Herrn Weiland zu einem Gesangsvortrage zu veranlassen. Der Fürst und die Fürstin, welche ihr einziges Kind mit unaussprechlicher Zärtlichkeit liebten, waren nicht gewohnt, der Prinzessin etwas abzuschlagen. Die Fürstin rauschte durch den ganzen Saal bis zu der Fensternische, in welche Paul sich bescheiden zurückgezogen hatte.

„Herr Weiland", sagte sie, „ich höre, daß Sie entzückend zu singen verstehen. Wollten Sie wohl die Güte haben, die Gesellschaft durch einen Vortrag zu erfreuen?"

Ohne Ziererei sagte Paul zu. Er trat an das Clavier. Einer der anwesenden Künstler übernahm die Begleitung. Er sang das schöne und innige irische Volkslied aus Martha:

Letzte Rose, wie magst Du so einsam hier blüh'n,
Deine freundlichen Schwestern sind längst schon dahin,
Keine Blühte haucht Balsam mit lebendem Duft,
Kein Blättchen mehr flattert in stürmischer Luft.
Warum blühst Du so traurig im Garten allein?
Sollst im Tode mit den Schwestern vereinigt sein,
Darum pflück ich, o Rose, vom Stamme Dich ab,
Sollst ruh'n mir am Herzen und mit mir im Grab.

Als Paul zu singen begonnen hatte, ging ein allgemeines Geflüster durch den Saal:

„Wer ist der junge Mann?" — „Wie heißt er?" — „Gehört er der hiesigen Oper an?" —

Aber bald verstummte die Neugier. Der mächtige, ausdrucksvolle Tenor Pauls durchdrang den großen Raum und erfüllte ihn vollständig. Glockenrein erklang das herrliche Lied, in seiner

Innigkeit zu Aller Herzen dringend. Athemlos lauschte die vornehme Gesellschaft. Dann brach ein Beifallssturm los, wie er in diesen distinguirten Kreisen, voll vornehmer Zurückhaltung, wohl selten vorkommen mag. Der Fürst und die Fürstin überschütteten Paul mit Danksagungen. Durch all die heranströmenden Bewunderer, die dem Sänger die Hand schütteln wollten, drängte sich Herr von Hülsen, der Intendant der königlichen Theater.

„Junger Herr," rief er, Pauls Hand ergreifend, „Sie sind ein Stern erster Größe Sie thun Unrecht, Ihr Licht unter den Scheffel zu stellen! Mein Name ist Hülsen. Wenn es mir gelingen würde, Sie für die königliche Oper zu gewinnen, so würde mich die ganze Welt beneiden."

„Excellenz", antwortete Paul lächelnd, „ich fühle kein Beruf zum Opernsänger in mir, ich will die Lorbeeren der Kunst Andern überlassen."

Den Bitten noch ein Lied zu singen, widerstand Paul auf das Entschiedenste. Da ließ ihn der Kaiser ersuchen, die berühmte Arie aus Martha:

Ach, so fromm, ach! so traut,
Hat mein Auge sie erschaut . . . .

vorzutragen. Da galt kein Widerstreben. Paul mußte noch einmal singen. Das zweite Mal war der Beifall, wo möglich, noch stärker. Nur Prinzessin Melanie applaudirte nicht. Wie im Traume verloren wiederholte sie leise die Schlußworte des Liedes:

„Du entschwandest,
Und mein Glück nahmst Du mit Dir —
Gib mir wieder, was Du fandest,
Oder theile es mit mir."

Am andern Tage ließ sich Fürst Waldshut-

Rimbach beim Grafen Perleberg melden. Der Graf ging dem Fürsten entgegen.

„Durchlaucht", rief er, „welche Ehre, Sie in meinem Hause zu begrüßen! Sind Durchlaucht von den Anstrengungen des gestrigen Tages schon ausgeruht? Ein superbes Fest! Die Annalen Berlins haben nichts Aehnliches zu verzeichnen."

„Graf", sagte der Fürst, nachdem die beiden Herren im Zimmer des Hausherrn Platz genommen, „ich komme in einer sehr ernsten Angelegenheit zu Ihnen. Wer ist dieser Paul Weiland, den Sie Ihren Neffen nennen? So viel ich weiß, hatten Sie nur eine Schwester, die kinderlos verstorbene Baronin Wildermuth Folglich kann dieser junge Mann Ihr Neffe nicht sein. Also, wer ist er?"

„Durchlaucht", antwortete der Graf, „das ist ein Geheimniß."

„„Ich frage nicht aus müssiger Neugierde. Meine Tochter ist in den jungen Menschen vernarrt. Ich bin über alle Standesvorurtheile erhaben. Wenn es sich um das Glück meiner Tochter handelt, so ist mir kein Opfer zu groß; es wäre auch am Ende möglich, da ich keinen Sohn besitze, daß durch die Gnade des Kaisers Rang und Titel meinem Schwiegersohne würden übertragen werden. Sie werden es daher verzeihlich finden, daß ich wissen möchte, welche Persönlichkeit sich hinter dem Namen Paul Weiland verbirgt."

Graf Perleberg fühlte sich durch die Aussichten, welche hier seinem Pflegesohne, den er wahrhaft liebte, geboten wurden, sehr geschmeichelt.

„Unter diesen Umständen, Durchlaucht", sagte er, „wäre Verschweigen nicht am Platze. Mein Fürst, Sie waren vor vielen Jahren, in den ersten Jahren des zweiten Kaiserreichs mit mir zusammen in Paris. Erinnern Sie sich noch der Frau Bianca Carodomo?"

„„Der großen Sängerin, die damals ganz Paris in Aufregung versetzte und die sobald vom theatralischen Himmel verschwand? ich glaube, sie hat den Fürsten Montevecchio geheirathet. Auch Sie waren damals ein glühender Verehrer der schönen Bianca. Also ist es doch wahr, was die Welt behauptet!““

„Und was behauptet die Welt?“

„„Daß Sie der Vater des jungen Weiland seien.““

„So, sagt man das? Ich wäre stolz darauf, einen solchen Sohn zu besitzen. Paul ist in jeder Beziehung ein vollkommener junger Mann. Gelehrt, gewandt, geschickt, und dabei ein vollendeter Edelmann. Aber mein Sohn ist er leider nicht. Die schöne Bianca war damals die junge Wittwe eines jüdischen Banquiers, und Paul ist der legitime Sprößling dieser ersten Ehe der bewunderten Sängerin.“

Der Fürst erschrak.

„„Was““, stammelte er, „„also ist der junge Mann ein . . . .

„Ein Jude“, ergänzte Graf Perleberg lächelnd, „ein Jude im vollsten Sinne des Wortes, denn er ist niemals getauft worden. Doch ließe sich dieses noch nachholen.“

„Ein Jude!“ sagte der Fürst bedächtig. „Nein, daraus kann niemals etwas werden! Melanie muß sich den Judenjungen aus dem Sinne schlagen.“

„Sie sind wohl“, entgegnete der Graf, „über die Standesvorurtheile hinaus, mein Fürst; aber mit den Stammesvorurtheilen scheinen Sie noch nicht fertig zu sein. — Der Junge hat eine durchaus christl., wenn auch vorurtheilslose Erziehung genossen. Ich hätte mich damals glücklich geschätzt, wenn die Jüdin, die ich anbetete, meine Hand angenommen hätte. Als der italienische Fürst Montevecchio mir den Rang ablief, war ich der Verzweiflung nahe und

dachte daran, mir das Leben zu nehmen. Ich betrachtete es als einen besondern Beweis von Vertrauen, als mir Bianca ihren Sohn überließ und mich zu seinem Vormunde bestellte. Die mir gewordene Aufgabe söhnte mich mit dem Leben wieder aus, und ich übertrug die ganze Liebe, die ich für die Mutter hegte, auf den schönen, geistvollen Knaben. Ich hoffe, ich habe das in mich gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Paul ist ganz herrlich gediehen. Auch ist er reich und unabhängig; er besitzt ein Vermögen von etwa einmalhunderttausend Thalern."

„„Aber ein Jude, ein Jude"", sagte der Fürst. „„Bitte, lieber Graf, halten Sie unsere Unterredung vor dem jungen Manne geheim. Bringe ich meine Tochter dazu, daß sie sich ihn aus dem Sinne schlage, so wäre das das Beste. Wo nicht, so muß ich nach Italien reisen und mit der Mutter reden. Vielleicht läßt sich dort ein Arrangement treffen, das meine Begriffe von Familienehre auf eine nicht allzu harte Probe stellt.""

XVI.

Während der Fürst Waldshut-Rimbach sich bei dem Grafen Perleberg befand, erhielt Paul die Vorladung von dem Hambu ger Gerichtshofe, die ihn als Hauptzeugen in dem Prozesse gegen den Raubmörder nach Hamburg berief. Die Vorladung war ihm verspätet zugekommen, da dieselbe, schon vor längerer Zeit erlassen, während seiner Reise ihm von Ort zu Ort nachgeschickt worden war. Paul mußte sich daher sofort auf den Weg machen, um den Termin nicht zu versäumen. Da der Graf Be,uch hatte und die Gräfin, erst spät von dem Feste nach Hause gekommen, noch

nicht zu sprechen war, so schrieb Paul seinem Oheim eine Karte und theilte ihm darin seine schleunige Abreise und den Grund derselben mit. Als der Graf die Karte empfing, war er recht froh, daß er durch die Abwesenheit Pauls der Versuchung überhoben war, mit ihm über Angelegenheiten zu sprechen, in Bezug auf welche er dem Fürsten Waldshut-Rimbach Discretion gelobt hatte.

Als Paul in Hamburg ankam, war sein erster Gang in die Wohnung der Frau Wolf. Er fand Ahron nicht zu Hause, erfuhr aber zu seiner Freude, daß die Wunden desselben vollkommen geheilt waren und keinerlei beunruhigenden Spuren zurückgelassen hatten.

Die aufregenden Tage der Schwurgerichtsverhandlungen gingen vorüber. Der Verbrecher wurde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Paul hätte nun Hamburg wieder verlassen können. Aber er dachte nicht daran. Er hatte sich mit Eifer auf das Studium des Judenthums, seiner Gesetze und Einrichtungen und auf die Erlernung der hebräischen Sprache geworfen. Ahron Wolf hatte ihm zu diesem Zwecke einen Lehrer empfohlen. Rabbi Pinchas Steiner, ein schon älterer Mann, war in seiner Jugend ein Schüler des Chacham Bernays gewesen. Von diesem seinem Lehrer hatte er die gedankenvolle Durchdringung der schriftlichen und mündlichen Lehre, der Gesetze und Vorschriften des Judenthums überkommen.

Die glänzende Begabung Pauls ermöglichte ihm die schnellsten Fortschritte auf diesem ihn bisher ganz unbekannten Gebiete. Bald fing er an, die heilige Schrift in der Ursprache zu lesen, und das großartige Bild der jüdischen Geschichte von ihrem Anbeginne an erfüllte schnell den empfänglichen Geist Pauls. Die Erwählung der Stamm-

väter und deren Familiengeschichte, von Steiner im Lichte der mündlichen Lehre durchleuchtet, die leidensvolle Jugendgeschichte des israelitischen Volkes in Aegypten, die wunderbare Befreiung desselben und die Offenbarung am Sinai, der an wunderbaren Ereignissen so reiche Aufenthalt in der Wüste, die Eroberung und Besitzergreifung des heiligen Landes, die Heldengeschichte Israels unter seinen Richtern und Königen, die großen machtvollen Gestalten der Propheten und heiligen Sänger, die Kämpfe mit den Assyrern, Babilonier, Persern, Griechen und Römern, die Zerstreuung Israels über alle Länder der Erde und die Erhaltung dieses merkwürdigen Volkes trotz der schrecklichsten Verfolgungen während des Mittelalters — das Alles machte auf Paul den tiefsten Eindruck. Sein Lehrer verfehlte nicht, ihm zu zeigen, wie es das Gesetz und die Lehre sind, welche Israel stets kräftigten, alle Leiden mit Geduld zu ertragen, und welche andererseits die Söhne und die Töchter dieses Volkes in einer Weise mit sittlichem Adel erfüllt haben, wie er bei andern Volksstämmen nicht zu finden ist. Steiner war weit davon entfernt, die Schwächen und Mängel vieler Juden und Jüdinnen in Abrede zu stellen. Dagegen wußte er mit wahrhafter Begeisterung die Grundzüge des jüdischen Volkscharakters, das Mitgefühl mit andern Menschen, die sittliche Reinheit und die thätige Beihilfe zur Linderung des Elends hervorzuheben. Da gab es manchmal heftige Controversen zwischen Lehrer und Schüler. Steiner behauptete, daß die großen Charaktere der Vergangenheit auch heute noch sich unter den Männern und Frauen vorfinden, daß jeder gläubige und gesetzestreue Jude die Fähigkeit besitze, als Held und Märtyrer für seine Religion zu leben und zu sterben, und wenn Paul dieses nach den Erfahrungen

des täglichen Lebens bestreiten wollte, so wies Steiner nach, daß es nur der Druck und die Ungunst der Zeiten gewesen, welche manchen Zuständen innerhalb des jüdischen Stammes ein ungünstiges äußeres Aussehen verliehen, während der Kern stets echt und unverwüstlich geblieben.

„Ja," sagte Steiner, „die Wirkung unserer großen und langen Geschichte ist eine so nachhaltige, daß ihre Spuren nicht verwischt werden können. Nicht allein, daß die abtrünnigen Juden, welche aus irgend einem Grunde die Taufe angenommen, immerwährend im Herzen Juden bleiben — ich gehe noch weiter, zu behaupten, daß selbst ein jüdisches Kind, im zartesten Alter dem Kreise der Seinigen entführt, durch einen unbewußten Trieb zum Judenthume sich bei erwachendem Bewußtsein wird hingezogen fühlen."

Paul fühlte sich durch diese Worte betroffen. Er sah seinen Lehrer scharf an und fragte:

„Sie halten mich für einen gebornen Juden?"

„Warum soll ich es leugnen?" sagte Steiner. „Ich habe Ihren Familienverhältnissen nicht nachgeforscht; allein durch die neuliche Schwurgerichtsverhandlungen sind dieselben in Aller Munde. Graf Perleberg, den Sie Oheim nennen, hatte nur eine einzige Schwester, die Baronin Wildermuth, welche kinderlos starb. Wie können Sie also der Neffe des Grafen sein? Dagegen tragen ihre Gesichtszüge den reinsten und schönsten Typus unseres Stammes."

Paul brach die Unterredung ab; die weiteren Erörterungen über diesen dunklen Punkt wären ihm schmerzlich gewesen.

Seine Abende brachte Paul meistens in der Familie Wolf zu. Frau Wolf war eine sehr gebildete Frau, und auch ihre Kinder hatten eine gediegene Erziehung genossen. Paul, von seinen

neuen Studien ganz erfüllt, unterhielt sich auch hier meistens über Juden und Judenthum. Die Bestrebungen der modernen Juden, die Religion Israels zu reformiren und den Zeitverhältnissen anzupassen, wurden vielfach besprochen. Frau Wolf und ihre Kinder gehörten der orthodoxen Richtung an, und daher wurden jene Bestrebungen von ihnen auf das Strengste verurtheilt. Namentlich war Hulda eine begeisterte Jüdin. Mit dem größten Feuereifer vertheidigte sie alle Satzungen und Einrichtungen des orthodoxen Judenthums. Paul liebte es, sich mit ihr in eine Controverse einzulassen. Er nahm scheinbar für die Reformer Partei, um Hulda zur Widerlegung der von ihm vorgebrachten Ansichten über Forschritt und Entwickelung anzuregen. Manchmal war er erstaunt über die Schlagfertigkeit es jungen Mädchens und über die Gediegenheit ihres Urtheils. Wenn er dann diesem Staunen Worte verlieh, so lehnte Hulda das von ihm ausgesprochene Lob in bescheidenster Weise ab.

„Es darf Sie nicht wundern", sagte sie, „daß ich in diesen Fragen ein wenig Bescheid weiß. „Der Israelit" ist meine Lieblings-Lectüre von meiner frühesten Kindheit an, und da werden alle diese Dinge derart erörtert, daß auch ein unwissendes Mädchen sich ein Urtheil zu bilden vermag."

Die große Dankbarkeit, zu welcher die Familie Wolf sich Paul Weiland gegenüber verpflichtet fühlte, hatte sie die häufigen Besuche desselben in unbefangenster Weise betrachten lassen. Anders faßte die klatschsüchtige Nachbarschaft diese Besuche auf, bis sich ein Freund der Familie verpflichtet hielt, Frau Wolf darauf aufmerksam zu machen, daß der Ruf ihrer Tochter dadurch geschädigt werden könne. Als Paul nun wieder, wie gewöhnlich,

in der Behausung der Wittwe erschien, fand er diese allein.

„Herr Weiland“, sagte sie nicht ohne Verlegenheit, „Sie wissen, wie unbegrenzt unsere Dankbarkeit für Sie ist. Die Achtung und Liebe, die meine Kinder und ich Ihnen entgegenbrachten, haben sich bei näherer Bekanntschaft bis ins Unendliche gesteigert. Um so mehr thut es mir leid, Ihnen eröffnen zu müssen, daß ich in die Nothwendigkeit versetzt bin, Sie dringend zu bitten, Ihre Besuche bei uns einzustellen. Eine klatschsüchtige Nachbarschaft bezeichnet eine Neigung für meine Tochter als die Ursache derselben. Sie, Herr Weiland, stehen viel zu hoch, als daß ich fürchten müßte, Sie zu verletzen, wenn ich Ihnen sage, daß wir an eine solche Neigung niemals gedacht haben. Sie sind Christ, wir sind Juden — dieser Umstand tritt allen derartigen Vermuthungen auf das Entschiedenste entgegen.“

„Sie haben Recht, Frau Wolf“, sagte Paul. „Ich gehe jetzt. Ich muß mit mir selber erst ins Klare kommen. Vielleicht sehen wir uns bald wieder.“

Paul eilte von dannen. In der größten Aufregung durcheilte er die lebhaften Straßen der großen Handelsstadt. So kam er auf den Stintefang. Es ist dies eine Anhöhe, die einen Ueberblick über den Hamburger Hafen gewährt. Dort lagen viele hundert Schiffe, große Ostindienfahrer und kleine Dampfboote und Nachen. Es war ein ganzer Wald von Masten und Schornsteinen, der sich dem Blicke des Beschauers darbot. Im Hafen herrschte ein reges Leben. Die Ladung kürzlich angekommener Schiffe wurde unter Rufen und Schreien gelöscht; in andere Schiffe, welche bald abfahren sollten, wurde die Ladung, die für

überseeische Länder bestimmt war, verbracht. Paul sah dem Treiben eine Zeit lange zu.

„Da arbeiten und mühen sich die Menschen", sagte er zu sich selbst, „und kämpfen den Kampf um das Dasein. Wie heute, so war es vor Jahrtausenden. Die alten Nationen sind von der Erde geschwunden. Nur Juda ragt zu uns herüber, ein lebendiges Denkmal aus uralter Zeit. Ist das lebhafte Interesse, das ich für die Juden hege, aus dem Gefühle entsprungen, welches eine Jüdin mir eingeflößt hat, oder ist es aus meinem innersten Wesen hervorgegangen, wie Steiner behauptet? — Ich stehe vor einer wichtigen Entscheidung. Es ist das erste Mal, daß die Liebe in meinem Herzen erwacht ist, und der Gegenstand derselben ist eine Jüdin. Will ich das Ziel meiner Wünsche erreichen, so muß ich Jude werden. Was würde mein Onkel dazu sagen? Vor allen Dingen müßte ich mir doch erst Gewißheit über meine Geburt und Abstammung verschaffen. Ich kann mit Graf Friedrich nicht darüber sprechen. Soll ich ihm schreiben? Und wenn ich die Gewißheit erlange, daß er mein Vater ist, und ich ihm Gehorsam schulde — kann ich dann noch daran denken, Jude zu werden und Hulda zu erringen? Ich werde nächstens majorenn. Dann hat die Vormundschaft des Grafen ein Ende, und ich darf nach eigenem Ermessen verfahren. Ich thue besser daran, die Ungewißheit nicht aufzuheben. Mit vollendeten Thatsachen rechnet man leichter. Vor Allem muß ich fort von hier. Wenn ich Jude werde, so soll mein Uebertritt an einem Orte stattfinden, an welchem mich Niemand kennt."

Beruhigt durch den festen Entschluß, kehrte Paul in seine Wohnung zurück. Am andern Tage verließ er Hamburg.

XVII.

Als Fürst Waldshut-Rimbach von seinem Besuche beim Grafen Perleberg zurückkehrte, glaubte er durch die Nachricht, daß Paul Weiland in Wirklichkeit Heinrich Wertheimer heiße, die Gefühle seiner Tochter umzustimmen. Er hatte sich doch darin getäuscht. Die Kunde, daß der junge, schöne Mann, der am Abend zuvor so hinreißend gesungen hatte, von jüdischen Eltern geboren sei, vermehrte nur noch die schwärmerische Liebe, welche die junge Dame für denselben gefaßt hatte.

„Mama", sagte sie zu ihrer Mutter, „gleicht er nicht dem Apostel Johannes? Könnte wohl der Pinsel eines Malers einen charaktervolleren Johanneskopf schaffen? Liegt nicht Alles in diesen Zügen, was wir an Johannes verehren? Himmlische Milde, unerschütterlicher Muth und tiefe Weisheit? Ja, er ist das Ideal eines Mannes. An Muth und Tapferkeit gleicht er den Rittern des Mittelalters. Das hat er bei der Hamburger Affaire bewiesen, wo er mit Lebensgefahr einem von Mörderhand Bedrohten zu Hilfe eilte. In Feinheit der Sitte und des Benehmens steht er auf der Höhe der Zeit. An Wissen und Können übertrifft er alle junge Männer unserer Kreise."

Weniger war die Fürstin von der Nachricht entzückt, daß Paul Weiland dem jüdischen Stamme angehöre. Doch söhnte sie der Umstand, daß Pauls Mutter eine Fürstin geworden, damit aus. So war doch eher Aussicht vorhanden, daß, durch die Gnade des deutschen Kaisers oder des Königs von Italien, Paul den Titel und den Rang seines Stiefvaters oder den seines Schwiegervaters erhalten könne. Die drei fürstlichen Personen zweifelten nicht einen Augenblick daran, daß Paul sich im höchsten Grad glücklich schätzen würde, die viel-

begehrte Hand der Prinzessin Milanie zu ergreifen, sobald sie ihm dargeboten würde.

„Ich werde vor allen Dingen," sagte der Fürst, „nach Italien reisen, um die Mutter des jungen Mannes kennen zu lernen. Bis zu meiner Rückkehr von dort verbitte ich mir jede Annäherung."

„Du bist der Beste der Väter", sagte die Prinzessin, „und Dein Wunsch ist mir Befehl. So reise denn froh und glücklich nach jenem herrlichen Lande, von dem der Dichter singt:

O, Land der Schönheit, wo durch Pinienkronen
Die Rebe wuchert, wo zum ewig blauen
Gewölb des Himmels die Paläste schauen,
Und Rosen blühn auf Söllern und Balkonen.

Es haben stets die Völker aller Zonen
Gekämpft um deine Paradiesesauen,
Um deine Tempel, deine wettergrauen
Meerstädte, die am Felsgebirge thronen.

Wer dich gesehen, o dem altert nimmer
Das Herz im Busen, o, dem bleibt ein Schimmer
Von Jugendglück und reinster Lebenswonne.

Und wenn im Herbst die Nachtigallen ziehen,
Faßt ihn das Heimweh, und er möchte fliehen
Hinüber nach Italiens goldner Sonne."

Der Fürst nahm seinen Weg über den Brenner. Die Brennerbahn war die erste, mit welcher der Menschengeist den Sieg über die Berge gewann und die höchste Mauer erklomm, hinter der sich die Natur wider ihn zur Wehre setzte — die Alpen. Die Brennerbahn eröffnet gleichsam jene Epoche titanischer Bauten, die sich nun in rascher Reihe folgen und die dereinst den Stempel unseres Jahrhunderts bilden werden, denn wenn die Gothik Kirchen schuf und die Renaissance Paläste, so baut die

Gegenwart ihre Eisenbahnen, die ja auch fast bis zum Himmel steigen. Schon an sich ist natürlich eine Höhenbahn viel fesselnder, wie wenn der Pfad durch die Tiefen des Berges führt, aber der Reiz wird hier noch dadurch erhöht, daß uns der wilde eigenartige Charakter des Weges fast vom ersten Augenblick an entgegenspringt. Die Landschaft entwickelt sich nicht allmählich, sondern im Fluge steht sie vor uns, im ersten Schauen, wenn der Zug berganstürmt, ist sie vollendet.

Noch einen letzten Blick werfen wir zurück auf die alte Bergstadt am Inn, zur Rechten dehnt eine prächtige Abtei ihre Flügel aus, im Rücken ragen die blauen Gipfel des Solstein und der Martinswand, dann schließt uns der gewaltige Tunnel ein, der durch den Berggipfel führt. — Er ist gewissermaßen die Pforte, durch die wir den trotzigen Weg betreten; wir sollen am Eingang schon die Gewalt empfinden, die dieser Weg gekostet.

Wenn wir wieder das Licht gewinnen, schauen die Ferner von Stubai auf uns herab, ungestüm braust die Sill, das wilde Kind der Berge, vorüber, und wenn die enge Landschaft bisweilen sich aufthut, so blicken wir in ein Seitenthal, dessen weiße Häuser sich an die Felswand schmiegen. Darüber stehen die Ruinen verfallener Burgen, oder ein Kirchlein, dessen Glockenton fast untergeht im Brausen unserer Fahrt. Drohend hängt das Gestein über den Weg, drohend drängt der Abgrund zur Tiefe, und das ganze Kiesgeröll scheint oft so lose, daß man mit Bangen an den Lastzug denkt. Man sieht, wie die quirlenden Steinchen über die Böschung hinunter rollen, die kaum durch braunes Gestrüpp gefestigt ist; die Telegraphendrähte sind an den Felsen festgenietet, wenn der Weg für die Leitung zu enge wird.

Wo der Wald eine Lichtung bietet, sieht man hinüber auf die alte, prächtige Poststraße, die jetzt so still und verwaist ist und doch einst zu den Weltstraßen zählte. Römische Meilensteine von Caracalla und Septimus Severus wurden dort gefunden; Karl V. zog hier des Weges, wenn er aus Welschland zum Reichstag nach Augsburg kam, Kaiser Max, der letzte Ritter, jagte in diesen Schluchten.

„Station Brenner!“ ruft der Conducteur den Zug entlang, und die Menge eilt aus den dichtgefüllten Coupé's, um ins Freie zu schauen, um dem alten, wundersamen Namen seinen Zauber abzulauschen. Die Spur zweier Jahrtausende birgt sich in diesem Worte; über den Brenner zogen die Legionen des Augustus und der Weltverkehr der deutschen Kaiserzeit. Hier scheiden sich die Ströme, die zur Adria und zum schwarzen Meere eilen.

Unter dem Schwarm der Gäste, die auf dem Perron den Bahnzug erwarten, bemerken wir jetzt auch viele Bewohner der benachbarten Thäler; sie fahren freilich niemals weiter als bis zur nächsten Station, aber sie geben doch dem Wege jenes reizende Lokal-Gepräge, das einen wohlthätigen Contrast in dem cosmopolitischen Gewimmel bildet.

Wir können nicht die ganze Reise des Fürsten beschreiben. Er langte glücklich am Ziele derselben an. Das Schloß des Fürsten Montevecchio liegt an jener wundervollen Straße, die sich zwischen den drei Seen: Lago di Como, Lago di Lugano und Lago Maggiore hindurchzieht. Via del. Paradiso, Straße des Paradieses, nennen die Bewohner des Landes diesen Weg, und nicht jene Straße allein, sondern das ganze prächtige Gebiet der drei Seen ist ein Weg durch das Paradies. Orangen und Myrthen, silbergraue Oliven und goldene Reben blühen hier in verschwenderischer Fülle.

Der Wagen des Fürsten fuhr durch eine breite Straße, ganz überschattet von Orangen und Granaten, von Citronen und Myrthen, durch die sich wilde Rosengehänge schwingen und aus deren Dunkel der Gesang der Vögel ertönt. Dann führt der Weg durch einen Lorbeerhain, der an den Pforten des Schlosses des Fürsten von Montevecchio endet.

Es ist ein prachtvolles Gebäude, das hier auf der Höhe thront. Zahlreiche Thürme schmücken es, und die Marmorwände spiegeln sich in dem See.

Der Fürst wurde in den großen Empfangssaal geführt; es war ein Saal von wahrhaft fürstlicher Pracht. Schwere persische Teppiche bedeckten den Marmorboden, kostbare Gemälde blickten von den mit Gobelins behangenen Wänden herab, prachtvolle Statuen und vergoldete Säulen milderten die Größe, Höhe und Weite des Raumes. — Der Fürst wurde ersucht, sich niederzulassen, die Fürstin Montevecchio würde sehr bald erscheinen. Nicht lange, so wurde eine Portière zurückgeschoben, und eine Frauengestalt trat herein. Noch konnte man Spuren einstiger großer Schönheit erkennen; aber die hohe Gestalt war gebeugt, und Gram und Kummer schienen das Alter vorzeitig herbeigeführt zu haben.

„Gnädigste Fürstin“, redete der Fremde die Eintretende an, „Sie haben meinen Brief empfangen, und waren so gütig, mir die erbetene Audienz zu gewähren. Erinnern Sie sich meiner noch?“

„„Wohl, mein Fürst““, entgegnete die Angeredete, „„Sie haben sich nur wenig verändert, und die 22 Jahre, in welchen ich Sie nicht gesehen, haben Sie kaum zu altern vermocht. Aber mich, mich hätten Sie wohl nicht wieder erkannt? Ich

habe Schweres erduldet; Gram und Kummer haben mein Haar gebleicht und meine Gestalt gebeugt.““

„War Ihre Ehe keine glückliche?“

„„Doch; sie war es und ist es noch heute. Aber unser einziger Sohn — er ist todt — ich will sein Andenken nicht schmähen. Er hat mich und meinen Gatten um Jahrzehnte älter gemacht.““

„Sie haben noch einen Sohn, Durchlaucht.“

„„Sie kennen ihn? Sie kennen meinen Heinrich?““

„Heinrich? Nein, der junge Mann, den ich meine, heißt Paul Weiland und ist der Pflegesohn des Grafen Perleberg.“

„„Ganz recht, ganz recht. Sie kennen ihn?““

„Er ist ein musterhafter junger Mann, ein vollendeter Edelmann, dabei voll Geist und Gelehrsamkeit. Meine einzige Tochter, die Erbin meiner Güter, liebt ihn und will sich ihm vermählen.“

„„Mein Fürst, Sie träufeln Balsam in mein wundes Herz. Ich befinde mich wegen dieses Sohnes in der größten Verlegenheit. Fürst Montevecchio weiß nichts von der Existenz meines Kindes aus meiner ersten Ehe. Ich habe ihm damals, auf den Rath meiner Gesellschafterin, verschwiegen, daß ich einen Sohn habe. Ich habe seitdem den Muth nicht gewonnen, ihm zu sagen, was ich ihm vor 22 Jahren verheimlicht habe.““

„Was ist aus Ihrer Gesellschafterin geworden? Lebt sie noch?“

„„Auch sie hat schwer gebüßt. Der schreckliche Kummer, den mein mißrathener Sohn Guido über uns Alle gebracht, hat sie am Härtesten betroffen; sie leidet an einer unheilbaren Gemüthskrankheit.““ —

Die Fürstin schwieg; auch Fürst Waldshut-

Rimbach ehrte schweigend ihren Kummer. Nach einer Pause sprach die Fürstin:

„„Vielleicht sind Sie, mein Fürst, so gütig, meinen Gemahl von den Zwecken zu unterrichten, die Sie in Bezug auf meinen Sohn Heinrich — das ist sein eigentlicher Name — vor Augen haben. Vielleicht bewegen Sie den Fürsten dazu, ihn kommen zu lassen; vielleicht blüht mir noch ein verspätetes Glück.""

„Gern will ich mich dieser Mission unterziehen. Meine Tochter hängt mit schwärmerischer Liebe an dem jungen Mann; sie würde ohne Bedenken sich dem einfachen Paul Weiland vermählen, und auch ich und meine Gemahlin, die wir unser einziges Kind unaussprechlich lieben, würden uns am Ende darein fügen. Aber lieber wäre es uns natürlich, wenn unser künftiger Schwiegersohn Fürst Montevecchio hieße."

„„Und ist Heinrich mit Ihren Plänen einverstanden?""

„Er weiß nichts davon; doch ist es kaum denkbar, daß er ein Glück ausschlagen würde, welches die vornehmsten und besten Edelleute erstreben möchten."

XVIII.

In einer Stadt am Rhein saß der Rabbiner, umgeben von seinen Talmudschülern, in seinem Studierzimmer. Es war zwischen Purim und Peßach, und der Rabbiner bereitete seine Schüler zu dem Vortrage vor, den er am großen Sabbat in der Synagoge zu halten gedachte. Er hatte dazu das Thema im letzten Abschnitte des Traktats Pesachim erwählt, in welchem darüber abgehandelt wird, ob die ungesäuerten Kuchen und die Bitterkräuter zusammen oder einzeln genossen werden

sollen. Wir genießen zuerst jedes einzeln, dann aber beides zusammen, wie es Hillel gethan zur Zeit, als der heilige Tempel noch stand. Der Lehrer nahm hierbei Anlaß, seinen Schülern von dem großen Hillel zu erzählen, von seiner Milde und Sanftmuth, Juden und Nichtjuden gegenüber. Hillel's Freund und Genosse, Schammai, war nicht so sanften Gemüthes. Heiden, die zu ihm kamen, um in das Judenthum aufgenommen zu werden, wies Schammai streng zurück, sobald er ihre Absicht als eine unlautere erkannte. Hillel dagegen belehrte dieselben und brachte sie dahin, daß sie sich in reiner und lauterer Gesinnung zum Judenthum bekannten. Da wurde dem Rabbi eine Karte überreicht, auf welcher der Name Paul Weiland stand. Der Rabbiner ordnete an, daß man den Fremden bis nach Beendigung des Schiur in das Emfangszimmer führen solle.

Als der Rabbiner seinen Besuch erblickte, war er erstaunt über die Schönheit und die Intelligenz der Erscheinung desselben. Paul hatte so einnehmende, herzgewinnende Züge, daß er Jeden, der ihn zum ersten Male sah, für sich gewinnen mußte.

„Herr Rabbiner", sprach er, „verzeihen Sie, daß ich Ihre kostbare Zeit für mich in Anspruch nehmen muß. Es ist eine für mich sehr wichtige Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt. Ich bin Christ, evangelischer Christ, und möchte Jude werden."

„„Ihre Mittheilung überrascht mich"", entgegnete der Rabbiner. „„Nicht etwa deßwegen, weil derartige Anträge selten an mich gelangen; im Gegentheile, sie werden sehr häufig an mich gestellt; aber immer sind es Leute aus den niedern Volksklassen, die um irgend eines Vortheils willen Juden zu werden wünschen. Sie aber mein Herr,

der Sie den gebildeten Ständen angehören, und nach Ihrem Aeußern zu schließen, gut situirt zu sein scheinen, sagen Sie mir, was Sie zu diesem Wunsche veranlaßt?““

„Ich bin reich und unabhängig“, antwortete Paul, „habe Jurisprudenz studirt und das Staats-Examen gemacht. Nachdem ich meiner Militärpflicht genügt habe, bin ich als Lieutenant in die Reserve eingetreten. Mein Oheim ist der Graf Perleberg, einer der begütertsten Edelleute meines engeren Vaterlands. Ich selbst besitze ein großes unabhängiges Vermögen und werde wohl in Folge des Schrittes, den ich zu thun gedenke, auf eine glänzende Carière im Staatsdienste verzichten müssen. Sie sehen also, daß äußere Vortheile mich nicht bestimmen. Es ist das Studium der Geschichte, welches den Entschluß in mir geweckt hat, mich zu der Religion zu bekennen, die ich für die einzig wahre halte. Ich habe Ihnen bereits mitgetheilt, daß ich als evangelischer Christ bin erzogen worden. Man hatte mich gelehrt, daß das Judenthum nur eine Vorstufe des Christenthums gewesen sei, daß es, seitdem erstarrt und verknöchert, keinen Anspruch auf Existenz mehr habe, daß die wenigen Juden, über den ganzen Erdboden zerstreut, nur aus Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit der Wahrheit ihr Auge verschließen. Wenn man bedenkt, wie das Christenthum siegreich über den Erdboden geschritten, zuerst nach langen Kämpfen und Leiden sich das römische Weltreich unterworfen, wie da die Zertrümmerer dieses Weltreichs, die wilden Horden der Völkerwanderung, sich der Wahrheit des Christenthums gebeugt und die Religion der Besiegten angenommen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn man das Judenthum nur als eine überwundene Vorstufe des Christenthums betrachtet. Diese Wahrheit schien

mir unumstößlich, bis ich vor circa neun Monaten mit Juden zum ersten Male in näheren Verkehr trat. Da erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen, daß das Judenthum durchaus nicht erstorben, daß es vielmehr lebendig innerhalb begeisterter Bekenner und Anhänger existirt. Nun fing ich an, das Judenthum und seine Geschichte zu studiren. Der siegreiche Fortschritt des Christenthums über die Länder und Völker der Erde verlor seine Beweiskraft durch die Betrachtung, daß die Lehre Mahumeds in ähnlicher Weise sich den Osten eroberte, wie das Christenthum den Westen; beide weisen auf das Judenthum als auf ihren Ursprung zurück. Es ist die im Judenthum offenbarte göttliche Weisheit, welche hier den Westen und dort den Osten erobert hat. Das Judenthum betrachtet es nicht als seine Aufgabe, die Völker zu bekehren und kann das auch nicht, weil es, seiner Natur nach, durch die Fülle der Gesetze auf einen kleinen Kreis angewiesen ist. Selbst das Christenthum der ersten Apostel vermochte nicht erobernd aufzutreten, so lange es das Gesetz als verbindlich erachtete. Erst als Paulus alle die Vorschriften und strengen Gesetze des Judenthums für überwunden und nicht mehr verpflichtend erklärte, konnte das Christenthum zu einer Weltreligion werden. Es stürzte die alten Götter und richtete an deren Stelle neue Bilder der Verehrung auf. So schmiegte es sich den Nationen und ihren alten Ueberlieferungen an, neue Namen ohne wesentliche Veränderung an die Stelle der alten setzend. Nur das Sittengesetz des Judenthums nahm es in sich auf und brachte es den von ihm überwundenen Völkern. Auch in der Lehre Mahumeds ist es der dem Judenthume entstammende Kern, welcher sich die Nationen des Orients unterworfen hat. Es ist die Lehre von dem einzigen Gott, welche dort siegreich auftrat.

Aber für die strengen Consequenzen dieser Lehre waren und sind die großen und zahlreichen Völker des Ostens nicht geeigenschaftet. Daher verzichtet der Muhamedanismus auf die Consequenzen dieser Lehre und verlangt sie nicht von den ihm unterworfenen Nationen. Nur im Judenthum ist die reine Lehre und das echte rechte Gesetz als unmittelbare Folge der einen großen Wahrheit. Daher fühle ich mich genöthigt, den gewichtigen Schritt zu thun, mit meiner ganzen Vergangenheit zu brechen, mich jener schmerzlichen Operation zu unterziehen, um die Wahrheit, die ich erkannt habe, auch ganz und voll zu bekennen."

„„Ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr, zu den tiefen und gründlichen Studien, die Sie gemacht haben. Ihre Worte überzeugen mich vollkommen, daß es die edelsten Motive sind, welche Sie zu mir geführt haben. Trotzdem muß ich von dem Schritte, den Sie thun wollen, auf das Ernstlichste abrathen. Warum wollen Sie die zahlreichen Gesetze auf sich nehmen, die zu erfüllen Sie nicht verpflichtet sind? Unsere Weisen lehren, daß die Frommen aller Nationen Antheil haben an der zukünftigen Welt. Sobald Sie den einzigen Gott im Herzen bekennen, den Götzendienst verabscheuen, den Geboten der Sittlichkeit Folge leisten, Recht und Gerechtigkeit gegen ihre Mitmenschen üben, genügen Sie, der Sie nicht als Jude geboren sind, vollkommen Ihrer Pflicht. Wenn Sie aber zum Judenthume übertreten, so gibt es zahlreiche Vorschriften, welche dem, der nicht von frühester Kindheit daran gewöhnt ist, zu beobachten ganz außerordentlich schwer fallen.""

„Es wird mir nicht schwer fallen, das in allen seinen Consequenzen zu befolgen, was ich als das Richtige erkannt habe. Ich möchte schon bald die Beschneidung an mir vollziehen lassen. In der

hebräischen Sprache und in den Lehren und Gesetzen des Judenthums habe ich mich bereits unterrichten lassen."

„„Gestatten Sie mir noch eine Frage. Ich zweifle natürlich nicht an dem, was Sie mir mitgetheilt haben. Haben Sie mir aber auch Alles gesagt, haben Sie mir von dem nichts verschwiegen, was auf Ihren Entschluß Einfluß gehabt? Lieben Sie nicht ein jüdisches Mädchen, in dessen Besitz Sie nicht anders als durch den Uebertritt zum Judenthume gelangen können?""

„Es ist allerdings so, wie Sie sagen, Herr Rabbiner, ich liebe ein jüdisches Mädchen. Aber für meinen Entschluß war dieser Umstand nicht maaßgebend. Die Liebe allein würde mich nicht bestimmen, meinen Glauben mit einem andern zu vertauschen."

„„So fordert denn dieser neue Glaube ein erstes Opfer von Ihnen: Verzichten Sie darauf, die Hand jener Dame zu erlangen. Das Judenthum verbietet, Proselyten aufzunehmen, die um einer Heirath willen sich ihm anschließen wollen.""

„Sie verlangen Unmögliches von mir!"

„„Sie sehen also, mein Herr, daß die Liebe zu jener jungen Dame doch mehr Antheil an Ihrem Entschlusse hat, als Sie sich selbst zugestehen wollen. Ich bin fest überzeugt, ohne diese Liebe wären Sie niemals auf den Gedanken gerathen, Ihre Religion mit einer andern zu vertauschen.""

„Sie mögen Recht haben, Herr Rabbiner. Allein, nachdem ich durch den Umgang mit der Familie, welcher die von mir Erkorenen angehört, auf das Judenthum aufmerksam gemacht worden bin, ist mir die Wahrheit desselben zur Ueberzeugung geworden. Ohne diese Ueberzeugung würde ich gegen das mich beherrschende Gefühl der Liebe angekämpft und es überwunden haben. Da aber

meine Ueberzeugung mit meinen Wünschen in Einklang steht, so wäre es sonderbar, wenn ich eine Liebe bekämpfen sollte, die mich, ich fühle es, glücklich machen wird. Mein Lebensglück wäre dahin, wenn ich die Geliebte nicht besitzen würde."

„„Unter diesen Umständen muß ich Ihnen die Aufnahme in das Judenthum auf das Entschiedenste verweigern. Es ist geradezu verboten, Proselyten aufzunehmen, welche durch ihren Uebertritt eine Heirath ermöglichen wollen. Sie werden vielleicht, mein Herr, Rabbiner finden, deren Praxis in dieser Beziehung eine laxere ist. Allein, Sie gehen dann zu der neuen Religion durch einen Weg der Schuld, und das wird Ihnen keine guten Früchte tragen. Bedenken Sie daher, was Sie thun wollen.""

„Ich werde mich nicht an einen jener Rabbiner wenden, welche die Gesetze des Judenthums verachten oder sie umgestalten wollen. Deßhalb habe ich mich an Sie, Herr Rabbiner, gewendet, und Ihnen meine Bitte vorgetragen. Ihre Entscheidung macht mich tief unglücklich. Gibt es keinen Ausweg?"

„„Ich empfinde das tiefste Mitleid mit Ihnen; allein, ich kann nicht anders entscheiden.""

„Bedenken Sie, Herr Rabbiner, wie groß meine Liebe zum Judenthume und zu der Erkorenen meines Herzens ist, daß ich so große und schwere Opfer zu bringen bereit bin. Gibt Ihnen das jüdische Religionsgesetz kein Mittel an die Hand, durch das ich mein Lebensglück erringen kann?"

Der Rabiner schwieg. Aufmerksam betrachtete er die edlen Gesichtszüge des ihm gegenübersitzenden jungen Mannes.

„„Mein Herr"", sprach er nach einer Pause, „„Sie sagten vorhin, ein Graf Perleberg sei Ihr Oheim. Sind Sie ein Sohn seiner Schwester?""

„Ich weiß nicht, wieso Graf Perleberg mein Oheim ist. In Bezug auf meine Geburt herrscht ein Geheimniß, das zu lüften ich bisher Anstand genommen habe.“

„„Ihre Gesichtszüge machen in mir die Vermuthung rege, daß Ihre Mutter eine Jüdin war. In diesem Falle sind Sie Jude von Geburt, und es steht Ihrem Uebertritte nichts im Wege. Ihre erste Aufgabe muß es daher sein, das Geheimniß Ihrer Geburt zu entschleiern.““

Paul verabschiedete sich von dem Rabbiner. Er kehrte in seinen Gasthof zurück in der Absicht, sofort nach Berlin zu reisen, um offen mit seinem Oheim zu sprechen. Paul hatte von Hamburg aus seinem Oheime von der von ihm beabsichtigen Reise nach der Stadt am Rheine Mittheilung gemacht und den Gasthof genannt, in welchem er Wohnung nehmen wollte. Jetzt war eine Depesche für ihn abgegeben worden. Dieselbe lautete:

„Reise sofort nach Florenz. Im Gasthofe zur Stadt Rom erwartet Dich die Fürstin von Montevecchio, welche Dir wichtige Aufschlüsse zu ertheilen bereit ist. Perleberg.“

Paul zweifelte nicht einen Augenblick, daß er in Florenz über das Geheimniß seiner Abstammung Aufklärung erhalten solle. Wer war diese Fürstin von Montevecchio, deren Namen er noch niemals hatte nennen gehört? War die Vermuthung des Rabbinen eine irrige, sollte etwa die Fürstin seine Mutter sein?

XIX.

Paul reiste Tag und Nacht, und als er in Florenz ankam und in dem Gasthofe zur Stadt Rom nach der Fürstin von Montevecchio fragte, wurde ihm ein Brief überreicht, in welchem Herr

Paul Weiland ersucht wurde, die Fürstin zu erwarten, da dieselbe durch Unwohlsein war verhindert worden, sich zur bestimmten Frist einzufinden.

Paul war noch nie in Italien gewesen, und er benutzte die unfreiwillige Muße, Florenz, die Perle aller Städte, kennen zu lernen.

Man muß es lieb gewinnen, gleich am ersten Tage, das schöne Florenz. Holder Frieden, herzinnige Fröhlichkeit liegt über den vielen nicht allzubreiten Straßen, wo die ersten, gewaltigen Steinhäuser stehen, zuweilen unterbrochen von einem freien Platze, der mit Denkmälern und zierlichen Säulenhallen geschmückt ist. Drei Viertheile der Stadt, darunter die Altstadt mit den meisten Palästen, liegen auf dem rechten Arnoufer, ein Viertel mit den Boboligärten und dem riesigen Pittipalaste liegt auf dem linken Ufer. Sechs Brücken führen über den Arno, die schönsten aus Sandstein und Marmor, die älteste, vollgebauet mit Häusern und Verkaufsbuden, eine Hauptverkehrsader der volkreichen Stadt.

Die Geschichte der Stadt und des Staatswesens von Florenz bildeten Jahrhunderte lang wilde und ruchlose Kämpfe, bis endlich unmerklich und ohne Gewaltthat die edle Herrschaft der Medicäer sich feststellte. Künste und Wissenschaften fingen an in nie geahnter Fülle und Schönheit zu blühen unter Cosimo I. und seinem hochherzigen Enkel Lorenzo, dem Prächtigen. Dazwischen hindurch wieder grauenvolle Ausbrüche altflorentinischer Leidenschaft und Rachsucht, am 26. April 1478 die Verschwörung der Pazzi. — Am Morgen dieses Tages wohnen Lorenzo, der Prächtige, und sein jüngerer Bruder, der zweiundzwanzigjährige ritterliche Giuliano von Medici der Messe im Dom bei. Wie der Priester, diesmal der Cardinal Raffaello Riario, der Neffe des Pabstes, die Hostie

aufhebt, das Glöcklein erklingt und alles Volk sich zu Boden wirft, durchstößt einer der gedungenen Mörder mit seinem Dolch den Giuliano; dieser taumelt und stürzt, und Francesko de Pazzi, sich über ihn werfend, versetzt ihm mit solcher Wuth noch weitere Wunden, daß er sich selbst den Schenkel durchbohrt. Zugleich dringen zwei Pfaffen, Massei von Voltera und Baganono, ein päbstlicher Schreiber, auf Lorenzo ein, Massai trifft ihn in den Hals, aber nicht zu Tod, und Lorenzo flieht in die Sakristei, deren eherne Thür verrammelt wird und nicht zu durchbrechen ist. Entsetzt, wie vor dem jüngsten Gericht, flüchtet das Volk aus dem dröhnenden Dom. Draußen entrollt der alte Jacopo de Pazzi die Fahne der Freiheit, — umsonst, und der Erzbischof von Pisa, tief in die Verschwörung verwickelt, dringt mit bewaffneter Macht in das Stadthaus — umsonst. Das wüthende Volk reißt die zwei Pfaffen in Stücke, hängt den Erzbischof von Pisa und die beiden Pazzi hoch an die steinernen Fensterkreuze des Palastes, wirft andere Verschworene aus den Fenstern herunter aufs Pflaster, trägt ihre zerissenen Glieder auf Piquen im Triumph durch die Straßen; Lorenzo wird jubelnd befreit, und fester wurzelt denn je seine milde und segensvolle Gewalt. — Aber schon bei dem frühen Tode Lorenzo's geht wieder unheimliches Gähren durch das schöne Florenz. Mitten im Volke steht die hagere, blasse, schwermuthsvolle Gestalt des Savonarola, des entsetzliches Unheil verkündenden Dominikanermönchs von San Marco. Der Eitelkeit dieser Welt, der lockenden Schönheit des Fleisches, der sittlich entnervenden Anmuth aller Künste und Wissenschaften gelten seine Bußpredigten, und gleichwie eine im Sturmwinde rasende Flamme reißt er die Florentiner mit sich hinüber in sein phantastisches Reich. Pietro von Medici wird verjagt,

und des Mönchs Macht kennt keine Schranken. An den letzten Carnevalstagen der Jahre 1497 und 1498 erhoben sich auf seinen Befehl Pyramiden aus Larven, Maskenkleidern, Toilettengeräthen, Lauten, Harfen, Schachbrettern, Spielkarten, Gemälden und den Büchern der Dichter — kostbare Pergamentdrucke und Manuscripte — alles wird verbrannt unter Gesang, Trompetenschall und Glockengeläute. Aber im Frühling darauf lodert ein anderer Scheiterhaufen empor, und mit ihm sinkt der siebenmal gefolterte und eben erdrosselte Körper Savanorola's in Asche.

Von besonderem Interesse war für Paul das Haus, in welchem der große Dichter Dante Alghieri geboren wurde, der bis heute alle Italienischen Dichter überragt. Seine Divina Comedia ist unübertrefflich groß, reich und schön. Sie ist ein Spiegelbild Italiens, des durch unheilvollen Bruderszwist zerissenen Paradieses der Erde, ein Spiegelbild seiner heißgeliebten, damals alle Bildung der Zeit in sich umfassenden Vaterstadt, aus welcher der Dichter für ewig verbannt war. Als Paul das schmale, dunkle Haus betrachtete, sprach er vor sich hin die Verse, welche Michel Angelo auf Dante gedichtet:

Undankbar Vaterland, du seiner Leiden
Unsel'ge Mutter, die du ihn verbannt,
Dir selbst zum Weh, durch dich hab' ich erkannt,

Daß die Vortrefflichsten am meisten leiden:
Nie mehr gebarst du einen halb so Großen,
Und Keiner ward so ungerecht verstoßen!

Auf dem Santa Croce-Platze steht das großartige Marmordenkmal des berühmten Dichters; seine Gebeine ruhen in dem fernen Ravenna.

Was Florenz am meisten auszeichnet, sind seine

großenKunstsammlungen; es ist das Athen des Mittelalters und der Neuzeit. Wir greifen nur drei Namen heraus: Leonardo de Vinci, Michel Angelo und Raphael von Rubino. Eben als in Florenz die Beiden, Leonardo und Michel Angelo, mit ihren Cartons nach der höchsten Palme des Sieges streben, betritt Raphael von Urbino, als zwanzigjähriger, engelschöner Jüngling, die Stadt, die damals auf der Höhe ihrer Macht und ihres Glückes, und empfängt für sein ganzes Leben die entscheidendsten und sich widersprechendsten Einflüsse, die er aber alle mit feiner Grazie zusammenbindet und verklärt.

Unübersehbar sind die Sammlungen, seit mehreren Jahrhunderten von Volk und Fürsten mit feinem Verständniß zusammengehäuft. Zwei Riesenpaläste, durch einen langen, über den ganzen Arnofluß auf dem Ponte Vecchio hinüber gebauten Gang mit einander verbunden, die Uffizien nämlich und der Pitti-Palast, bieten ihre Schätze, von der Antike, alle Wandlungen und Schwankungen der mittelalterlichen Kunst hindurch, bis zur Renaissance. Und doch gibt es Leute, die alle diese Herrlichkeiten in einem halben Nachmittag abmachen mögen, denen es leid thut, daß am Eingang der Uffizien nicht gesattelte Esel bereit stehen, damit man hindurchreiten könnte.

Paul Weiland gehörte nicht zu diesen Leuten. Wiewohl es ihm im Anfang Mühe gekostet hatte, seine brennende Ungeduld zu beschwichtigen, hatte er sich allmählich in das Studium der Kunstschätze vertieft, und es kam ihm überraschend, als eines Morgens ein Diener in Jägerlivrée bei ihm eintrat und ihm die Nachricht überbrachte, daß die Fürstin von Montevecchio angekommen sei, daß sie den Tag über ausruhen müsse, daß sie aber bereit sei, ihn Abends um 7 Uhr zu empfangen.

In großer Aufregung harrte Paul im Vorzimmer der Fürstin, nachdem er dieser gemeldelt worden war. Endlich wurde die Thüre geöffnet, und er befand sich einer Dame gegenüber, die am andern Ende des großen Zimmers seine Ankunft erwartete.

„Heinrich!" rief ihm eine vor Schmerz und Aufregung zitternde Stimme entgegen.

„„Sie verzeihen, Durchlaucht"", entgegnete Paul, „„ich heiße Paul, Paul Weiland.""

Die Dame beachtete seinen Einwand nicht; sie eilte auf ihn zu, ergriff seine Hand und führte ihn in die Mitte des Zimmers, so daß das Licht der Lampe voll auf sein Antlitz fiel.

„Ja, Du bist es", rief sie, „ganz das Ebenbild Deines Vaters! Mein Sohn, mein Heinrich, umarme Deine Mutter!"

Paul ließ die Hand der Dame los und trat einen Schritt zurück.

„„Durchlaucht,"" sagte er, „„Sie, Sie .... meine Mutter?""

„Ja, mein Herzenssohn, ich bin Deine Mutter, die sich all die Jahre hindurch vergeblich nach Dir gesehnt hat. O laß mich nicht länger warten! komm an mein Herz, mein Sohn!"

Paul stand unbeweglich. Tausend Gedanken strömten auf ihn ein, häßliche, schreckliche Vermuthungen. All das Weh seiner Kinderjahre wurde wieder lebendig und zog ihm krampfhaft das Herz zusammen. Die Fürstin Montevecchio seine Mutter? Und wer, wer war sein Vater? Hatte Graf Friedrich allen göttlichen und menschlichen Gesetzen getrotzt und .... er mochte den Gedanken nicht ausdenken, und als seine Mutter ihm wiederum näher trat, schritt er nochmals zurück und stammelte:

„„Mutter, was ist mir Graf Perleberg?""

Die Fürstin sah ihn erstaunt an, sie schien in seinem Herzen zu lesen.

„Sei ruhig, mein Sohn", sagte sie „Graf Perleberg ist Dein Freund, Dein Erzieher, Dein Vormund, der Beschützer Deiner Jugend, sonst nichts, gar nichts. Du aber bist mein und meines ersten Gatten rechtsmäßiger, ehelicher Sohn."

Diese Worte klangen wie Sphären-Musik in des jungen Mannes Ohren. Er eilte mit ausgebreiteten Armen auf seine Mutter zu.

Lange währte die Umarmung. Die Fürstin bedeckte ihren Sohn mitKüssen, wie wenn sie nachholen wollte, was sie fast ein Vierteljahrhundert lang versäumt hatte. Dann betrachtete sie ihn aufmerksam, und konnte sich nicht satt an ihm sehen. Auch Heinrich war hochbeglückt. Er rief und flüsterte unzählige Male den süßen Namen „Mutter." Das also war seine Mutter, die seine Phantasie beschäftigt hatte, seit seinen frühesten Kinderjahren. Und alle seine Vermuthungen hatten sich als falsch erwiesen, und tausendmal bat er in seinem Geiste dem Grafen Friedrich den Verdacht ab, welchen er gegen ihn gefaßt hatte.

Daß trotz allem Dem ein Geheimniß über ihm waltete, konnte er sich nicht verhehlen. Allein, er sollte ja jetzt die Lösung erfahren, und so gab er sich ganz und voll dem Glücke hin, welches er durch das Wiederfinden seiner Mutter empfand.

XX.

„Mein Sohn", sagte die Fürstin, nachdem die ersten, stürmischen Aufwallungen der Zärtlichkeit vorüber waren, „ich bin Dir Aufklärung in Bezug auf die Vergangenheit schuldig. Setze Dich zu mir auf das Sopha; ich will Dir Alles erzählen,

ich will Dir nichts vorenthalten. Ach, ich habe mich schwer an Dir versündigt, ich habe Dir die Mutterliebe entzogen, die Dir von Gott und Rechtswegen gehörte!"

Thränen entströmten den Augen der Fürstin. Paul ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„„Mutter"", sagte er, „„laß die Vergangenheit; dieser Augenblick entschädigt mich für Alles, was ich entbehrt habe.""

„Du bist ein guter, edler Mensch. Alle Briefe des Grafen Perleberg waren stets Deines Lobes voll. Dadurch wird aber meine Schuld nicht kleiner. Nur der Gedanke tröstet mich, daß ich in der Lage bin, Vieles wieder gut zu machen. Es sind glänzende Aussichten, welche ich Dir heute eröffnen darf. Eine Fürstenkrone wird für Dich in Bereitschaft gehalten. Ich will Dir jetzt in kurzen Zügen meine Vergangenheit darlegen und Dir die Gründe eröffnen, die mich gezwungen haben, mich von Dir zu trennen. Doch muß ich Dich bitten, mich nicht zu unterbrechen. Meine Gesundheit ist angegriffen, und es wird mir schwer genug, die schmerzlichen Bilder der Vergangenheit zu entrollen. Ich bin in Prag geboren, wo mein Vater ein angesehener, wohlhabender, jüdischer Kaufmann war.

Wie electerisirt sprang Paul bei diesen Worten empor.

„„Du bist Jüdin, Mutter?"" fragte er mit dem Ausdrucke des Erstaunens.

Die Fürstin mißdeutete diese Frage.

„Ich war Jüdin," antwortete sie; „doch Du brauchst Dich deßhalb nicht zu grämen; kein Makel meiner Abstammung wird an Dir haften bleiben; eine Fürstenkrone wird Dein Haupt decken, und Du wirst zu den vornehmsten Männern zweier großer Reiche gezählt werden. Doch muß ich Dich

abermals bitten, mich fürderhin nicht zu unterbrechen. — Mein Vater war ein sehr frommer Jude, der strenge die Satzungen seines Glaubens beobachtete. Auch mich wollte er zu einer gläubigen Jüdin erziehen, und es wäre ihm vielleicht gelungen, wenn ich nicht frühzeitig die Mutter verloren hätte. Eine Gouvernante, deren Erziehung mich mein Vater anvertraute, brachte mir andere Ansichten bei. Die Natur hatte mir eine schöne Singstimme verliehen, und mein sehnlichster Wunsch war, das Theater zu betreten, um als Sängerin zu glänzen. Als mein Vater davon erfuhr, entfernte er die Gouvernante; auch ich ordnete mich seinem Willen unter und heirathete meinen eben aus dem Orient zurückgekehrten Vetter, Heinrich Wertheimer, Deinen Vater. Ich liebte meinen Gatten aufrichtig; allein, mein Vater starb bald nach meiner Hochzeit, und mein Gatte verunglückte im ersten Jahre meiner Ehe bei einer Vergnügungsreise vor meinen Augen. Wenige Monate nachher erblicktest Du das Licht der Welt. Meine ehemalige Gouvernante war zu mir zurückgekehrt, um mich Einsame zu trösten und zu pflegen. Sie überredete mich, nach Paris zu gehen, und mich dort dem Theater zu widmen. Nachdem ich Dich einer anständigen Familie in Wien zur Pflege übergeben hatte, folgte ich dem Rathe der Freundin und ging nach Paris, wo mich der Director der großen Oper in meinem Entschlusse bestärkte. Ich trat zum ersten Male in Norma auf und feierte Triumphe, wie sie wohl selten errungen werden. Heute, da meine Schönheit verblüht ist, da Gram und Kummer meine Gestalt gebeugt und mein Antlitz mit Furchen durchzogen haben, heute darf ich es wohl ohne Eitelkeit sagen, daß meine Schönheit ebensosehr bewundert wurde wie meine Stimme. Die vornehmsten Cavaliere lagen mir zu Füßen.

Da ich reich war, wies ich alle, selbst die kostbarsten und werthvollsten Geschenke zurück. So kam es, daß die vornehmsten jungen Leute aus allen Ländern der Welt, die sich in Paris zusammengefunden hatten, wetteiferten, mir mit ihren Herzen zugleich Hand und Rang anzutragen Auch Graf Friederich Perleberg befand sich unter meinen Verehrern. Unterdeß wurde ich in die Häuser der Großen geladen; selbst am kaiserlichen Hofe durfte ich erscheinen; aber ich war doch immer nur der geduldete Gast, die gefeierte Sängerin zwar, aber immerhin nur die Sängerin, nicht die gleichgestellte, vornehme Dame. Der Ehrgeiz erwachte in meiner Brust, den Herzoginnen, Fürstinnen, Gräfinnen, auch in Bezug auf den gesellschaftlichen Rang, gleichgestellt zu werden. Dieser Ehrgeiz wurde von Bernhardine Braunfels, so heißt meine ehemalige Gouvernante, noch gestachelt. Der italienische Fürst Guido Montevecchio, ein schöner Cavalier von uraltem Adel, schönem Aeußern, biederem Charakter und im Besitze colossaler Reichthümer gefiel mir von Allen, die nach meiner Hand strebten, am Besten. Gern hätte ich seinen Bitten Gehör gegeben; aber es gab ein Hinderniß, und dieses Hinderniß warst Du. Der Fürst, welcher von Deiner Existenz nichts wußte, hatte einmal in meiner Gegenwart geäußert, daß er über alle Vorurtheile seines Standes hinwegsehen würde, daß er sich entschließen könne, eine schöne und reizende Wittwe zu heirathen, selbst wenn diese von niederer Geburt, daß er aber niemals ein niedriggeborenes Stiefkind mit in die Ehe nehmen würde. Wollte ich also die Gattin des Fürsten werden, so mußte es für immer ein Geheimniß bleiben, daß mir aus meiner ersten Ehe ein Sohn lebe. Ich konnte mich nicht entschließen, Dich zu verleugnen, trotzdem Bernhardine mich mit aller Macht

dazu zu überreden strebte. Nein, sagte ich, während ich die Höhen des Lebens erklimme, sollte mein Sohn in niedrigen Verhältnissen aufwachsen, unter fremden Leuten, ohne Liebe? — Graf Perleberg kam einst dazu, als ich mit Bernhardine über diesen Punkt stritt. — Also habe ich keine Aussicht, fragte er, Ihre Hand zu erlangen? Gewähren Sie mir wenigstens das Glück, Ihnen einen Freundschafsdienst erweisen zu können. Vertrauen Sie mir Ihren Knaben an. Meine Verhältnisse zwingen mich, mich bald zu verheirathen. Sobald ich verheirathet bin, will ich Ihren Sohn von Wien holen, und ihn gleich meinem eigenen Kinde auf meinem Schlosse erziehen. Niemand außer meiner künftigen Gattin soll erfahren, wer er ist; er selbst soll nichts davon wissen, so daß Ihr Geheimniß bewahrt bleiben wird, so lange Sie selbst es wünschen. — Ich nahm das Anerbieten des großmüthigen Freundes an und wurde die Gattin des Fürsten Montevecchio. — Ich weiß, ich habe schlecht an Dir gehandelt; aber ich habe genugsam dafür gebüßt. Ein einziger Sohn entsproß meiner zweiten Ehe. Prinz Guido wurde von seinem Vater, von mir, von Bernhardine vergöttert; er wurde gründlich verzogen; er wurde der Tyrann der Dienerschaft, und als er heranwuchs, auch der unsrige. Er hat Gram und Kummer und Schande auf unsere Häupter gehäuft; seinetwegen bin ich frühzeitig gealtert, durch geistiges und körperliches Leid niedergebeugt. Doch genug von ihm; er ist todt."

Die Fürstin schwieg; sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, während ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust emporstieg. Paul wagte es nicht, die Stille zu unterbrechen.

„Tausendmal, in schlaflosen, kummervollen Nächten", fuhr die Fürstin zu reden fort, „habe ich mir gesagt, daß mich die gerechte Strafe ge=

troffen dafür, daß ich Dich verleugnen konnte. Auch Bernhardine überhäufte sich mit Vorwürfen, bis ihr Geist dem Schmerze erlag und auf ewig umnachtet wurde. — Der Fürst und ich, wir empfanden es als eine Erlösung, als wir die Nachricht von dem Tode des ungerathenen Sohnes erhielten. Damals schon tauchte der Gedanke in mir auf, dem Fürsten von Dir zu sprechen, und ihn zu veranlassen, Dich zu adoptiren. Graf Perleberg hatte mir stets nur Gutes von Dir geschrieben, daß Du schön und anmuthig von Gestalt, reich an Wissen, von edlem Charakter, an Geist und Körper herrlich entwickelt zu einem Cavalier herangewachsen seiest, der jedem Adelsgeschlechte zur Zierde gereichen würde. Noch schwankte ich; mein Verlangen erschien mir zu selbstsüchtig. Da erschien auf Schloß Montevecchio ein alter Bekannter, der Fürst von Waldshut-Rimbach. Es waren merkwürdige Eröffnungen, die er mir zu machen hatte. Seine einzige Tochter, die schöne, reizende, anmuthige Prinzessin Melanie hat eine unwiderstehliche Neigung gefaßt für Paul Weiland, für meinen von mir verleugneten Sohn!"

„„Mutter"", rief Paul, „„was sagst Du da?""

„Unterbrich mich nicht, mein Sohn! Wir wollen Alles hernach besprechen. Laß mich jetzt in meiner Erzählung fortfahren. Der Fürst ist bereit, sein einziges Kind, die vielumworbene Prinzessin Melanie, und mit ihr seine großen Reichthümer, seine fürstlichen Besitzungen dem Sohne der Jüdin, dem als Jude geborenen Heinrich Wertheimer, genannt Paul Weiland, zu übergeben. Diese Mittheilung überraschte und erfreute mich im höchsten Grade. Jetzt erschien mein Sohn nicht mehr als der niedriggeborene Jüngling, sondern als der Schwiegersohn und Erbe des Fürsten Waldshut-Rimbach,

dessen Tochter, da dem mediatisirten Fürsten das Vorrecht der Ebenbürtigkeit geblieben, von Kaisern oder Königen zur Gemahlin hätte erkoren werden können. Ich machte den Fürsten mit meinen Plänen bekannt nnd bat ihn, meinen Gemahl von Deiner Existenz und Deinen Aussichten zu unterrichten. Die Nachricht kam dem Fürsten Montevecchio nicht überraschend. Er hatte von Freunden erzählen hören, daß Graf Perleberg einen Knaben erziehe, der mir sehr ähnlich sei. Er hatte der Sache weiter nachgeforscht und bald die volle Wahrheit herausgebracht. Er selbst war, während eines Aufenthalts in Deutschland, nach Schloß Perleberg gereist und hatte Dich dort gesehen. Sein Diener, ein vertrauter Freund von des Grafen altem Kammerdiener, welchen Graf Perleberg hatte ins Vertrauen ziehen müssen. wußte von dem geschwätzigen Alten die volle Wahrheit herauszubringen. Mir gegenüber hatte mein Gemahl stets das tiefste Stillschweigen beobachtet. — Da Du schon damals dem Fürsten Montevecchio sehr gefallen hattest, so gelang es dem Fürsten Waldshut-Rimbach meine Pläne wirksam zu befürworten. Mein Gemahl ist bereit, beim Könige von Italien darum einzukommen, daß Du in alle Titel und Rechte eines Fürsten von Montevecchio eingesetzt werdest. Da mein Gemahl dem Könige sehr nahe steht und bei ihm hochangesehen ist, so waltet kein Zweifel darüber, daß der König seinem Wunsche genügen wird. So habe ich denn die Genugthuung, daß ich Alles, was ich an Dir verschuldet habe, wieder gut machen kann, daß mein Sohn der Erbe zweier großer und mächtiger Fürstenhäuser wird. Nur eine Kleinigkeit ist noch nachzuholen. Wie mir Fürst Waldshut-Rimbach erzählte, bist Du noch nicht getauft. Da Du als freidenkender Christ erzogen wurdest, so ist das ja nur eine bloße Form.

Du kannst nun nach Deiner Wahl Dich entscheiden, ob Du katholisch wie die Montevecchio oder lutherisch wie die Waldhuts-Rimbach getauft werden willst."

„„Mutter, ..." rief Paul.

„Du kannst Dir das noch überlegen, mein Sohn! Ich fühle mich müde und angegriffen; ich muß Dich daher bitten, mich jetzt zu verlassen. Auf Wiedersehen, morgen, mein Sohn; es ist die erste Stunde des Glückes, die ich seit vielen Jahren erlebt habe."

XXI.

Paul, oder vielmehr Heinrich, wie wir ihn jetzt nennen müssen, hatte eine schlaflose Nacht verbracht. Zu Vieles war auf ihn am gestrigen Abend eingestürmt. In aller Frühe verließ er sein Lager, um in der freien Natur Beruhigung und Besänftigung seiner wildklopfenden Pulse zu suchen. Noch lag der Nebel über der Stadt, über ihren Zackenthürmen und großen Palästen, aus deren Gewühl die Domkuppel, beleuchtet vom Goldschein der steigenden Sonne, in den Aether hinausragte, Schwalben schwirrten empor in jubelnden Schaaren, und hellklagend lockte die Nachtigall aus den Oelbaumgruppen der Gärten, verstummend zumal und anhebend wieder, süßer und voller und seelenzerschmelzender.

Wie der Weg anstieg und mitunter sich lichtete, wuchs auch der Blick des einsamen Wanderers weit über die prächtige Stadt hin und über die fruchtbare Campagna, aus deren blühenden Fluren unzählige Wälder emporglänzten. Jetzt begränzte seinen Weg eine Cypressenallee, Hügel auf, Hügel ab, die großartigen Wipfel emporsendend in die feuchtschimmernde Bläue des Himmels. Marmor-

bilder grüßten aus dunkler Myrtenumschattung, während auf der Sole des Thalbeckens das Wasser von großen Brunnen sickerte, den die dichte Lorbeerrotunde, dahinter die hohen Cypressen, wohlduftend umschließt. Jetzt führte ihn sein Weg an einem Inselchen inmitten eines kleinen See's vorüber. Orangen und Oleanderbäume blühen rings um den Marmorbrunnen, den einst die Meisterhand des Giovanni da Bolagna verfertigt. Colossale Flußgötter lassen das spärliche Wasser sachte herabtriefen aus ihren Urnen. Es ist ein wundervolles Plätzchen; die tiefe Stille und Weihe des Ortes, nur unterbrochen von dem leisen Geriesel des Wassers, dazu die sanfte, reine, balsamische Luft! Ein sonniger, weicher, glückseliger Hauch durchzog Heinrichs Seele und ließ sie zur Ruhe gelangen.

Er setzte sich auf eine Steinbank im Schatten von Mandel- und Maulbeer-Bäumen. Ruhig vermochte er nun zu überdenken, was Alles ihm der gestrige Abend gebracht hatte. Die Mutter zuvörderst, nach der er sich gesehnt hatte, seitdem er zum Bewußtsein erwacht war. Und wie ganz anders hatte seine Phantasie sich diese Mutter ausgemalt! In allen seinen Träumen war sie ihm als eiue Leidende, als eine Verlassene erschienen, der großes Unrecht geschehen sein mußte! Und nun war sie ihm entgegengetreten als eine Fürstin, die sich emporgeschwungen hatte bis zu den höchsten Stufen der Leiter, die zu den Höhen der menschlichen Gesellschaft emporführt! Aber, um welchen Preis? Sie hatte mit Allem gebrochen, was dem Menschen theuer zu sein pflegt auf Erden. Sie hatte das Andenken an den greisen Vater, an den geliebten Gatten ihrer Jugend gering geschätzt, sie hatte die Religion ihrer Väter verlassen, sie hatte das Kind, welches sie unter ihrem Herzen getragen, verleugnet,

aus ihrer Nähe verbannt, es Fremden anvertraut, nicht gewacht über seine zarte Jugend, über die Bildung seines Herzens und seines Geistes! Wahrlich, eine unnatürliche Mutter! Und heute — war sie geläutert durch die Schule der Leiden? Heute, da sie wieder gut machen wollte, was sie an ihrem Kinde verbrochen, wurde sie von andern Motiven geleitet als von denen der Selbstsucht und des Ehrgeizes? Selbstsucht und Ehrgeiz waren es gewesen, welche sie die Hand eines Fürsten hatten erstreben lassen, Selbstsucht und Ehrgeiz waren es auch heute, welche den so lange verstoßenen Sohn herbeiriefen, um sich in dem Glanze einer doppelten Fürstenkrone aufs Neue zu sonnen.

Heinrich sprang empor. Welch eine Reihe schlimmer Gedanken hatte sich seiner bemächtigt! Durfte er, der Sohn, sich zum Richter aufwerfen über die Mutter, die ihn geboren?

Er setzte seinen Weg fort. So kam er bis an den Composanto (Gottesacker). Welch eine Stille! Die glänzenden Marmorsteine mit den vergoldeten Inschriften, die schönen trauernden Bildsäulen, die dunklen Cypressen . . . . da nahet sich ein finsterer Zug; verlarvte Capuziner singen ein grausiges Lied, sechs tragen den Sarg, andere mit brennenden Lichtern gehen voran. Schauerlich lugen aus den über die Köpfe gezogenen spitzen Kapuzen die runden Augenlöcher hervor, und schauerlich klingt der kurz abgerissene rasche Todtengesang. Heinrich eilte vorüber. Ist es ein göttlicher Fingerzeig, daß ihm, in dem Augenblicke, da ihm die Aussicht auf hohen irdischen Glanz sich eröffnet, ein Bild der Vergänglichkeit entgegentritt? Rastlos steigt er empor, und so gelangt er nach der Badia, einem Lustschlosse, welches einst Cosimo I. von seinem berühmten Baumeister Bruno-

lesco hatte erbauen lassen. Der prächtige Palast schmiegt sich an einen sonnigen Oelbaumhügel. Um einen stillen, zweistöckigen Säulenhof liegen die Kirche, die Sprech- und Speisezimmer, die Bibliothek und andere Versammlungsräume, und gegen die Stadt und die lachende Landschaft hinaus öffnet sich das Gebäude mit reizender Säulenloggia. Heinrich empfand in der klaren, besonnenen Pracht der nun verlassenen Räume die Weihe jener erleuchteten Geister der herrlichen Blüthezeit des italienischen Volkes, der Renaissance, der Zeit der Wiedergeburt. Damals reiften unter heiteren Lebensgenüssen die edelsten und tiefsinnigsten Gedanken; Kunst und Philosphie standen in schönster Blüthe. Heinrich mußte unwillkürlich des größten Gelehrten aus jener Zeit, des Grafen Pico von Mirandola, gedenken. Dieser, einer der gelehrtesten Männer, hatte in der heiligen Schrift und in der Geheimwissenschaft der Kabalah den größten Schatz alles Wissens erkannt, und hier in dieser weihevollen Umgebung sprach Heinrich laut die unsterblichen Worte des großen Meisters: „Gott hat am Ende der Schöpfungstage den Menschen geschaffen, damit derselbe die Gesetze des Weltalls erkenne, dessen Schönheit liebe, dessen Größe bewundere. Er band denselben an keinen festen Sitz, an kein bestimmtes Thun, an keine Nothwendigkeiten, sondern er gab ihm Beweglichkeit und freien Willen. Mitten in die Welt, spricht der Schöpfer zu Adam, habe ich Dich gestellt, damit Du um so leichter um Dich schauest und Alles, was darinnen ist. Ich schuf Dich als ein Wesen weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich und unsterblich allein, damit Du Dein eigener, freier Bildner und Ueberwinder seiest. Du kannst zum Thier entarten und zum gottähnlichen Wesen Dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie

haben sollen, die höheren Geister sind von Anfang an oder doch bald hernach, was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein hast eine Entwickelung, ein Wachsen nach freiem Willen, Du hast Keime eines allartigen Lebens in Dir."

Diese Worte des großen Denkers hatten auf Heinrich, als er sie während seiner Universitätszeit gelesen, einen solchen Eindruck gemacht, daß er sie auswendig lernte. Später, als er sich mit Juden und Judenthum befaßte, hatte er erkannt, daß dieselben aus dem Geiste des jüdischen Schriftthums geflossen. Auch heute ergriffen ihn diese Gedanken mit unnennbarer Gewalt. Von ihm selbst hing die Entwickelung seines künftigen Lebens ab. „Du allein hast eine Entwickelung, ein Wachsen nach freiem Willen; Du hast Keime eines allartigen Lebens in Dir." Noch vor wenigen Wochen war Heinrich fest entschlossen gewesen, da er sich für einen Christen hielt, zum Judenthum überzutreten und die schmerzhafte Operation der Beschneidung an sich vornehmen zu lassen. Er liebte ein einfaches jüdisches Mädchen, weder hervorragend durch ausgezeichnete Schönheit des Körpers, noch durch große und umfassende Bildung des Geistes, aber von hoher Tugend, umwoben von Lieblichkeit und Anmuth. Ihr zu Liebe hatte er Jude werden wollen; er hatte sich unglücklich gefühlt, als der Rabbiner in jener Stadt am Rhein sein Begehren abwies. Und jetzt? Jetzt hatte er erfahren, daß er in rechtsmäßiger Ehe als Jude war geboren worden. Er brauchte nicht mehr zum Judenthum überzutreten, er war geborener Jude, beschnitten und nicht getauft. Aber vor wenigen Tagen noch hatte er nicht die Opfer zu bringen, um Jude zu werden, wie jetzt, um in der angestammten Religion zu beharren. Welch glänzende Aussichten boten sich ihm dar! Paul Weiland hatte

es stets schmerzlich empfunden, da er auf dem Pädagogium zu Halle und später während der Universitätszeit unter den jungen deutschen Edelleuten als ein Geduldeter, nicht Gleichberechtigter erschien. Jetzt sollte er nach Deutschland zurückkehren als ein Fürst von Montevecchio, als der designirte Schwiegersohn des Fürsten von Waldshut-Rimbach! Und Prinzessin Melanie? Mußte ihr gegenüber nicht Hulda Wolf in den Schatten treten? Es gab weit und breit keine schönere, holdere, anmuthsvollere Erscheinung als diese Tochter und Erbin eines der ältesten Fürstengeschlechter. Niemals wäre Paul Weiland der Gedanke gekommen, daß er seinen Blick so hoch erheben dürfte, daß er seine Hand ausstrecken dürfte nach diesem vielumworbenen Kleinode. Hatte man nicht allgemein erwartet, daß irgend ein regierender Fürst oder ein Prinz aus königlichem Hause kommen und um sie werben würde? Und nun sollte ihm, dem Sohne des Juden und der Jüdin, der bis jetzt in den Kreisen des niederen Adels sich oft genug hintenangesetzt gefühlt hatte, dieses ungeahnte Glück zu Theil werden? Durfte er solch eine glänzende Zukunft zurückweisen? — Schon halb entschlossen, auf die Pläne seiner Mutter einzugehen, erinnerte er sich der frivolen Frage derselben, ob er es vorziehe, sich katholisch oder protestantisch taufen zu lassen. „Was ist aller irdischer Glanz,“ sagte er sich, „im Vergleich mit den höchsten Gütern der Erde? Als vor vielen Jahrtausenden Gott den Abraham berief und ihm den höchsten Segen ertheilte, selber ein Segen der ganzen Menschheit zu werden, da verhieß er ihm, daß seine Nachkommen nicht Macht und Ruhm und Reichthum erlangen würden, sondern dienende Fremdlinge sein sollten in einem Lande, das ihnen nicht gehört.“ — Wie oft hatte Paul Weiland das große Martyrium des jüdischen Volkes bewundert,

und sich darnach gesehnt, sich diesem gottbegnadeten Stamme anzuschließen! Und jetzt hatte er erfahren, daß er ihm durch die Geburt angehöre, und Heinrich Wertheimer konnte den rechten Muth nicht finden, auf äußern Glanz zu verzichten? Er sollte, um zwei Fürstenkronen zu erlangen, ein Renegat werden, sollte auf den Beruf verzichten als ein echter Abrahamsenkel Gott zu lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit allem seinem Vermögen?

Heinrich trat den Rückweg an. Er hatte seit dem gestrigen Tage nichts gegessen. Er fühlte sich, seitdem er erfahren, daß er als Jude geboren, verpflichtet, die jüdischen Speisegesetze zu beobachten. Er kehrte nach der Stadt zurück, um dort ein jüdisches Speisehaus aufzusuchen.

XXII

Als Heinrich seinen Hunger gestillt hatte, trat ein Herr auf ihn zu, welcher ihn die ganze Zeit beobachtet hatte. Es war ein Mann in mittleren Jahren, dessen intelligentes Gesicht ein schwarzer, breits grau melirter Bart umrahmte.

„Verzeihen Sie, mein Herr", sagte er zu Heinrich, „daß ich mir erlaube, mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Dr. Altschüler und bin Rabbiner zu P. in Böhmen. Die Aerzte haben mich zur Wiederherstellung meiner angegriffenen Gesundheit nach Italien geschickt. Jede anstrengende Thätigkeit ist mir auf das Strengste untersagt. Ich vermuthe in Ihnen einen Deutschen, vielleicht einen böhmischen Landsmann, und da werden Sie das Verlangen verzeihlich finden, näher mit Ihnen bekannt zu werden."

„„Ich fühle mich““, antwortete Heinrich, „„durch dieses Verlangen sehr geehrt; allein ich bin ein wenig in Verlegenheit, wie ich mich Ihnen vorstellen soll; bisher hielt ich mich für einen Holsteiner und glaubte Paul Weiland zu heißen.““

„Ich hätte Sie, wie gesagt, für einen Landsmann von mir gehalten und vermuthet, daß Sie den Namen Wertheimer führen.“

Paul blickte den Redenden überrascht an.

„„Was veranlaßt Sie zu dieser Vermuthung?““ fragte er.

„Ich kannte einst eine junge Dame Namens Josephine Werthheimer, die ihren Vetter Heinrich Wertheimer heirathete. Der junge Ehemann verunglückte auf einer Vergnügungsreise im ersten Jahre nach der Hochzeit. Wie ich vernommen habe, wurde ihm nach seinem Tode ein Sohn geboren. Sie, mein Herr, tragen in auffallender Weise die Züge seiner Wittwe, und das führte mich zu der Vermuthung, daß Sie ein Sohn jener Dame seien, der ich einst näher stand.“

„„Ihre Mittheilungen““, antwortete Paul, „„interessiren mich außerordentlich. Darf ich Sie bitten, mich in mein Hotel zu begleiten?““

Der Angeredete willigte ein, und bald saßen die Beiden auf dem Balkon vor Heinrichs Zimmer, den duftigen Mocka schlürfend.

„Herr Doctor“, begann Paul die Unterhaltung, „Ihre Vermuthung hat Sie nicht irre geführt. Ich bin der Sohn von Heinrich und Josephine Wertheimer, aber daß ich dieser bin, habe ich erst gestern erfahren.“

„„Was ist aus Ihrer Frau Mutter geworden? Lebt Sie noch?““

„Sie lebt und befindet sich hier in diesem Gasthofe.“

„„Gehört sie noch der Bühne an?““

„Schon seit vielen Jahren nicht mehr. Viel kann ich Ihnen über meine Mutter nicht mittheilen — ich habe sie erst gestern kennen gelernt.“

„„Und wo sind Sie erzogen worden?““

„Auf dem Gute des Grafen Perleberg bei Glückstadt in Holstein.“

„„Und konnten Sie auf dem Gute dieses Cavaliers eine jüdische Erziehung erhalten?““

„Ich habe erst gestern erfahren, daß ich Jude bin, und habe heute zum ersten Male in meinem Leben, in der Absicht, die jüdischen Speisegesetze nicht zu übertreten, jüdische Kost zu mir genommen. Wenn Sie mich aber fragen würden, wie mir dieselbe gemundet hat, so könnte ich es Ihnen nicht sagen. Ich befinde mich durch das viele Neue, was ich erfahren, in furchtbarer Aufregung. Vielleicht hat mir Gott Sie als einen Rathgeber gesandt. Doch erzählen Sie mir zunächst, was Sie von meinen Eltern wissen. Von meiner Mutter weiß ich sehr wenig, von meinem Vater fast gar nichts.“

„„Ihre Frau Mutter war einst das schönste und liebreizendste Mädchen weit und breit. Ihr seliger Großvater, Joseph Wertheimer, war ein frommer, gesetzestreuer Jude, reichlich mit irdischen Gütern gesegnet, ein Mann, welcher sich der allgemeinen Achtung seiner Mitbürger erfreute. Zu seinem Schrecken bemerkte er eines Tages, daß seine einzige Tochter, durch ihre Erzieherin verleitet, den abenteuerlichen Plan gefaßt hatte, die Bühne als Sängerin betreten zu wollen. Damals hatte ich soeben meine Studien vollendet, und ich wurde von Ihrem Großvater dazu ausersehen, das junge Mädchen in der hebräischen Sprache und in den Lehren unserer heiligen Religion zu unterrichten. Später heirathete Fräulein Josephine ihren Vetter Heinrich Wertheimer, einen schönen,

charaktervollen jungen Mann, welcher lange im Orient gelebt hatte. Von dem jähen Ende desselben, Ihres Vaters, habe ich schon gesprochen. Später vernahm ich noch, daß die Wittwe Heinrich Wertheimers in Paris die Bühne betreten und als Primadonna große Triumphe gefeiert habe. Seitdem habe ich nie etwas von ihr wieder gehört.""

„Ich kann die Fortsetzung zu Ihrer Erzählung liefern. Meine Mutter wählte aus der Zahl der vielen Verehrer, die ihr zu Füßen lagen, einen italienischen Fürsten, der sie zu seiner Gemahlin erheben wollte. Der Fürst jedoch wußte nichts von der Existenz ihres Kindes und würde sich niemals entschlossen haben, einen Stiefsohn in seine Ehe mithinüberzunehmen. Da übergab mich meine Mutter einem Freunde, dem Grafen Perleberg aus Holstein, der sich damals in Paris aufhielt, zur Erziehung. Jetzt haben sich die Verhältnisse geändert. Der einzige Sohn, welchen meine Mutter dem Fürsten Montevecchio gebar, ist gestorben. Unterdeß habe ich, mir unbewußt, während meines Aufenthalts in Berlin die Neigung einer Prinzessin, der einzigen Tochter und Erbin des Fürsten von Waldshut-Rimbach, auf mich gezogen. Dieser Letztere hat durch den Grafen Perleberg meine Herkunft erfahren und den Gemahl meiner Mutter veranlaßt, den Plan zu fassen, mich als Sohn zu adoptiren. Das Alles habe ich erst gestern Abend vernommen. So stehen wir denn zwei Fürstenthümer, ein königliches Vermögen und die Hand einer jungen Dame in Aussicht, die zu den schönsten und liebenswürdigsten ihres Geschlechts gehört. Es bedarf dazu, wie meine Mutter sagt, nur einer Kleinigkeit, der nämlich, daß ihr im Christenthum erzogener Sohn nachträglich die Taufe empfängt."

„„Und Sie?""

„Wäre mir dieser Vorschlag vor wenigen Mo-

naten gemacht worden, so hätte ich keinen Augenblick gezögert, den Wünschen meiner Mutter nachzukommen. Ich kannte damals weder Juden noch Judenthum. Unterdeß habe ich durch eine besondere Fügung Gottes mit einzelnen Juden nähere Beziehungen angeknüpft und Gelegenheit genommen, die Religion Israels kennen zu lernen. Ich weiß nicht, war es das Blut, welches in meinen Adern fließt, oder war es die Neigung, die ich für ein jüdisches Mädchen gefaßt — meine Erkorene ist die Tochter einer armen Wittwe, die Schwester eines Commis — ich fühlte mich unwiderstehlich zur Religion des Gottes Israel hingezogen und stand im Begriff, zum Judenthum überzutreten. Ein Rabbiner in einer süddeutschen Stadt, den ich zu Rathe zog, erklärte mir, daß ich nicht Jude werden könne, wenn die Neigung zu einem Mädchen bestimmend auf meinen Entschluß einwirke. So stark war mein Wunsch, Jude zu werden, daß ich mit mir zu Rathe ging, ob ich nicht auf jenes Mädchen verzichten und mich aus reiner, lauterer Initiative dem auserwählten Volke Gottes anschließen solle. Da erhielt ich ein Telegramm von meinem väterlichen Freunde, dem Grafen Perleberg, das mich beorderte, hierherzureisen. Hier erfuhr ich zu meiner größten Ueberraschung, daß ich von Geburt Jude bin. Die glänzendsten Aussichten, die wohl geeignet sind, ein armes Menschenherz zu bethören, werden mir vorgehalten! Ich komme mir vor, wie der verwunschene Prinz im Mährchen, der plötzlich aus der Niedrigkeit emporgehoben werden soll. Aber ein Opfer wird von mir verlangt, welches Denjenigen, die es verlangen, nicht als ein solches erscheint. Gestern Abend habe ich meine Mutter kennen gelernt; heute Abend soll ich sie wieder sprechen. Sie zweifelt nicht im Entferntesten daran,

daß ich mich durch die glanzvolle Zukunft, die mir winkt, hochbeglückt fühle. Den ganzen Morgen bin ich in den Bergen umhergewandelt und habe mit mir gerungen. Meine Erziehung war derart gestaltet, daß ich bis vor wenigen Monaten die Religion nur als eine äußere Form betrachtet habe. In neuster Zeit haben sich durch meine Bekanntschaft mit dem Judenthum und der Geschichte seiner Bekenner meine Ansicht in dieser Beziehung wesentlich geändert. Seit gestern Abend jedoch fühle ich, daß meine Ueberzeugung noch nicht fest genug wurzelt, um jenen glänzenden Aussichten gegenüber Stand zu halten. Auch meine Liebe zu der Jüdin ist keine so tiefgehende Leidenschaft, daß ich mich nicht frei davon machen könnte. Wenn ich jenes einfache Mädchen mit der glänzenden Erscheinung der Prinzessin Milanie von Waldshut-Rimbach vergleiche, so tritt ihr Bild vor demjenigen dieser allgemein bewunderten und vielumworbenen jungen Dame zurück. Mühelos und ohne Anstrengung soll mir ein Gut zufallen, nach welchem Tausende, die gesellschaftlich weit höher stehen als ich, vergeblich ringen."

Heinrich schwieg, und er schien in Gedanken verloren. Auch Dr. Altschüler sprach nicht; doch war er von dem Gedanken durchdrungen, den jungen Mann in der Treue für die angestammte Religion bestärken zu wollen.

„„Durch welche Umstände"", fragte er nach einer Pause, „„sind Sie vor einigen Monaten mit Juden näher bekannt geworden?""

„Ich habe einen jüdischen Jüngling mit eigener Lebensgefahr aus Räuberhänden befreit und ihm das Leben gerettet. Die Schwester des Geretteten ist das Mädchen, welches ich später liebgewonnen habe."

„„Das ist ein großes Werk, welches Gott

durch Sie hat gelingen lassen. Unsere Weisen lehren, daß die Rettung eines einzigen Menschenlebens der Erhaltung der ganzen Welt gleich zu achten sei; denn ein Einzelner war Noa, und durch seine Rettung aus den Gewässern der Sündfluth wurde die ganze Welt bevölkert. Möge das Verdienstvolle dieser That Ihnen zur Seite stehen, damit Sie den rechten Weg erwählen.""

„Und welchen Weg halten Sie für den rechten?"

„„Daß Sie beharren in dem Glauben und in der Religion, welchen Sie durch die Geburt angehören, daß Sie gering achten fürstliche Ehre und königlichen Besitz im Vergleiche mit den unvergänglichen Gütern, mit den erhabenen Verheißungen, welche Gott dem von ihm erwählten Volke hat zu Theil werden lassen. Junger Herr, Sie sind einer großen, schweren Versuchung ausgesetzt. Möge Gott Ihnen helfen, dieselbe zu überwinden.""

XXIII.

Der Abend kam heran. Voll Ungeduld erwartete die Fürstin Montevecchio ihren Sohn. Als Heinrich erschien, eilte sie ihm entgegen, umarmte ihn und drückte ihn stürmisch an ihr lautpochendes Herz.

„Mein Sohn, mein Sohn, mein Herzenssohn!" rief sie. „Bald naht die Zeit, da ich mich nicht mehr von Dir zu trennen brauche. Wie hast Du Dich entschieden? Willst Du Dich katholisch oder protestantisch taufen lassen?"

„„Ich werde mich gar nicht taufen lassen.""

„Was sagst Du, mein Sohn? Habe ich Dich recht verstanden? Graf Perleberg schrieb mir doch, daß die Taufe an Dir noch nicht vollzogen

sei, daß Du eine, wenn auch freisinnige, aber doch christliche Erziehung erhalten hast?"

„„Ehe ich hierherreiste, meine Mutter, ehe ich noch wußte, daß ich als Jude geboren bin, stand ich im Begriff, zum Judenthum überzutreten. Jetzt, da ich zu meiner größten Freude erfahren habe, daß ich durch die Geburt dem auserwählten Volke Gottes angehöre, werde ich mich von diesem Volke nicht trennen und ausharren in der Religion meiner Väter bis zu meinem letzten Athemzuge.""

Bei diesen Worten Heinrichs malte sich helles Entsetzen in den Zügen der Fürstin. Sie ließ sich auf das Sopha fallen und war einer Ohnmacht nahe.

Heinrich eilte herzu, um sie zu stützen. Sie wehrte ihn mit der Hand ab. Gewaltsam faßte sie sich und rief:

„Thörichter Knabe! Meinst Du, Fürst Montevecchio wird einen Juden als Sohn adoptiren, Fürst Waldshut-Rimbach wird einen Juden zum Schwiegersohne und Erben erheben?"

„„Ich bin nicht so thöricht, liebe Mutter, das zu meinen; aber ich verzichte auf die mir so großmüthig von Dir in Aussicht gestellten zwei Fürstenthümer und will ein einfacher Jude bleiben, wie mein Vater und mein Großvater es gewesen.""

„Ha, welche Gegenströmung hat sich bei Dir geltend gemacht! Où est la femme? Du liebst eine Jüdin?"

„„Ja, Mutter, ich will es Dir nicht verhehlen: Ich liebe eine Jüdin, die Tochter einer armen Wittwe. Allein, diese Liebe ist nicht so stark und nicht so weit vorgeschritten, daß ich sie nicht zu unterdrücken vermöchte. Ja, als mich, ehe ich hierherreiste, ein Rabbiner belehrte, daß ich nur dann zum Judenthume übertreten könne, wenn ich auf diese Liebe verzichten möchte, war ich geneigt,

auch dieses Opfer dem Glauben zu bringen, den anzunehmen ich entschlossen war. Denn wisse es, meine Mutter, mehr als Alles in der Welt liebe ich den einzigen Gott, der sich aus dem flammenden Dornbusch dem Moses offenbart hat, liebe ich das Volk, welches durch ein Jahrtausende währendes Martyrium den Glauben an den einzigen Gott bewahrheitet hat. Und nun erfahre ich durch Dich, daß ich durch die Geburt diesem Volke angehöre, daß ich als kleines Kind in den Bund Abrahams bin aufgenommen worden, daß mein Vater und mein Großvater als gesetzestreue Juden gelebt haben und gestorben sind — — und sollte das Höchste, was ich kenne, hingeben für Geld und Gut, für Ansehen und Ehre?""

Während Heinrich gesprochen hatte, war eine merkwürdige Veränderung mit der Fürstin vorgegangen. Es war ihr, als hörte sie die Stimme ihres Vaters, als hörte sie ihren ersten Gatten durch den Mund seines Sohnes sprechen. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte laut. Heinrich schwieg. Waren es Thränen des Kummers über die Durchkreuzung ihrer Pläne oder waren es Gewissensbisse, die jetzt nach langer Zeit erwachten? So fragte er sich; aber er ehrte den Schmerz seiner Mutter und gab diesem Gedanken keinen Ausdruck.

Die Fürstin trocknete ihre Thränen und sprach:

„Ich sollte Dir zürnen, mein Sohn; allein ich kann nicht. Deine Worte haben längstvergangene, wehmuthsvolle Erinnerungen in mir wach gerufen. Es ist der Geist Deines Großvaters, meines Vaters, der aus Dir spricht. Ich kann mir das Räthsel nicht lösen, wieso Du trotz der Erziehung, die Du genossen, zu dieser schwärmerischen Liebe für das Judenthum gelangt bist.

Einst sagte mir mein Lehrer, ein gewisser Dr. Altschüler aus Prag, daß der im Juden lebende Geist sich niemals vernichten, höchstens auf eine oder mehrere Generationen zurückdrängen läßt und daß er mit erneuter Macht wieder ersteht, je heftiger er ist zurückgedrängt worden. Ich bezweifelte das damals; ich meinte, daß die nivellirende Kraft des Zeitgeistes allmählich aufräumen würde mit dem alten Judenthum. Du, mein Sohn, bist ein lebendiger Beweis der Wahrheit für den Ausspruch meines damaligen Lehrers. — Aber kennst Du das Judenthum genau, hast Du eine Vorstellung von den zahllosen Gesetzen und Vorschriften, welche die Juden beengen, ihren Verkehr hemmen und sie verhindern mitzuwirken an den großen Aufgaben der Zeit?"

„„Ja, meine Mutter, ich habe mir in den letzten Monaten Kunde verschafft von allen den vielen oft sonderbar und kleinlich erscheinenden Vorschriften und Gesetzen; ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß sie alle dem ewigen Geiste der Wahrheit entstammen. Das Judenthum hat die größte Vergangenheit. Von allen Völkern der alten Welt ist Israel allein übrig geblieben als ein Denkmal längst entschwundener Jahrtausende. All die großen und mächtigen Völker des Alterthums, deren Größe und Herrlichkeit wir in den Ueberresten ihrer Prachtbauten, in den Bruchstücken ihrer Kunst und Literatur bewundern, sind dahin; nur Israel, dessen Ahnen die Pyramiden in Aegypten haben bauen helfen, dessen Vorfahren mit den Assyrern und Babiloniern gerungen, mit den Griechen und Römern gekämpft, Israel, das die romanischen und germanischen Völker des Mittelalters vergebens zu vernichten trachteten — Israel lebt heute wie zu Moses und zu Davids Zeiten. Das Judenthum pulsirt in Millionen Herzen. Zerstreut über die

ganze Erde sind die Söhne und Töchter Juda's, von einander verschieden in Sitten und Gewohnheiten, in Kleidung und Sprache; dennoch lebt ein Geist in ihnen und ein Wille, den einzigen Gott zu bekennen, seine Gebote zu halten, für ihn zu leben und zu sterben. Wohl gibt es heute auch Juden und Jüdinnen, die mit Israels Vergangenheit gebrochen haben; aber sie gleichen dem dürren Laube, welches die Stürme des Herbstes hinwegführen. Der Stamm bleibt. Er ist der herrliche Baum, unter dessen Laubdache einst die ganze Menschheit Ruhe und Frieden suchen und finden wird. Denn wie Israel die größte Vergangenheit hat, so wird es auch die größte Zukunft haben. Und von diesem Volke, dem ich mich anschließen und dafür die größten Opfer bringen wollte, von diesem Volke sollte ich mich lostrennen, nachdem ich die beglückende Ueberzeugung gewonnen, daß ich durch die Geburt ihm angehöre, sollte meine große Zukunft opfern, um vergängliche Reichthümer, um Titel und Mittel dafür einzutauschen?""

„Mein Sohn, Du gehst hart mit mir ins Gericht! Jedes Deiner Worte ist die strengste Verurtheilung Deiner Mutter."

„„Fern sei es von mir, meine Mutter, mit Dir ins Gericht zu gehen und Dich zu verurtheilen. Nicht um Deine Vergangenheit handelt es sich hier, sondern um meine Zukunft.""

„Und gilt Dir mein Geschick gar nichts, mein Sohn? O, ich gedachte durch Dich aufs Neue Freude und Glück zu erringen. Mein Leben war seit vielen Jahren ein trauriges, schmerzerfülltes. In meiner frühesten Kindheit verlor ich die Mutter; ich zählte achtzehn Jahre, als mein Vater starb; noch in demselben Jahre wurde mir der Gatte meiner Wahl, der Geliebte meiner Jugend, durch einen plötzlichen und schrecklichen Tod entrissen.

Eine kurze Zeit lang gewährte mir der künstlerische Ruhm unter dem Beifall der Menge ein vorübergehendes Glück. Auch diese Seifenblase zerplatzte. Ein anderer Ehrgeiz erfaßte mich; ich wollte emporstreben zu den höchsten Stufen der menschlichen Gesellschaft. Der Erreichung dieses Zieles brachte ich die Mutterliebe zum Opfer, indem ich mich von Dir, meinem heißgeliebten Kinde, auf immer, wie ich glaubte, trennte. Ich erreichte das Ziel, ich ward eine Fürstin. Aber das Glück floh mich; ein ungerathener Sohn zerfleischte mit tausend Dolchen mein Herz. Nun habe ich Dich wieder; gesund und wohlgebaut, edel und weise und gut trittst Du vor mich hin. Schon hat der Gedanke mich glücklich gemacht, daß ich Dich schmücken kann mit den herrlichsten Gütern der Erde, daß ich zwei Fürstenkronen auf Dein Haupt zu setzen vermag, daß ich Dir eine Gemahlin zuführen kann, nach deren Besitz regierende Fürsten vergeblich gerungen haben. — Und Du, mein Sohn, Du hast kein Wort des Dankes für mich, Du erkennst die Wohlthaten, die ich Dir erweisen will, nicht an, und verwirfst sie. Damit verwirfst und verurtheilst Du zugleich Deine Mutter. Du errichtest eine Scheidewand zwischen mir und Dir, und trennst Dich auf ewig von Deiner Mutter. Und wofür? Für ein Phantom, für einen Glauben, in welchem Du nicht bist erzogen worden. Mein geliebter Sohn, den ich einst unter meinem Herzen getragen, o, erhöre das Flehen Deiner Mutter und verlaß mich nicht, laß mich nicht einsam nach Liebe schmachten! Siehe meine Thränen, laß Dein Herz erweichen und erwähle für Dich und mich das bessere Loos!"

Die Fürstin ergriff Heinrichs Hände und drückte sie an ihr laut pochendes Herz. Aber diese Thränen, diese Bitten bewirkten in Heinrich das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollten.

Durfte seine Mutter ihn daran erinnern, daß sie ihn einst unter ihrem Herzen getragen? War sie es nicht gewesen, die sich ohne Noth, nur um der Befriedigung ihrer eigensüchtigen Wünsche willen, von ihm getrennt, ihn Fremden überlassen hatte? War sie es nicht gewesen, die ihn in Unkenntniß über seine Herkunft gelassen und dadurch einen Schatten auf seine Jugend geworfen? War sie es nicht gewesen, welche mit den Traditionen ihres Volkes gebrochen, um äußerer Vortheile willen die heiligsten Güter der Menschenbrust aufgegeben hatte?

Diese Gedanken sturchströmten ihn und ließen ihn kalt bei den Bitten und Thränen des Weibes, das sich seine Mutter nannte. Aus Schonung für seine Mutter verlieh er diesen Gefühlen keine Worte.

„Du schweigst?" fragte die Fürstin.

„„Mutter"", sagte Heinrich, „„was Du da sagst, um meinen Entschluß in Deinem Sinne zu bestimmen, erwirkt gerade das Gegentheil. Du hast in Ehre, Reichthum und fürstliche Stellung das Glück nicht gefunden, wiewohl es Dir keine Ueberwindung kostete, den Glauben Deiner Väter zu verlassen. Und ich, der ich mit allen Fasern meines Herzens daran hange, sollte ihn eintauschen gegen irdische Vortheile? O, meine Mutter, kehre auch Du um, zu dem Glauben, für den Dein Vater lebte und den er in seiner Todesstunde bekannte, zu der Religion, welchem der Gatte, der Geliebte Deiner Jugend, die Treue bewahrte! O, folge mir ins deutsche Vaterland! Ich will Dir ein Heim bereiten in meinem Hause, welches Dich den Fürstenpalast nicht vermissen lassen wird. Ich will Dir eine Tochter zuführen, die es sich zur Lebensaufgabe machen wird, Deine Tage zu verschönen.""

„Du sprichst thöricht, mein Sohn. Wie könnte ich, wie dürfte ich den Fürsten verlassen, der mir stets nur Gutes und Liebes erwiesen? Dich aber bindet kein Band. Du kannst mit Leichtigkeit meine Wünsche erfüllen. Ich will jetzt nicht weiter in Dich dringen. Komme morgen um dieselbe Stunde wieder zu mir. Ich hoffe, Du wirst dann andern Sinn es geworden sein."

XXIV.

In der darauffolgenden Nacht schlief Heinrich ausgezeichnet. Der feste Entschluß, im Judenthume zu beharren und auf die glänzenden Aussichten, die ihm geboten wurden, zu verzichten, hatten seine aufgeregten Nerven vollständig beruhigt. Er war erst spät am Morgen erwacht, und fühlte sich durch den langen, gesunden Schlaf ungemein gekräftigt. Nachdem er seine Toilette beendet hatte, wollte er das Frühstück verlangen. Da fiel es ihm ein, daß er als Jude verpflichtet sei, zuvor zu beten, sich mit dem mit Schaufäden versehenen Gewande zu bekleiden und die Phylakterien (Tephillin) anzulegen. Er war nicht im Besitze dieser Utensilien und hatte auch kein hebräisches Gebetbuch. Er verließ daher, noch ehe er das Frühstück eingenommen hatte, das Hôtel, um seinen neugewonnenen Freund, den Dr. Altschüler, aufzusuchen, um von ihm Gebetbuch, Gebetmantel und die Phylakterien zu leihen.

Dr. Altschüler empfing ihn mit sichtlicher Freude.

„Seien Sie mir gegrüßt, mein junger Freund," rief er ihm entgegen. „Haben Sie Ihren Entschluß gefaßt?"

„„Ich habe meiner Mutter erklärt, daß ich

mich verpflichtet fühle, als Jude zu leben und zu sterben. Ich habe mein Frühstück nicht eingenommen, weil ich noch nicht gebetet habe und die dazu nöthigen Utensilien nicht besitze. Ich möchte Sie bitten, mir dieselben zu besorgen; für heute aber, mir die Ihrigen zu leihen."

Sehr gern erfüllte Dr. Altschüler diesen Wunsch. Er half ihm, beim Anlegen des Gebetmantels und der Phylakterien und unterwies ihn in allem Nothwendigen. Es währte ziemlich lange, bis Heinrich mit den vorgeschriebenen Gebeten fertig war. Mit inniger Freude bemerkte Dr. Altschüler, wie geläufig der junge Mann das Hebräische las und mit welch' inniger Andacht und mit wie tiefem Verständniß er betete. Nachher mußte Heinrich, Dr. Altschüler that es nicht anders, das Frühstück bei diesem einnehmen. Während desselben erzählte er den Inhalt der Unterredung, welche er mit seiner Mutter gehabt hatte. Dr. Altschüler unterließ es nicht, ihm seinen ganzen Beifall zu zollen und ihn in dem von ihm gefaßten Entschlusse zu bekräftigen.

„Junger Freund", sprach er, „glauben Sie nicht, daß Sie schon alle Versuchungen überwunden haben. Ihre Frau Mutter wird die größten Anstrengungen machen, Sie für ihre Pläne zu gewinnen. Gott möge Sie kräftigen und stärken, damit Sie ausharren in Ihrem edlen Entschlusse."

Als Heinrich in sein Hotel zurückkehrte, erfuhr er, daß ein vornehmer Herr angekommen sei, welcher nach ihm gefragt und Ordre ertheilt habe, ihn bei seiner Rückkehr zu bitten, sich sofort nach Nr. 21 zu begeben. Heinrich that also und war nicht wenig überrascht, in dem Fremden seinen väterlichen Freund und Erzieher, den Grafen Perleberg, zu erkennen. Der Graf eilte auf Heinrich zu und schloß ihn stürmisch an sein Herz.

„Liebster, bester Junge“, rief er, „was machst Du? Warum habe ich nicht eine Zeile von Dir erhalten? Wie wohl Du aussiehst! Es scheint, Stand und Würde bekommen Dir gut. Darf ich Dir gratuliren? Bist Du bereits Fürst Montevecchio? Hat Deine Verlobung mit der Prinzessin Melanie von Waldshut-Rimbach schon stattgefunden? Ich habe es vor Sehnsucht nach Dir nicht aushalten können, und bin hierhergereist, um persönlich an Deinem Glücke Theil zu nehmen.“

„„Herr Graf,““ antwortete Heinrich ....

„Bist Du des Teufels, Junge? Was soll diese förmliche Anrede? Bin ich Dein alter Onkel nicht mehr? Oder bist Du zu stolz geworden, mich noch ferner Oheim zu nennen? Hat die Aussicht auf zwei Fürstenkronen Dir die Sinne verwirrt?“

„„Mein bester Onkel, mein guter, edler, väterlicher Freund! Erst jetzt habe ich erfahren, wie viel Dank ich Dir schulde, da es nicht Bande des Blutes sind, die mich mit Dir vereinen. Du hast an dem verlassenen Knaben so unaussprechlich edel gehandelt, daß ich es Dir niemals werde danken können. Aber ich habe es nicht gewagt, Dich noch Onkel zu nennen, um so mehr, da ich auf die zwei Fürstenkronen verzichtet habe und nichts sein will als der Jude Heinrich Wertheimer.““

Sprachlos starrte der Graf den Redenden an.

„Jetzt glaube ich wirklich, daß Du inzwischen verrückt geworden bist. Und die Fürstin, Deine Mutter, was sagt sie zu Deinem thörichten Verzicht?“

„„Ich werde durch denselben die Mutter wieder verlieren, nachdem ich sie kaum gefunden habe.““

„Du bist ein thörichter Knabe! Jahre lang hast Du Dich nach Deiner Mutter gesehnt. Meinst

Du, ich hätte die unausgesprochene Frage nach ihr, nicht hundertmal auf Deinen Lippen gelesen? Und jetzt hast Du die Mutter gefunden — nicht, wie Du vermuthet hast, in Armuth und Elend, in Sünde und Schande, sondern in Ehre und Reichthum, in fürstlicher Stellung, und da diese Mutter im Begriffe steht, alle diese Schätze auf Dich übertragen zu lassen, willst Du Dich dagegen ablehnend verhalten, willst diese Mutter zurückstoßen? Und weßwegen? um einer Laune, um eines übel angebrachten Stolzes willen?"

„„Nicht so, lieber Onkel, nicht das sind meine Gründe. Diese liegen tiefer. Es ist die Liebe zu meinem angestammten Volke, die Liebe für die Religion, in welcher ich geboren bin, die mein Verhalten bestimmt.""

„Ich verstehe Dich immer weniger, Junge! Habe ich Dir nicht eine durchaus freisinnige Erziehung geben lassen, habe ich Dich nicht gelehrt, die Religion als eine äußere, an sich gleichgiltige Form zu betrachten? Was weißt Du von Juden und Judenthum?"

„„Du wirst Dich erinnern, lieber Onkel, daß ich im vorigen Sommer in Hamburg einen Juden aus Räuberhänden befreite. Durch dieses Ereigniß bin ich vielfach mit Juden in Verbindung gekommen, und habe sowohl den Stamm als auch die Religion derselben hochschätzen gelernt, derart, daß ich entschlossen war, zum Judenthum überzutreten, noch ehe ich eine Ahnung davon hatte, daß ich demselben durch die Geburt angehöre.""

„Du liebst eine Jüdin?"

„„Dasselbe hat mich meine Mutter gefragt. Ja, ich liebe eine Jüdin; allein diese Liebe ist nicht stark genug, um bestimmend auf meinen Entschluß einzuwirken. Du kennst mich genug, lieber Onkel, um zu wissen, daß ich stets nur das thue,

was ich für gut und recht erkannt habe. Ich verdanke ja diese Grundsätze Dir und Deiner musterhaften Erziehung. Vielleicht lag die Liebe zum Judenthum, mir selber unbewußt, in meinem Blute. Genug, sie erwachte bei der ersten Bekanntschaft mit ihm und trieb mich dazu, mich eifrigst mit dem Studium der hebräischen Sprache und der jüdischen Religion zu beschäftigen. Da ich sehr leicht lerne, gelang es mir bald, darin glänzende Fortschritte zu machen. Was ich anfangs aus Liebhaberei trieb, wurde bald Kern und Inhalt meines Lebens, und die felsenfeste Ueberzeugung von der Wahrheit und Größe des Judenthums wurde so lebendig in mir, daß ich den Entschluß faßte, Jude zu werden. Da aber das Judenthum der Aufnahme von Proselyten große Schwierigkeiten entgegenstellt und sie nur dann aufnimmt, wenn der Uebertritt als eine Folge der reinsten Ueberzeugung geschieht, so war ich entschlossen, damit mein Uebertritt nicht mißdeutet werde, die Liebe zu der Jüdin aus meinem Herzen zu bannen. Damals traf mich Dein Telegramm, das mich hierher dirigirte.""

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre geklopft. Dr. Altschüler trat ein in Begleitung eines Lohnmannes, welcher ein Packet trug. Heinrich ging ihm entgegen. Der Lohndiener legte das Packet auf den Tisch und entfernte sich.

„Mein lieber Herr Doktor," sagte Heinrich, ihm die Hand reichend, „ich bin heute auf das Freudigste durch die Ankunft meines theuren, väterlichen Freundes, des Grafen Perleberg, überrascht worden. Erlauben Sie, daß ich Sie demselben vorstelle. — Mein lieber Onkel, ich habe in dem Herrn Rabbiner Dr. Altschüler aus P. in Böhmen einen alten Bekannten meiner Mutter, kennen gelernt, der mir auch von meinem Vater und von meinem Großvater zu erzählen wußte."

„Gnädiger Herr“, sagte Dr. Altschüler zu dem Grafen, „Herr Wertheimer hat mir so viel Schönes und Gutes von seinem edlen Erzieher und Vormund erzählt, daß ich mich glücklich schätze, den hochgestellten Mann kennen zu lernen, welcher über die Vorurtheile gegen meine Glaubensgenossen erhaben ist.“

Der Graf verneigte sich.

„Was für ein Packet ist das,“ fragte er, „welches Sie haben hierherbringen lassen?

Dr. Altschüler gerieth in Verlegenheit; Heinrich aber öffnete rasch das Packet, nahm das Gebetbuch, den Gebetmantel und die Tefillin heraus und zeigte sie dem Grafen.

„Ich habe,“ sagte er, „den Herrn Doctor ersucht, mir die Utensilien zu verschaffen, welche der Jude zum Gebete braucht.“

Er nahm den aus feiner weißen Wolle gewebten Gebetmantel aus dem seidenen Beutel, entfaltete ihn und sprach:

„Sieh, lieber Onkel, das ist das mit Schaufäden versehene Gewand, in das wir Juden uns hüllen; hier sind die Phylakterien, in welchen sich Abschnitte aus der heiligen Schrift befinden; wir befestigen sie an Arm und Haupt, um zu zeigen, daß wir unsere Kraft und unsere Gedanken Gott unterwerfen; in diesem Gebetbuche befinden sich unsere Gebete in althebräischer Sprache, in der Sprache, in welcher sich Gott dem Moses offenbarte.“

„Paul, Paul,“ sagte der Graf, „ich versteh' Dich nicht, ich begreife Dich nicht. Es muß doch wohl etwas in dem Blute dieses alten Volkes stecken, daß der Jude nicht allein immer Jude bleibt, sondern daß er es selbst dann wieder wird, wenn er aufgehört hat, es zu sein!“

Ein Kellner erschien und brachte dem Grafen

ein Briefchen. Es war eine Botschaft von der Fürstin Montevecchio. Der Graf hatte seine Ankunft in Florenz der Fürstin mittheilen lassen, und diese lud ihn jetzt ein, sie in ihren Gemächern aufzusuchen. Der Graf verabschiedete sich von Heinrich und dem Rabbiner und folgte dem Kellner.

Als er sich entfernt hatte, sagte Dr. Altschüler:

„Habe ich es Ihnen nicht vorausgesagt, mein lieber Freund: Man wird noch mancherlei Anstrengung machen, Sie in Ihrem Entschlusse, Jude bleiben zu wollen, zu erschüttern. Harren Sie aus und bleiben Sie fest."

„Ich glaube, Sie haben Recht," antwortete Heinrich. „Meine Mutter wird den Grafen Perleberg bestimmen, all seinen Einfluß aufzubieten, mich ihren Plänen gefügig zu machen. Allein, ich bin gegen Alles gestählt."

„Seien Sie nicht zu zuversichtlich, lieber Freund; möge der allgütige Gott Sie stärken und Sie jede Versuchung überwinden lassen."

XXV.

Als Heinrich sich Abends bei seiner Mutter melden ließ, wurde er nicht vorgelassen. Die Fürstin ließ ihm sagen, daß sie sich zu angegriffen fühle, um ihn empfangen zu können; sie ließ ihn bitten, sich eine Zeit lang zu gedulden und ihr einen Zeitraum von acht Tagen zu gönnen, damit sie sich vollständig wieder erhole. — Als Heinrich auf sein Zimmer zurückgekehrt war, kam Graf Perleberg, um ihn zu bitten, ihn andern Tages nach Rom zu begleiten. Heinrich hatte die ewige Stadt noch nicht gesehen. Er konnte daher die Bitte seines väterlichen Freundes nicht abschlagen.

Roma! Roma! Der Wanderer aus Norden ruft es, dessen Sehnsucht nach der ewigen Stadt seit seiner frühesten Jugend mit ihm erwachsen ist.

Erhab'ner Anblick, düster und ernst genug,
Daß aller Schauer einer versunk'nen Zeit,
Und, welcher Zeit! uns anweht, jener
Ehrnen Epoche der Welterob'rung.

Ein Klang der Vorzeit rauscht mit des Adlers Flug
Aus jedem Denkmal.

In der Gluth des Sonnenglanzes erschaut der Wanderer die in antiker Schöne strahlende Marmorstadt.

Wie aber findet der Blick sich zurecht in dem steinernen Meere der heiteren Tempel, der himmelragenden Amphitheater, ernster Mausoleen, stadtgroßer Bäder, in den Windungen der schattenspendenden Portiken und völkerwimmelnden Foren, in der stolzen Kaiserpaläste goldenen Häuserfülle, den Colonnaden und Triumphbögen? Dazwischen hindurch schreiten auf stolzen Pfeilern die mächtigen Aquäducte von den blauen Gebirgen durch die Ebene in die Stadt, den unzähligen Zierbehältern, Springbrunnen, Gärten und Villen ihr silbernes Wasser, in reicher Fülle spendend. Von Hügel zu Hügel schwingen sich in stolzer Kühnheit die Bogengewölbe, und auch die Niederungen füllt ein marmornes Zauberlabyrinth.

Ein Wald von Säulen aller Arten, dorisch, jonisch, corinthisch, römisch, mit reichstem phantastischen Schmuck der Capitäler, hier im Sonnengolde glänzende, blankpolirte Monolithen. Zwischen diesem Marmorwald aber, überall auf Mauern und Friesen, unter Hallen, in Nischen und Grotten, in Gärten und auf den Plätzen, aus jedem Schatten heraus leuchtet die zweite Bevölkerung im Stein, das große Heer der Statuen in edlem

Marmor und vergoldeter Bronce. Die alten Götter und Göttinen, die alten Helden und Könige sind herabgestiegen wie zu einem hohen Feste der Kunst. Zuviel des Schönen!

Wie zögernd rauscht der gelbe, mythenreiche Tiber unter den schöngeschwungenen Brücken dahin. Der Frühling weicht nie von der Stadt. Hier ist sein ewiges Reich!

Bedeckt mit dichtem Grün der Saaten, der Oel- und Lorbeerhaine, zwischen denen Pinien und Cypressen in prächtigem Linienwechsel aufsteigen, dehnt sich die blühende Campagna bis zu den schönen Bergen des wasserreichen Tibur, nach Reni, wo der Speculum Dianae, der liebliche See, glänzt, und Alba longa hin. Breite Heerstraßen, mit wohlgefügten Steinen belegt, durchschneiden das flache Gefilde. Zu deren beiden Seiten aber hat der Reichthum, die Liebe und Prachtliebe der Ueberlebenden den Todten überreiche Monumente aufgethürmt.

Soweit der Blick gleitet — Villa neben Villa, und wie herrlich hebt sich der blühende Marmor aus dem dunklen Braun und Grün der Landschaft ab! Scheinen die fernen und fernsten doch Blumen der wassereichen Fluren zu sein, leuchtend wie die weiße Magnolienblüthe aus saftigem Laube.

Ueber das Ganze aber ist ausgegossen in reicher Fülle der Wonneduft eines milden, beseligenden Frühlings, der auf jenen Lichtwellen wogend, jede Sorge aus dem Herzen küssen mag. Von diesen Gärten, aus diesen immergrünen Hainen entfliehen die Nachtigallen nicht, ihr Gesang tönt durch das ganze, keinem Wechsel unterworfene Jahr. Hier blühen auch die Veilchen immer.

Der gellende Schrei der Dampfpfeife erschallt, und der Zug donnert in die modernen, mit vielen bunten Städtebildern geschmückten Hallen des neuen

römischen Bahnhofes. Wie in den Kaiserzeiten schwirren alle Sprachen auch jetzt in gehobenem Tone bunt und verwirrt durcheinander. Von antiken Völkern, deren Laute sonst hier ertönten, von stolzen Syrern, von rauhen Sarmaten und Sygambrern, von sonnegereiften Aethiopiern, würdevollen Aegyptern und kriechenden Griechen — von allen diesen zwar ist fast kein Rest geblieben, dafür aber kommen heute die starken Söhne und sanften Töchter der blonden Nordlandsbarbaren, deren starke Urväter einst römischen Reiter- und Thürsteherdienst versahen. Sie kommen in hellen Schaaren an, wohl kenntlich an dem scharlachrothen Reisehandbuche. Es steigt einher mit gewaltiger Würde, in jedem Auge das Niladmirari, der stolze Britanier, stumm die Ruinenwelt überschauend. Am Arm führt er die Gattin, hinter sich der wißbegierigen Töchter Schaar. Dort windet behend sich durch die Menge der Sohn der gallischen Erde.

Aber unbehindert wandeln sie Alle dahin: kein bedrohlicher Polizeisoldat fragt ihren Namen, ihrem Stand und Zweck nach. Das moderne Rom hat offene Thore, und frei wie der Wind durch die Gassen streicht, wandelt auch der Fremde durch die Stadt.

Als Graf Perleberg mit Heinrich nach dem Gasthofe fuhr, sahen sie auf dem Balkon des Hauses einen Herrn und zwei Damen stehen, die ihnen grüßend zuwinkten. Heinrich erbleichte, als er den Fürsten Waldshut-Rimbach nebst Frau und Tochter erkannte.

„Onkel“, rief er, „das ist ein abgekartetes Spiel: das angebliche Unwohlsein meiner Mutter die Reise nach Rom, die Anwesenheit der fürstlichen Familie . . . .“

„„Was Du so gescheidt bist, Junge,““ ant-

wortete der Graf. „„Jetzt bleibt Dir nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Uebrigens, was riskirst Du dabei? Du verlebst eine Woche höchst angenehm in exquisirter Gesellschaft. Dabei bleibt es Dir unbenommen, gegen die Prinzessin so unliebenswürdig wie möglich zu sein. Wenn dann die Prinzessin nichts von Dir wissen will, dann wird es Dir um so leichter werden, den Wünschen Deiner Mutter Widerstand zu leisten.““

Nachdem die Herren sich ihre Zimmer hatten anweisen lassen, machten sie entsprechende Toilette und ließen sich bei dem Fürsten Waldshut-Rimbach melden. Sie wurden sogleich vorgelassen und auf das Freundlichste empfangen.

„Wie schön ist das“, sagte Prinzessin Melanie, „daß wir uns gemeinsam die gewaltige Roma betrachten können! Auch wir sind gestern angelangt. Es ist so schwierig, so zu schauen, daß es für Geist und Gemüth, für Augen und Seele wohlthuend wirket. Die meisten Reisenden verlieren sich in zerstreuende Einzelheiten. Meiner Meinung nach sollte man vor Allem darnach streben, das volle, schöne Gesammtbild der Dinge zu erfassen, um dann das Einzelne im Ganzen zu erschauen.“

„Ich bewundere“, antwortete Heinrich, „die hohe Weisheit, Durchlaucht, mit welcher Sie die Art und Weise beurtheilen, mit der man an eine so große Aufgabe, wie die ist, Rom kennen zu lernen, herantreten soll. Da gibt es Unglückliche, welche anf den Bänken unter den Blüthenbäumen oder vor dem griechischen Marmor Stunden lang sitzen und Bädeker studiren oder mit triefenden Stirnen dahineilen, um, ehe die Hotelglocke zu Tische läutet, noch rasch ihr Tagespensum abzuhaspeln. Ich bedauere nur, daß, da ich zum ersten

Male in Rom bin, ich nicht den Cicerone zu machen vermag, wie ich es wünsche."

„Ha, ha," lachte der Fürst, „da gibt es hübsche Recepte: Rom in acht Tagen abzuthun, oder: Rom in drei Tagen zu sehen! Das kömmt mir so vor wie jene beliebten Lehrbücher, die da versprechen die Kunst zu lehren, in zwölf Stunden ein perfekter Engländer zu werden."

„Das sind trübselige Romreisende", sagte die Fürstin, „die mit der Absicht kommen, Alles anzusehen und sich dann in das unermeßliche Meer der römischen Schätze stürzen, während einzelne Dinge schon ein mehrtägiges, ja mehrwöchentliches eingehendes Studium verlangen."

„Diese Art von Reisenden," sagte der Graf, „bleiben an der Oberfläche haften, und wenn diese recht glatt und glänzend, recht in die Augen stechend ist, da ist Genuß bei der Sache; ist sie aber zufällig durch Zeit und Umstände etwas wurmstichig, verschossen und verschabt worden, dann hat man ein Recht, wenn gerade Niemand zugegen ist, achselzuckend schnell vorüberzuschreiten. Eine Ausnahme davon machen natürlich die Gegenstände, die nun einmal absolut schön sein müssen, weil sie berühmt sind. Diese Klasse Reisender findet Rom durchaus nicht unergründlich, wenn auch recht sehr ermüdend; doch tröstet sie am Abend die table d'hôte ob der Mühen der Kunstgenüsse."

„Wir wollen es anders machen," sagte der Fürst. „Und wenn wir nicht Alles sehen, so wird es uns wenigstens gelingen, einen Ueberblick über das Ganze zu erlangen, während wir das Eingehen in das Einzelne einem späteren Aufenthalte in Rom vorbehalten."

„Erlauben Sie mir," sagte der Graf, „daß ich den Führer mache. Ich war schon öfter in Rom und kenne es ziemlich. So schlage ich denn

vor, daß wir heute Abend nach dem Diner einen Ausflug nach dem Pantheon machen."

Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen. Heinrich entschuldigte sich, daß er beim Diner nicht zugegen sein könne; er hatte wichtige Briefe zu schreiben; er zog es daher vor, auf seinem Zimmer zu speisen.

Gegen Abend fand sich die Gesellschaft zusammen, um ihre Wanderung anzutreten. Man muß die alte Ruinen beim Mondschein sehen. Der Mond ist der sanfte Verklärer der Formen. Wo seine Schleier wallen, da schließen die tausendjährigen Wunden sich; die geborstene Säule hebt sich wieder stolz wie einst, und schmiegt sich durch silberstrahlende Bänder der einsamen Schwester an; es fügt sich wieder der Stein zum Steine; das braune Moos, des Alters Zeichen, wirft goldnen Schmuck auf Dach und Gesims.

Und höher stieg der Mond, und immer stiller wards auf den Straßen; unermüdet rauschten nur die frischen Brunnen in die Nacht hinein, die Becken und Muscheln mit ihren Wellen füllend. Auf diesen Wellen aber schwammen die Mondstrahlen, und alle Sterne schienen auf ihnen zu hüpfen.

Die Reisenden wanderten durch die stillen Straßen der Stadt, bis das Haus der Götter des Phanteon vor ihren Blicken auftauchte; nicht mehr voll schwermüthiger Trauer, mit der es der helle Tag übergießt, wo es, ein verirrter Fremder, in dunkle Gewänder gehüllt, inmitten der neuen, unbekannten, bunten Welt steht — nein ein Riese an Majestät, ein Heros der Fabelzeit, unerschöpft noch von dem zweitausendjährigen Trotze gegen die Stürme der Barbaren und des neuen, götterlosen Himmels. Da sind die Bilder alle der römischen Götter: Zeus und Venus, Mars und Apoll, Juno

und Vesta, Minerva und Ceres. Am Eingange steht Hebe, wie wenn sie die Schweigenden zu den ihnen bereiteten Stühlen führen wollte.

Die Gesellschaft verließ das Götterhaus, und nach langer Wanderung durch die öden Straßen, stand sie plötzlich auf dem weiten, lichtübergossenen Plane des Forum romanum.

„Rom,„ sagte die Prinzessin, „scheint eine große Leiche zu sein, und dieser Platz sieht aus wie der Sarkophag der schönen Roma. Dahingestreckt auf dem capitolinischen Berge ruht ihr Haupt. Wie anders war's hier einst! Wildes Jauchzen, lautes Beifallsgeschrei, erfüllte mit drönendem Donner die Luft, da hunderttausend Römer dem heimkehrenden Triumphator zujubelten!"

„Wollen wir noch das Colossäum besuchen?" fragte Graf Perleberg.

„Nein," sagte der Fürst. „Die Eindrücke, die wir soeben aufgenommen, wollen wir erst in uns verarbeiten. Wir wollen in das Hotel zurückkehren und der Ruhe pflegen."

XXVI.

Es waren schöne Tage, welche Heinrich in der Gesellschaft seines Oheims und der fürstlichen Familie verbrachte. Täglich mehr mußte er die Schönheit, Anmuth und den edlen, hochgebildeten Geist der Prinzessin bewundern. Sie hatten gemeinsam einen großen Theil von Rom gesehen und Ausflüge zusammen in die Campagna gemacht. Weit entfernt von aller Gefühlsschwärmerei wußte die Prinzessin stets ein gediegenes Urtheil zu fällen und oft aus dem Unscheinbaren das Schöne in überraschendster Weise herauszufinden.

Es war ein trüber regnerscher Tag, als Graf Perleberg vorschlug, dem römischen Ghetto einen Besuch abzustatten.

An solchen Regentagen ist Rom traurig, schmutzig und leblos. Nirgends aber ist der Unrath so gehäuft, sind Oede und Trauer und Leblosigkeit deutlicher ausgeprägt, als in dem Theile des Tiberufers, der sich von der Brücke des Fabricius, der tibernischen Insel gegenüber und gegenüber Trastevere, nach dem Pons Aurelius hinzieht. Dieser Stadtheil steigt schutzlos bis an das schlammige Wasser hinab. Er hat die engsten Straßen, die finstersten Häuser und den ärgsten Schmutz. Und doch bewahrt er in seinem dunklen Schooße, das älteste Alterthum, das allen Wechsel überdauernd, allem Tode trotzend, sich sein Leben sicherte unter dem Sturze von Thronen, von Tempeln und Palästen, unter Blut und Brand, unter dem Druck und Hohn des wildesten Fanatismus, das noch leben wird, auch wenn die stolze Peterskuppel stürzen müßte: das ist die römische Judengemeinde. Diese stille unscheinbare Gemeinde ist das älteste Alterthum, welches Rom aufzuweisen hat.

Als unsere Bekannten durch das Ghetto schritten, sagte die Prinzessin:

„Lange bevor wir als Kinder mit den Helden der römischen Geschichte bekannt wurden, wandelten wir unter den Palmen von Sichem, gingen wir von Jerusalem hinab nach Jericho, und lernten wir mit treuem Fleiße die Lieder des begeisterte Sängers, die er in dem goldnen Hause zu Jerusalem auf dem Psalter von zehn Saiten erklingen ließ. Der Gott Jakobs war auch unser, der Christenkinder Gott, und sein Volk war unser Volk geworden, die Leiden dieses Volkes die unserigen. Wie fest setzen sich solche Jugendeindrücke!

Kein Wunder daher, daß wir noch heute volle Theilnahme für dieses Volk hegen, und mehr als diese, volle Bewunderung ihm entgegenbringen. Denn wo ist ein Volksstamm, wo ein Glaube, der unter tausend Leiden, unter Jammer und Trübsal, in den Staub getreten, verflucht und fast vernichtet oft, in einem ewigen Martyrium lebend, den Thieren des Feldes gleichgestellt, Weib und Kind und Vaterland verlor, seine Habe den Winden preisgegeben sah, nur eins nicht preisgab: die Hoffnung! Wo ist ein anderer Glaube so mächtig! Was sind die wenigen Jahre christlichen Martyriums gegen die tausende des jüdischen! Die Hoffnung der Verheißung hielt sie wach: sie weinten, sie weinten, aber sie hofften! — Die Wogen des Tiber rollten gleichgiltig ins Meer, Schmutz und Elend häuften sich in den winkeligen Ufergäßchen, welche von Haß und Habgier umlauert wurden — und das „auserwählte Volk, das Volk des Eigenthums" lebte, lebte. Mit blutigem Griffel, Scham im Angesicht, schrieb die Geschichte auf die Marmorsäulen Roms auch die Geschichte der Juden, dort können wir sie nachlesen vom stolzen Titusbogen an bis zu dem Porticus der Octavia, die Geschichte der Schmach und Schändung. Welche Leiden! Welcher Titanenkampf im lautlosen Widerstand voll Trotz und Demuth gegen die Könige und Götter dieser Welt! Welche wüste Strecke mühseligster Völkerstraße von dem babylonischen Exil bis auf die neue Zeit! — Wir sehen den wüsten Antiochus Epiphanes, der ihnen den olympischen Jupiter im Tempel errichtet, mit Frechheit den alten Gott verhöhnend — Thränen und Herzeleid! Es kommt die erhabene, schwerterdurchklirrte Zeit des Judas Makkabi und der jüdischen Heroen — Blut und Grausamkeit! — Pompejus erobert die heilige Stadt, und die römische Toga rauscht

am Altare des einzigen Gottes — Marcus Licinius plündert mit räuberischer Hand den Tempel — dann kommen die entscheidenden Tage des harten Titus: Jerusalem fällt, und Israel wird, heimathlos, aber voll finstern Trotzes, zur Sclaverei in die italische Fremde geführt. — Bei dem Triumphzuge, der dem Ende des tausendjährigen Reiches folgte, wo das olympische Heidenthum sein Siegesfest feierte, wurden die Führer und Gottesstreiter im mamertinischen Gefängnisse am Fuße des Tempels des Jupiter Capitolinus erwürgt und dann zu ewiger Schande der Bogen des Titus errichtet. Es kommen Trajans Bedrückungen — Hadrians erneute Zerstörung Jerusalems, Unterjochung und gänzliche Zertretung ihres Heimathlandes; dies wird zur Wüste, und sie haben nun keine bleibende Stätte mehr. Nach Constantin erwächst ihnen ein schlimmer, ein tausendköpfiger Feind: das fanatische Christenthum, das ihnen mit Hohn und Spott das Kleid des Paria anziehen ließ und das Zeichen Kains auf Stirn und Hand drückte. — Ja, schlimmer als den Bestien der Arena war es, den glaubenseifrigen Christen vorgeworfen zu werden, und mit Blut und Feuer wütheten diese fortan durch die Jahrhunderte gegen die Heimathlosen, und gehässige Gesetze oder vogelfreie Gesetzlosigkeit trafen ihre veschüchterten Gemeinden an Haupt und Gliedern. Und doch: sie lebten, lebten voll Hoffnung weiter in den schmutzigen, verrufenen Straßen des Ghetto. Mit einer rührenden Allgewalt klammerten die, denen kein engelbevölkerter Himmel Trost gibt, an das Leben sich an."

Heinrich hatte ihr mit Erstaunen zugehört. Woher hatte nur dieses junge Mädchen diese großartige Anschauung in Bezug auf das jüdische Volk? Bei den letzten Worten unterbrach er sie.

„„Gnädige Prinzessin,““ sprach er, „„ich be-

wundere die Tiefe, mit welcher Ihr Geist eingedrungen ist in die Geschichte des jüdischen Stammes. Allein, Sie theilen die Anschauung so vieler Christen, daß das Judenthum nichts wisse von einem jenseitigen Leben. Es ist wahr, in der heiligen Schrift entziehen sich die Lehren über die Unsterblichkeit der Seele und über das Jenseits den Blicken des oberflächlichen Lesers. Aber die jüdische Tradition, der Talmud, klärt uns darüber auf, daß die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele, von der jenseitigen Belohnung und Bestrafung zu den Hauptgrundsätzen der jüdischen Religion gehören."

„Was Sie mir da sagen, Herr Weiland," entgegnete die Prinzessin, „ist mir ganz neu. Man hat mich gelehrt, daß das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele ein Hauptunterscheidungspunkt zwischen Judenthum und Christenthum bildet. Ich werde Sie gelegentlich ersuchen, mir nähere Auskunft darüber zu geben, und mir die Stellen namhaft zu machen, in welchem im alten Testament dieses Dogma angedeutet ist."

Die Gesellschaft war jetzt vor dem Porticusreste der Halle Octaviens, der stolzen Kaiserschwester, angelangt. Hier beteten einst vor achtzehnhundert Jahren Vespasian und Titus zur Vorbereitung jenes Triumphzuges, dem die Juden als Hauptfigur beiwohnten, das Dankgebet. Hier entfaltet sich jetzt der größte Schmutz Roms, hier ist die Pescaria, der übelriechende Fischmarkt, der dicht an den schlammüberfluthenden Ghetto gränzt, damit ganz erfüllt sei des Propheten Wort: „Es ist von der Tochter Zions aller Schmuck dahin. Ihr Unflath klebt an ihrem Saum." Hier steht auch jene berüchtigte Kirche St. Angelo, in welche die Juden zur Bändigung und Bekehrung durch zelotische Mönchspredigten wie wilde Thiere getrieben

wurden. Hier ist der „Platz der Thränen“ — Piazza del pianto, — an ein andres Wort Jeremiä erinnernd: „Ich strecke meine Arme aus und weine, ich weine und meine Augen fließen mit Wasser, und ist Niemand, der mich tröste.“

Der Triumphbogen des Titus machte auf Heinrich einen überwältigenden Eindruck. Noch ist deutlich die Inschrift zu lesen, welche in lateinischer Sprache besagt, daß der römische Senat und das römische Volk diesen Triumphbogen dem göttlichen Titus, dem Sohne des göttlichen Vespasianus, gewidmet habe; noch sind an den Seitenwänden die Abbildungen der heiligen Tempelgeräthe zu erkennen. Die Thränen kamen Heinrich in die Augen, als er dieses Denkmal der Schmach seines Volkes betrachtete; doch vermied er es, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben.

Ein Gang durch den römischen Ghetto ist das Traurigste, was man sich denken kann. Handelnd und flickend stehen und sitzen die Söhne und die Töchter Israels vor ihren finstern, schmutzigen Wohnungen. Tiefe, leidenvolle Augen stieren den Vorübergehenden an. Ein Lächeln sucht man vergebens auf den Gesichtern der Bewohner des Ghettos. Aus einem finstern Eckhause schallt der Ton einer verstimmten Guitarre, und eine kreischende näselnde Stimme singt ein monotones, abgerissenes Lied. Man hört die Worte nicht; aber da drüben rauscht der Tiber, und es klingen durch den Sinn des Hörers die schwermüthigen Strophen des Psalms: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten, an die Weiden dort hingen wir unsere Harfen.“

Im Circus Maximus, der einst hundertfünfzigtausend jauchzende Menschen faßte, liegt der jüdische Friedhof. Hier fließt träge die schlammer-

füllte Marrana zwischen seufzendem Schilfrohr dahin, und armselige Steine, von verbrannten wilden Kräutern und Gräsern, in denen die Cicade singt, überwuchert, zeigen den Ort, wo diejenigen ruhen. welche hier auf Erden so viel gelitten haben und für alle Leiden Trost fanden in der Treue für den allmächtigen Gott.

Diese Gedanken waren es, welche auf Heinrich einstürmten, als die Gesellschaft den Heimweg antrat. Und er, war er nicht im Begriff, dem Gotte seiner Väter untreu zu werden? Eine mächtige Gegenströmung hatte ihn erfaßt, und neben ihm schritt das zauberische Weib, geschmückt mit Allem, was das Menschenherz zu entzücken vermag. Und er, er brauchte nur die Hand auszustrecken, und dieses zauberische Weib war sein und mit ihm zugleich die begehrenswerthesten Güter der Erde: fürstlicher Rang, fürstlicher Reichthum und die glänzendsten Aussichten auf Macht, Ruhm und Ehre!

Wie war doch das Bild der einfachen Jüdin, die er in Hamburg liebgewonnen hatte, in den Schatten gestellt! Wie waren doch seine Grundsätze, die ihm vor wenigen Tagen noch felsenfest erschienen, ins Wanken gerathen!

Einen Augenblick lang dachte Heinrich daran, den Netzen, die um ihn gesponnen wurden, zu entfliehen. Aber der Gedanke ward nicht zum Entschlusse. Seine Augen, seine Sinne, sein Geist waren zu sehr gefangen genommen durch das edle Frauenbild, welches an seiner Seite schritt. Er hatte nunmehr oft genug Gelegenheit gehabt, den hohen, edlen Geist der Prinzessin, ihr tiefes Wissen und ihr gediegenes Urtheil zu bewundern. Sollte er sich nicht glücklich schätzen, ein solches Weib erringen zu können? Heute erst hatte sie ihm bewiesen, mit welcher Innigkeit sie die Geschichte des

jüdischen Volkes auffaßte. Denselben gebildeten Geist, dasselbe gebildete Urtheil hatte sie bei der Betrachtung der römischen Kunstschätze bewährt. Ihr galt als Norm der Ausspruch Winkelmanns: „Das allgemeine, vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke ist eine edle und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck.“

Konnte wohl, so fragte sich Heinrich, ein Opfer groß genug sein, wenn es galt, einen solchen Preis, wie die Hand der Prinzesin Melanie, zu erlangen? Mußte es nicht als das größte Glück erscheinen, an der Hand einer solchen Gefährtin durch das Leben zu wallen? Und beging er ein Unrecht, wenn er einem Glauben untreu würde, dem er zwar durch die Geburt angehörte, den er jedoch erst vor wenigen Monaten kennen gelernt hatte? Nur wenige Menschen wußten davon, daß er von Geburt Jude sei. Seine Lossagung vom Judenthum könnte man kaum einen Glaubenswechsel nennen. Die Verantwortlichkeit dafür träfe nicht ihn, sondern die Mutter, die ihn so hatte erziehen lassen, und die ihn in diesem Augenblicke für ihre Pläne zu gewinnen suchte. Die Mutter! Sein Herz füllte sich mit Bitterkeit gegen diese Mutter, die ihn von sich gestoßen hatte, da er noch ein kleines Kind war, und die ihn jetzt seinen Grundsätzen untreu zu machen im Begriffe stand. Nein, dieser Mutter gegenüber, vor der er so fest und ernst, als Jude sich bekannt hatte, durfte er sich nicht wankend zeigen.

Da redete die Prinzessin ihn mit süßem Lächeln an.

„Warum so ernst, Herr Weiland?“ fragte sie ihn.

Heinrichs Herz erzitterte. Die Gegenströmung riß ihn mit sich fort.

XXVII.

Als Heinrich in das Hotel zurückkehrte, wurde ihm ein Telegramm überreicht Dasselbe war vom Fürsten Montevecchio und theilte ihm mit, daß die Fürstin schwer erkrankt sei und hoffnungslos darniederliege; sie wünsche vor ihrem Tode dringend ihren Sohn zu sehen und zu sprechen; Heinrich solle daher schleunigst nach Florenz eilen.

Der junge Mann erschrak sehr. Der Gedanke tauchte in ihm auf, daß er durch seine Weigerung, auf die Pläne seiner Mutter einzugehen, deren Erkrankung verschuldet habe.

Er begab sich auf das Zimmer des Grafen Perleberg.

„Onkel," sagte er, „lies dieses Telegramm! Ich muß sofort abreisen; in einer halben Stunde geht der Zug ab. Entschuldige mich bei dem Fürsten und den Seinigen. Es ist mir nicht möglich, von ihnen Abschied zu nehmen."

Graf Perleberg versprach, die Entschuldigung zu übernehmen. Heinrich umarmte seinen väterlichen Freund und fuhr nach dem Bahnhofe.

Als er in Florenz am Bahnhofe ankam, erwartete ihn daselbst ein vornehmer Herr.

„Herr Weiland?" fragte derselbe den Aussteigenden.

Heinrich verneigte sich.

„Ich erkannte Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrer Mutter; mein Name ist Montevecchio."

„„Durchlaucht,"" rief Heinrich, „„wie geht es meiner Mutter?""

„Sie ist sehr krank, und glaubt, daß sie sterben müsse. Die Aerzte geben jedoch noch nicht jede Hoffnung auf."

Der Fürst führte Heinrich an seinen Wagen, und sie fuhren zusammen in das Hotel. Dort angekommen bat der Fürst den jungen Mann, ihn im Conversationszimmer zu erwarten; er wollte erst seine Gemahlin auf die Ankunft ihres Sohnes vorbereiten.

Nach wenigen Minuten schon kam ein Bedienter des Fürsten und ersuchte Heinrich, ihm in die Gemächer seiner kranken Herrin zu folgen.

In ihrem Bette lag Josephine, krank und abgezehrt. Sie hatte die Schritte des Eintretenden, welche der dicke Teppich dämpfte, nicht vernommen. Heinrich ergriff die Hand der Kranken und führte sie an seine Lippen

Josephine zuckte zusammen. Als sie ihren Sohn erkannte, verklärte ein Lächeln ihre Züge.

„Gott sei Dank, daß Du da bist, Heinrich!" sagte Sie. „Wie habe ich diesen Augenblick ersehnt. Ich konnte nicht sterben, bevor ich Dich nicht noch einmal gesprochen."

„„Rede nicht so, Mutter,"" sagte Heinrich. „„Du wirst wieder gesund werden und leben, und was mich betrifft, so werde ich mich bemühen, durch ein Eingehen auf Deine Pläne Deine Genesung zu befördern.""

„Unglücklicher, halt ein! Gerade diese Pläne sind es ja, die mich mit entsetzlicher Gewissensqual erfüllen, die mich aufs Krankenlager geworfen haben! Seitdem Dich Graf Perleberg nach Rom entführt hat, ist meine Ruhe dahin. Wenn ich die Augen zum Schlummer schließe, so erscheint mir der Geist meines Vaters im Traume und überhäuft mich mit den bittersten Vorwürfen. In voriger Nacht hatte mein erster Gatte, Dein Vater, sich ihm zugesellt. Beide überhäuften mich mit Vorwürfen. Unglückliche, sprach mein Vater, Du hast den Glauben Deiner Väter verleugnet,

bist eine Abtrünnige geworden vom Gotte Israels, um Deinen Ehrgeiz und die bösen Leidenschaften Deines Herzens zu befriedigen! Jetzt willst Du mein ganzes Geschlecht zu Abtrünnigen machen, willst meinen Enkel verstricken in den Schlingen der Leidenschaft, auf daß auch er abweiche vom Gotte Israels? — Und mein Gatte, Dein Vater, sprach: Josephine, die ich einst so sehr geliebt habe, wie schwer hast Du Dich an mir vergangen! Hast meinen Sohn hinausgestoßen unter fremde Leute und hast ihm die Liebe der Mutter entzogen, die ihm von Gott und Rechtswegen gebührte! Hast ihm eine unjüdische Erziehung zu Theil werden lassen, wiewohl Du wußtest, daß ich stets mit Herz und Seele der Lehre unseres Gottes angehangen! Und nun, da durch die wunderbare Fügung Gottes mein einziger Sohn sich hingewendet hat zu dem Erbtheile unserer Väter, legst Du ihm Fallstricke, um ihn gewaltsam abzuziehen von dem, was recht und gut ist, um ihn zu verkaufen für irdischen Glanz und Flitter, wie Du Dich selber verkauft hast!" —

Josephine schwieg erschöpft, und auch Heinrich wagte die nunmehr eintretende Stille nicht zu unterbrechen. Die Mittheilungen seiner Mutter machten einen wahrhaft erschütternden Eindruck auf ihn. Die Eindrücke der letzten Tage traten vollständig zurück. Das Bild der Prinzessin Melanie, das gestern noch seine Phantasie ganz erfüllt hatte, trat plötzlich zurück, und er fühlte sich wieder im Kreise derjenigen Vorstellungen und Entschlüsse, die vor seiner Abreise nach Rom sein ganzes Wesen durchdrungen hatten.

„„Mutter,"" sprach er, nach einer längeren Pause, „„beruhige Dich. Du hast mich zur rechten Zeit hierherberufen. Wenige Stunden später, und ich hätte um die Hand der Prinzessin angehalten

und wäre gebunden gewesen für mein ganzes Leben. Aber ich habe mich, dem Himmel sei gedankt, noch nicht erklärt, und seitdem ich dem Zauberkreise, der mich die letzten Tage hindurch gebannt hatte, entronnen, fühle ich mich kräftig genug, bei dem zu beharren, was meine Pflicht ist. Ich bin als Jude geboren und werde als Jude leben und sterben.""

Josephine richtete sich in ihrem Bette auf, umfaßte mit beiden Armen ihren Sohn und drückte einen Kuß auf seine Stirne.

„Sei gesegnet, mein Sohn," sprach sie, „für dieses Wort. Du gibst mir meine Ruhe, meinen Herzensfrieden wieder! Ich habe mich schwer an Dir versündigt, das letzte Mal noch weit mehr als früher. Ich habe eine Versuchung für Dich heraufbeschworen, der wohl Wenige widerstanden hätten. Du hast überwunden, Du bist wahrhaft ein Held. Gott segne Dich und lasse Dich so glücklich werden, wie Du es verdienst. Jetzt kann ich ruhig sterben, jetzt sind die abgeschiedenen Geister meines Vaters und meines ersten Gatten versöhnt. — Reise nach Deutschland, mein Sohn, und bringe der Erkorenen Deines Herzens die Grüße und Segenswünsche Deiner sterbenden Mutter!"

Heinrich traten die Thränen in die Augen; er faßte die Hand der Kranken und bedeckte sie mit Küssen.

„„Sprich nicht so, geliebte Mutter,"" sagte er, „„Du wirst gesund werden und leben. Ich aber werde nicht von hinnen gehen, bis die Genesung eingetreten sein wird.""

„Nein, nein, mein Sohn! Du mußt fort von hier, mußt Dich verloben und heirathen! Nur darin, daß Du Dich mit einer Tochter Juda's vermählst, liegt mir die Versicherung, daß Du Deinem

Entschlusse nicht wieder untreu wirst. Mißverstehe mich nicht, mein Sohn! Ich zweifle nicht an der Festigkeit Deines Charakters; allein Deine Erziehung ist eine unjüdische gewesen, und die Eindrücke der Kindheit haften fester als wir glauben. Widersprich mir nicht! Gehe und bereite Deine Abreise vor!"

„„Du verlangst Schweres von mir, meine Mutter! Seit meiner frühesten Kindheit habe ich mich danach gesehnt, meine Mutter an mein Herz zu schließen, und nun, da ich Dich endlich gefunden, da auch unsere Wünsche übereinstimmen, da ich Dir meine kindliche Liebe beweisen möchte, verlangst Du von mir, daß ich Dich verlasse, daß ich Dich krank zurücklasse! Müßte nicht die Sorge um Dich, mich stets beunruhigen?""

„Mein geliebter Sohn, folge mir und reise sobald als möglich von hier ab, damit Du Dich mit festen Banden an das Judenthum bindest. Meine Tage sind gezählt; ich werde nicht wieder genesen. Wenn ich sterben sollte, während ich Dich in einer Umgebung weiß, von der ich fürchte, daß sie doch noch Einfluß auf Dich gewinne — ich würde mit Angst und Schrecken in die Grube fahren. Wenn Du mich wahrhaft liebst, so verlasse dieses Land sofort und suche Deine Vermählung mit dem jüdischen Mädchen, das Du Dir erwählt hast, soviel als möglich zu beschleunigen. Und nun gehe, mein Sohn. Vor Deiner Abreise wünsche ich Dich noch einmal zu sprechen, um Abschied von Dir zu nehmen."

Heinrich ging. Im Vorzimmer erwartete ihn der Fürst Montevecchio und ersuchte ihn, ihm in sein Zimmer zu folgen.

Als sie Beide Platz genommen hatten, sagte der Fürst:

„Mein junger Freund, ich hatte geglaubt, in

ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, allein eine Gegenströmung hat Ihre Mutter erfaßt und diese Pläne vereitelt. Ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß mir diese neue Eventualität nicht ganz unangenehm ist. Wenn ich dem Wunsche meiner Gemahlin hätte genügen wollen, so wäre ich dadurch in Conflict mit den Agnaten meines Hauses gekommen, ein Conflict, der mir sehr viele Unannehmlichkeiten bereitet hätte. Nichtsdestoweniger hätte ich mich dem Herzenswunsche der Fürstin gefügt und hätte all die vielen Mühen, Sorgen und Zwistigkeiten, die mir aus der beabsichtigten Adoptirung erwachsen wären, auf mich genommen. Lieber ist es mir allerdings, daß ich jetzt das Alles nicht nöthig habe. — Gestatten Sie mir jetzt, einem andern Wunsch meiner Frau gemäß, noch einen Punkt mit Ihnen zu regeln. Vor meiner Verheirathung hat Ihre Mutter dem Grafen Perleberg Ihr väterliches Vermögen übergeben. Dasselbe ist, wie ich erfahren habe, Ihnen zur Disposition gestellt worden. Die Fürstin wünscht, daß ich Ihnen jetzt die Summe überreiche, welche sie selbst von ihrem Vater ererbt hat. Es beträgt dieses Erbtheil in runder Summe 700,000 Frcs. Ich habe Ihnen das Geld auf ein hiesiges Banquierhaus angewiesen, bei dem Sie es zu jeder Zeit in Empfang nehmen können. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich diesen Wunsch der Fürstin gern erfülle und daß ich ihre Dispositionen dem Rechte und der Billigkeit vollkommen angemessen finde! Sie sind der einzig berechtigte Erbe Ihrer Mutter, und das Geld gehört von Rechtswegen Ihnen!"

„„Gnädigster Herr,““ antwortete Heinrich, „„Ihre Güte überrascht mich, und ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihre wohlgemeinten Absichten; allein, gestatten Sie mir, mich denselben

gegenüber ablehnend zu verhalten. Ich hoffe und wünsche, daß meine Mutter recht bald genesen werde. Auch Ihnen, gnädigster Herr, wünsche ich ein recht hohes Alter. Wenn jedoch meine Mutter Sie überleben würde ....

„Sorgen Sie nicht," unterbrach ihn der Fürst lächelnd, „für diesen Fall hat die Fürstin Montevecchio ein so anständiges Witthum, daß sie den Besitz dieser Summe nicht entbehren wird. Sie können also mein Anerbieten ohne Bedenken annehmen."

Heinrich weigerte sich nicht länger. Nachdem er seine Abreise vorbereitet hatte, begab er sich noch einmal zu seiner Mutter. Der Abschied gestaltete sich nicht so herzzerreißend, wie er erwartet hatte.

Seine Mutter empfing ihn mit den Worten unseres täglichen Gebetes:

„Was sind wir, was ist unser Leben, was unsere Kraft? Alle Helden sind wie nichts vor Gott, und die berühmten Männer wie nicht gewesen, die Weisen wie ohne Verstand, und die Vernünftigen wie ohne Einsicht; denn die Fülle ihrer Thaten ist nichtig, und die Tage ihres Lebens sind Eitelkeit, und keinen Vorzug hat der Mensch vor dem Thiere, denn Alles ist eitel. Wir aber sind Dein Volk, die Kinder Deines Bundes, die Söhne Deines Lieblings Abrahams, die Nachkommen des aufopferungsvollen Jizchak, die Kinder Jakobs, dem Gott aus Liebe die Namen Israel und Jeschurun verliehen. Heil uns, wie gut ist unser Antheil, wie schön unser Loos, wie herrlich unser Erbe, daß wir täglich zweimal rufen: Höre Israel, der Ewige, unser Gott, ist der einzige Gott!"

Josephine schwieg. Heinrich verstand sehr wohl, daß seine Mutter mit diesem Ausrufe ihre

Rückkehr zu dem Glauben der Väter bethätigen wollte. Seine Augen füllten sich mit Thränen.

„„Segne mich, meine Mutter,““ sprach er.

Da legte Josephine ihre Hände auf sein Haupt und sprach:

„Gott möge Dich machen wie Ephrajim und Menascheh.“

XXVIII.

Es war während der Halbfeiertage des Peßachfestes: der Sommer hatte sich recht frühzeitig eingestellt, und selbst im Norden Deutschlands, in Hamburg, hatten die Bäume begonnen, sich in wundervollem Blüthenschmuck zu zeigen.

„Hulda,“ sagte Frau Wolf zu ihrer Tochter, „wollen wir nicht ein wenig ausgehen? ich habe den Segensspruch über die blühenden Bäume noch nicht gesprochen.“

„„Liebe Mutter,““ antwortete Hulda, „„in dem Gärtchen unseres Nachbars steht ein Kirschenbaum in voller Blüthe.““

„Du möchtest zu Hause bleiben, ich aber bestehe darauf, daß Du mit mir gehst. An den Halbfeiertagen soll man sich so viel als möglich unschuldige Vergnügungen gewähren. Du hast, liebes Kind, in den Vorbereitungen zum Feste so fleißig und emsig gearbeitet, daß Dir eine Erholung noththut.“

„„Ich bitte Dich, liebe Mutter, laß mich zu Hause.““

„Und warum willst Du nicht mit mir gehen? Das Frühlingswetter ist so schön und einladend. Früher warst Du immer froh und glücklich, wenn ich Dich zu einem Spaziergang aufforderte. Mein liebes Kind, Du bist nicht mehr die fröhliche Hulda

von ehedem, die mich so oft durch ihren Frohsinn erheiterte und die schweren Sorgen von meiner Stirne scheuchte. Ich fürchte, der Gedanke an den Lebensretter Deines Bruders raubt Dir Ruhe und Frohsinn."

„„Meine geliebte Mutter, Du hast immer in meinem Herzen gelesen, wie in einem offenen Buche. Ja, ich muß es gestehen, ich denke mehr an Herrn Weiland, als ich selbst es für recht halte. Vergebens bemühe ich mich, meiner Gefühle Herr zu werden. Die letzten Worte, die er an Dich richtete, haben in mir die thörichte Hoffnung geweckt, daß er Jude werden wolle. Ach, ich bin ein thörichtes Kind!""

Es wurde an die Thüre geklopft, und der Lohndiener eines Gasthofes trat herein.

„Bin ich hier recht bei Frau Wittwe Wolf?" fragte derselbe.

Als Frau Wolf zustimmend nickte, überreichte ihr der Lohndiener einen Brief.

Frau Wolf nahm den Brief; in dem Brief lag eine Karte, und auf dieser stand zu lesen:

Herr Heinrich Wertheimer bittet Frau Wolf, ihm zu gestatten, ihr die letzten Grüße des Herrn Paul Weiland bestellen zu dürfen. Durch den Ueberbringer wollen Sie gefälligst die Stunde bestimmen, in welcher der Obengenannte bei Ihnen vorsprechen darf."

Frau Wolf erschrak nicht wenig, als sie diese Zeilen las. Was sollte das heißen: die letzten Grüße? War Paul Weiland gestorben? oder war er bei seinem beabsichtigten Uebertritte zum Judenthum auf Schwierigkeiten gestoßen und wollte jetzt durch einen Fremden jede Verbindung mit der Familie Wolf abbrechen lassen? — Vor Allem durfte ihre Tochter diese sonderbare Karte nicht lesen. Frau Wolf steckte dieselbe sofort in die

Tasche und sagte dem Lohndiener, daß sie Herrn Wertheimer ersuchen lasse, ihr sobald als möglich die Ehre seines Besuches zu schenken.

„„Mutter,““ rief Hulda, als der Lohndiener sich entfernt hatte, „„was ist Dir, Du bist ganz blaß geworden! Du hast doch keine schlimme Nachrichten erhalten?““

„Es ist nichts,“ antwortete Frau Wolf. „Ein Herr Wertheimer, ein Freund des Herrn Weiland, will uns besuchen.“

Jetzt war die Reihe zu erblassen an Hulda. Ein Freund des Herrn Weiland! Was konnte der für Nachrichten bringen? Um ihre Erregung zu verbergen, trat sie an das Fenster und schaute auf die belebte Straße hinab. Die Mutter ließ sie gewähren; auch sie wurde von einer schrecklichen Unruhe gepeinigt.

Hulda bemerkte nichts von all dem Getriebe unter ihrem Fenster; sie hörte nicht die Rufe der Händler, das Feilschen der Käufer; sie hörte auch nicht, wie ein Wagen die Straße heranrollte. Erst als der Wagen vor dem Hause, dicht unter ihrem Fenster, hielt, wurde sie aufmerksam auf denselben und bemerkte den Aussteigenden, der dem Droschkenkutscher den Fahrlohn zu geben im Begriffe stand. Auch Frau Wolf trat ans Fenster und kam gerade recht, ihre wankende Tochter, die mit dem Ausrufe: „Herr Weiland!“ in das Zimmer zurückschwankte, in ihren Armen aufzufangen.

Schon hörte man eilige Männertritte die Treppe heraufstürmen. Dann wurde die Thüre aufgerissen und Heinrich stürzte herein.

„Herr Weiland!“ riefen Mutter und Tochter wie aus einem Munde. Heinrich aber schrie:

„Paul Weiland ist todt, oder hat vielmehr niemals gelebt. Ich heiße Heinrich Wertheimer, bin als Jude geboren und will als solcher leben

und sterben, als frommer, strenggläubiger, gesetzestreuer Jude!"

Wer malt das Erstaunen der Frau Wolf und ihrer Tochter!

Heinrich mußte erzählen, wie Alles gekommen und wie sich Alles gestaltet hatte. Wir können diese Erzählung unsern Lesern ersparen, da ihnen ja bereits alle näheren Umstände bekannt sind: Nur das wollen wir hinzufügen, daß Heinrich vor dem Pesachfeste bei seiner Reise von Italien Hamburg nicht mehr zu erreichen vermochte; er war daher die vorderen Tage des Festes in Prag geblieben und hatte dort von seinem Vater und Großvater so viel als möglich zu erfahren gesucht; nach Ausgang des zweiten Festtages war er mit dem Courirzuge nach Hamburg geeilt und vor einer Stunde angekommen.

Unterdeß war es Mittag geworden, Aron Wolf kam aus dem Geschäfte nach Hause und begrüßte seinen Lebensretter mit der größten Freude und Herzlichkeit. Frau Wolf deckte den Tisch, und mit inniger Herzenswonne bemerkte Hulda, wie Heinrich sich die Hände wusch, und „Moze machte", wie wenn er als gesetzestreuer Jude erzogen worden wäre. Daß Heinrich als glücklicher Bräutigam am Abende desselben Tages das Haus der Frau Wolf verließ, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Wenn man mit dem Dampfboote von Mainz nach Cöln fährt, so haftet der Blick vielfach an prachtvollen Landhäusern, welche namentlich das rechte Ufer des Stromes schmücken. Eines derselben liegt hart am Rhein; über das schöne Herrschaftshaus hinausragen sieht man die mächtigen Bäume des Parks, der sich unmittelbar an die Rückseite der Villa anschließt. Dazu gehören viele hundert Morgen Aecker und Weinberge; gegenüber

dem Herrenhause erheben sich solid gebaute Wirthschaftsgebäude; die Ställe sind gefüllt mit edlen Pferden, mit Ochsen, Kühen und Schafen; ein Hühnerhof ist reich bevölkert mit allerhand Geflügel; geräumige Keller dehnen sich unter den Gebäuden; sie sind gefüllt mit vorzüglichen Weinen; auf den Speichern lagern reiche Vorräthe an Weizen und Roggen, an Hafer und Gerste, an Nüssen und andern Früchten. Von den Fenstern des Herrenhauses aus bietet sich eine entzückende Aussicht auf den belebten Strom und auf die fernen Berge, die den Horizont bekränzen. Es war am Abend des 18. Ijar, am 33. Tage im Omer, als sich in dem großen Saale des Schlößchens eine zahlreiche Gesellschaft, nur aus Männern bestehend, eingefunden hatte. Es wurde „gelernt.“ Heinrich Wertheimer weihte nach altjüdischer Sitte das Besitzthum ein, welches er käuflich erworben hatte. Wenige Wochen nachher führte er seine junge Frau in sein neues Haus ein. Heinrich hatte sich entschlossen, Landwirth zu werden. Seine Schwiegermutter zog mit der Tochter. Dem Schwager hatte Heinrich eine größere Summe Geldes zur Verfügung gestellt, mit deren Hilfe er sich in Hamburg ein Geschäft gründete.

Am Hochzeitstage kam ein Beglückwünschungstelegramm aus Quesisana in Süditalien. Es war von der Fürstin Montevecchio; ihre düsteren Ahnungen waren nicht in Erfüllung gegangen; sie hatte sich erholt und sah in Quesisana ihrer vollkommenen Genesung entgegen.

Drei Jahre waren seit den erzählten Ereignissen verflossen. Heinrich Wertheimer und die Seinen erfreuten sich des reinsten und schönsten Glückes. Nur der Gedanke an seine Mutter beschäftigte ihn manchmal in betrübender Weise.

Da meldete ihm ein Telegramm, daß der Fürst Montevecchio in Folge eines Schlaganfalls gestorben sei. Heinrich reiste sofort nach Italien ab.

Fürst Montevecchio wurde unter großem Gepränge zu seinen Vätern bestattet. Seine Güter und Schlösser fielen seinen Verwandten zu; in seinem Testamente hatte er seiner Wittwe ein bedeutendes, standesgemäßes Einkommen auf Lebenszeit ausgesetzt; als Wittwensitz war ihr eine am Comer-See gelegene Villa bestimmt.

Nachdem alle Angelegenheiten geordnet waren, wollte sich Heinrich von seiner Mutter verabschieden und nach Deutschland zurückkehren.

„Mein Sohn," sagte Josephine, „bleibe noch eine kurze Zeit hier, und nimm mich dann mit nach Deutschland; ich sehne mich darnach, Deine Frau und Deine Kinder kennen zu lernen. Doch habe ich eine Bitte an Dich: Führe mich bei Deiner Umgebung nur als Frau Wertheimer ein. Da ich wieder Jüdin werden will, so habe ich kein Anrecht mehr auf den Fürstentitel."

Heinrich fühlte sich durch diesen Entschluß seiner Mutter hochbeglückt. Acht Tage nachher führte er seine Mutter in sein Haus ein.

Eines Tages erschien Heinrich bei dem Rabbiner, den er einst zu Rathe gezogen, als er den Entschluß gefaßt hatte, zum Judenthum überzutreten. Er berichtete ihm alle die Begebenheiten, die sich seit jener Zeit ereignet hatten.

„„Herr Rabbiner,"" sagte er, nachdem er seine Erzählung beendet hatte, „„meine Mutter findet keine Ruhe in meinem Hause. Sie will büßen dafür, daß sie das Judenthum verleugnet und viele Jahre in unjüdischer Weise gelebt hat. Sie ist mit mir hierhergekommen, um Sie zu bitten, ihr eine Buße aufzulegen. Erlauben Sie, daß ich sie zu Ihnen führe?""

„Gewiß,“ antwortete der Rabbiner. „Ich finde den Wunsch Ihrer Frau Mutter, auch äußerlich durch Werke der Buße ihre Rückkehr zu documentiren, vollkommen berechtigt.“

„„Erlauben Sie mir, Herr Rabbiner, Sie zu bitten, in dieser Angelegenheit die angegriffene Gesundheit meiner Mutter zu berücksichtigen, und nicht zu viel von ihr zu verlangen.““

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr, ich werde andere Dinge anordnen als Fasten und Kasteiungen.“

Heinrich ging, um seine Mutter zu holen. Er führte dieselbe in das Haus des Rabbiners und entfernte sich wieder, um nicht Zeuge der Demüthigung seiner Mutter zu sein.

„Gnädige Frau,“ redete der Rabbiner die Eintretende an, nachdem er sie aufgefordert hatte, sich zu setzen, „Ihr Herrn Sohn hat mir bereits Ihr Anliegen mitgetheilt, und ich habe ihm gesagt, daß ich Ihren Wunsch für vollkommen berechtigt halte. Aber ich bin nicht der Ansicht, daß Sie durch schwere Bußübungen Ihre Gesundheit erschüttern und Ihr Leben verkürzen. Ich will Ihnen einen andern Vorschlag machen. Verwenden Sie von Ihrem großen Einkommen so wenig als möglich für sich. Das Uebrige aber mögen Sie dazu bestimmen, daß solche Juden und Jüdinnen, welche aus Noth den Missionären in die Arme getrieben werden, gerettet, und vor dem Uebertritte bewahrt bleiben. Ich möchte Ihnen rathen, zu diesem Zwecke Ihren Wohnsitz in London zu nehmen. Der dortige Oberrabbiner und dessen Gemahlin werden gern bereit sein, Ihnen zu helfen, dieses schöne Vorhaben auszuführen. Sie werden die Vergangenheit am Besten dadurch sühnen, daß Sie Andere vor dem Vergehen schützen, welches jetzt Ihr Gewissen belastet.“

„Ich danke Ihnen, Herr Rabbiner," entgegnete Josephine. „Ihr Rath ist gut und einleuchtend; ich werde demselben Folge leisten. Freilich wird die Trennung von den Meinigen mir schwer werden. Möge auch dieser Schmerz zur Sühne meiner Vergehen beitragen."

Josephine hat diesen Entschluß zur That gemacht. Sie wohnt in London und ist ein eifriges Mitglied derjenigen jüdischen Vereine, welche es sich zur Aufgabe machen, den Bestrebungen der Missionäre entgegen zu wirken. Es ist nicht zu befürchten, daß jetzt noch Gegenströmungen ihr oder ihrem Sohne gefährlich werden.

Das Verhältniß des Grafen Perleberg zu seinem ehemaligen Pflegesohn ist das beste geblieben; im vorigen Sommer war die gräfliche Familie vier Wochen lang auf der Villa am Rheinufer zum Besuch. — Prinzessin Melanie von Waldshut-Rimbach ist noch unvermählt.

Vor hundert Jahren.*)

Ein Bild aus der alten Berliner israelitischen Gemeinde.

I.

Auf einer Wiese in der Nähe von Dessau hatten sich zwei junge Leute niedergelassen, die sich eifrig mit einander unterhielten. Beide waren Gehilfen eines Pferdehändlers aus Dessau. Der Aeltere, Namens David, mochte etwa 18 Jahre zählen; sein Gefährte, Daniel hieß er, war um 2 Jahre jünger.

„Ich sage Dir, David," so ließ sich Daniel vernehmen, „ich habe dieses Leben satt, ich bleibe nicht länger bei unserem Prinzipal. Man bringt es da zu Nichts und hat auch nicht Aussicht, etwas zu erringen; ich gehe fort."

„„Und wohin wolltest Du Dich wenden?"" fragte sein Gefährte.

„Ich gehe nach Berlin; da bietet sich vielleicht Aussicht für einen jungen, strebsamen Mann, sich vorwärts zu bringen."

„„Nun, mir gefällt es nicht so übel; ich bleibe im Geschäft. Mir macht es Freude, mit Pferden zu hantieren. Es gibt doch nichts Schöneres unter allen Geschöpfen Gottes — den Menschen natürlich ausgenommen — als ein schönes, edles,

*) Nachdruck verboten; Uebersetzungsrecht vorbehalten.

stolzes Pferd. Und dann hat man auch Aussicht, etwas zu erübrigen. Wenn ein Cavalier ein schönes Pferd kauft, so fällt auch für den Gehilfen des Roßtäuschers ein erkleckliches Trinkgeld ab. Gestern führte ich, wie Du weißt, die zwei Rappen auf das Gut des Barons von Wiesengrund. Er schenkte mir einen doppelten Dukaten und noch obendrein dieses Federmesser.""

Bei diesen Worten zog David ein prachtvolles Federmesser aus der Tasche. Der Stil war von Horn, zierlich mit Perlemutter ausgelegt. David zog die feinen Stahlklingen aus, die in der Sonne gar herrlich glänzten. Da war eine größere Klinge und zwei kleine, ferner ein Pfropfenzieher, ein Radirmesser und ein Papierglätter

„Welch' ein schönes Messer!" rief Daniel. „Das ist gewiß zwei Thaler und noch mehr werth. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich ein solches Messer besäße!"

„„Nun, so kaufe es mir ab. Gibst Du mir zwei Thaler, so soll es Dir gehören.""

„Ja, wenn ich zwei Thaler hätte, so würde ich nicht einen Augenblick zögern, Dir das Messer abzukaufen. Allein meine ganze Baarschaft besteht in fünf Groschen."

David klappte die Klingen wieder zu und machte Miene, das Messer, welches Daniel mit begehrlichen Blicken betrachtete, wieder in die Tasche zu stecken. Daniel erfaßte seinen Arm.

„Verkaufe mir das Messer," sagte er. „Wir wollen ein Geschäft für die Zukunft abschließen. Gib mir das Messer, und ich gebe Dir heute übers Jahr fünf Thaler dafür."

„„Närrchen,"" entgegnete David lachend, „„Du willst doch nach Berlin! Soll ich etwa über's Jahr nach Berlin kommen und die fünf Thaler abholen, oder willst Du mich etwa in der weiten Welt auf-

suchen, in Hannover, in Ostfriesland, in Schlesien oder in Pommern, wohin mich gerade das Geschäft führt, und mir die fünf Thaler bringen? Der mir von Dir in Aussicht gestellte Gewinn ist zu klein, als daß ich deßwegen auf mein Messer verzichten sollte.""

„So will ich Dir einen andern Vorschlag machen. Alles Geld, welches ich mehr erwerben werde als zehntausend Thaler soll Dir gehören."

„„Der zweite Vorschlag ist noch thörichter als der erste. Wieso soll ein armer Junge, wie Du bist, mehr als zehntausend Thaler erwerben? Weil Du aber immer ein guter Junge gewesen bist und wir uns bald trennen werden, so will ich darauf eingehen. Hier hast Du das Messer.""

Voll Freude ergriff Daniel das ihm dargebotene Prachtstück. Dann umarmte und küßte er seinen Freund und rief:

„Du sollst sehen, David, Du hast ein gutes Geschäft gemacht. Wenn ich einmal ein reicher Mann bin, so lasse ich Dich kommen und gebe Dir Alles, was ich mehr besitze als zehntausend Thaler. Ich habe dann doch noch genug. Mit zehntausend Thalern, denke ich, kann man zufrieden sein."

„„Das wollte ich meinen,"" sagte David lachend. „„Unsere Owauß Awoßenu haben keine zehntausend Thaler gehabt.""

Wenige Wochen nach diesem Gespräche führte der junge Daniel Itzig seinen Vorsatz aus und ging nach Berlin. Nach vielen Mühen und vergeblichen Anstrengungen fand er endlich in einem größeren Geschäfte eine Stelle als Ausläufer. Daniel war der Sohn armer Eltern und dazu noch früh verwaist. So war er ohne jeglichen Unterricht aufgewachsen und hatte schon als kleiner Knabe hart arbeiten müssen, um seinen Lebensun-

terhalt zu erringen. Hier in Berlin suchte er nun so viel Kenntnisse als möglich zu erwerben. Jeden Groschen, den er ersparte, verwandte er auf Privatunterricht; jede freie Stunde brachte er mit Lernen zu. Unter vielen Mühen lernte er Hebräisch-Lesen- und Schreiben, auch etwas Rechnen. Jetzt besaß er die Kenntnisse, welche in damaliger Zeit ein jüdischer, ungelehrter, junger Mann zu besitzen pflegte. Allein Daniels Ehrgeiz ging weiter. In dem Geschäfte, in welchem er diente, gab es mehrere Comptoiristen, welche die Bücher führten und die Correspondenz besorgten. Daniels heißester Wunsch war, aus der untergeordneten Stellung eines Ausläufers zu der geachteten eines Buchhalters überzugehen. Er wendete sich an einen armen Candidaten der Theologie, der sich denn auch bereit finden ließ, gegen geringes Honorar den strebsamen Jüngling in allerlei Kenntnissen zu unterrichten. Bald vermochte Daniel deutsche Bücher zu lesen und einen fehlerfreien Brief in fester, kaufmännischer Handschrift zu schreiben. Die größten Schwierigkeiten waren jetzt überwunden, und der Weg zum Glück war nunmehr geebnet. Daniel beschritt diesen Weg mit Riesenschritten. Nachdem er wenige Jahre als Buchhalter fungirt hatte, heirathete er ein wohlhabendes Mädchen, gründete ein Bank- und Geldwechselgeschäft und ward in kurzer Zeit eins der wohlhabendsten Mitglieder der durch großen Reichthum ausgezeichneten israelitischen Gemeinde zu Berlin. Rabbi Daniel Itzig, so nannte man ihn jetzt, blieb aber stets ein einfacher, braver, frommer, streng rechtlicher Mann, den sein Glück nicht übermüthig machte. Sein Geschäft dehnte sich immer mehr aus, seine Reichthümer häuften sich von Tag zu Tag. Er erwarb ein schönes, großes Haus in der Stadt und ein prachtvolles Landhaus mit

großem parkähnlichen Garten an der Schönhauser Straße, wo er den Sommer über mit seiner Familie lebte. Sein Familienleben war ein äußerst glückliches; seine Söhne und Töchter gehörten zu den gebildetsten, wohlerzogensten jungen Männern und Damen zu Berlin. Zwei seiner Töchter heiratheten die ersten jüdischen Barone, sie wurden die Frauen der miteinander associirten Freiherren von Arnstein und von Eskeles in Wien. Als der Erzähler dieser Geschichte vor länger als einem Vierteljahrhundert in Berlin studirte, lebte noch eine Tochter Rabbi Daniel Itzig's, die kinderlose Wittwe, Frau Sara Levi, deren Haus noch damals der Mittelpunkt der gelehrten und gebildeten Kreise Berlins war. Professor Heise, der berühmte Verfasser einer deutschen Grammatik, der Vater des Dichters Paul Heise, fungirte in ihrem Hause als Vorleser. Die alte Dame zeichnete sich durch schrankenlose Wohlthätigkeit aus und stand auch beim Könige Friedrich Wilhelm IV. im hohen Ansehen. Ihr Haus gehörte zu denjenigen, die wegen Erbauung des neuen Museums niedergerissen werden sollten. Als sie sich weigerte, es zu verkaufen, trat das Expropriations-Verfahren ein. Da fuhr die alte Dame zum Könige und bat, daß man sie in dem alten Hause, in welchem sie länger als 60 Jahre viel Freude erlebt und viel Leid erduldet, unbehindert wohnen lassen möge, bis man sie hinaustrage auf die Ruhestätte der Todten; dann wollte sie ihr Haus unentgeltlich dem Staate überlassen. Der König gewährte ihre Bitte, und das neue Museum konnte erst nach dem Tode der Frau Levi vollendet werden. Ihr großes Vermögen hinterließ sie wohlthätigen Stiftungen.

Kehren wir zu unserer Geschichte zurück. Wiewohl Rabbi Daniel Itzig ein Ungelehrter war, so liebte er doch unsere heilige Gotteslehre mit heißer

Liebe. Er besoldete einen Rabbi, der in seinem Hause eifrig dem Thorastudium obliegen mußte. Es war dies der später so berühmt gewordene Rabbi Joseph Theomim, später Rabbiner zu Frankfurt an der Oder, und Verfasser des großen Werkes Pri Megadim. —

Im Hause Rabbi Daniels verkehrte die vornehmste Berliner Gesellschaft, selbst Prinzen und Prinzessinnen erschienen dort; Prinz Louis Ferdinand, ein Vetter des Königs, welcher später in der Schlacht bei Jena den Heldentod fand, war dort ein häufiger und gern gesehener Gast. Trotz dieses hervorragenden Umgangs blieben Rabbi Daniel und die Seinen schlichte und einfache Leute. Die Töchter des Hauses durften nicht einmal Juwelenschmuck tragen. Daß Rabbi Daniel auch in der israelitischen Gemeinde eine bevorzugte Stellung einnahm, brauchen wir nicht erst zu erwähnen. Er war der erste Vorsteher und hatte den größten Einfluß bei Allem, was in der Gemeinde vorging. Er hatte es durchgesetzt, daß der große Rabbi Hirschel, von dem wir später noch erzählen werden, von Mannheim nach Berlin als Rabbiner war berufen worden. Es ist selbstverständlich, daß Rabbi Daniel Itzig sich durch große Wohlthätigkeit auszeichnete. Aber eine Schwäche hatte er; er durfte nicht daran erinnert werden, daß er ehedem der Gehilfe eines Pferdehändlers gewesen war. Einst hatte ihm das sein College im Vorstande, Rabbi Lippmann Mayer Wluf, in wegwerfender Weise vorgeworfen und hatte sich dadurch Rabbi Daniels unversöhnliche Feindschaft zugezogen. Rabbi Lippmann Mayer Wulf, der Großvater des berühmten Componisten Mayerbeer, war ebenfalls einer der reichsten Männer Berlins, vielleicht noch reicher als Rabbi Daniel Itzig. Auch er hatte seine colossalen Reichthümer selbst erworben. Er

vertraute blindlings auf sein beispielloses Glück. Einst hatte er einen Lieferungsvertrag mit dem Könige Friedrich, dem Großen, abgeschlossen. Damals lebte in Berlin ein großer Rechenkünstler, Namens Mayer Hirsch, wenn wir nicht irren, der Großvater des bekannten Arithmetikers, gleichen Namens; zu ihm brachte Rabbi Lippmann Maier Wulf die betreffenden Papiere und ersuchte ihn, auszurechnen, wie sich das abgeschlossene Geschäft gestalten würde. Es war Nachmittags 4 Uhr. Maier Hirsch setzte sich hin und rechnete und rechnete bis Nachts 2 Uhr. Dann ergriff er seinen rothen Regenschirm — es war eine regnerische Novembernacht — eilte nach dem Wulf'schen Hause, Ecke der neuen Friedrichsstraße und Königsstraße, und zog ungestühm die Schelle. Nicht lange, so erschien Wulf am Fenster.

„Wer ist da?" rief er hinab.

„„Ich bin's.""

„Wer ich?"

„„Maier Hirsch.""

„Was wollt Ihr?"

„„Rabbi Lippmann, ich bin eben mit der Rechnung fertig geworden und habe ausgerechnet, daß Ihr an dem Geschäft 98,765 Thaler und 17 Groschen verlieren werdet.""

„Habt Ihr auch mein Masel mitgerechnet?"

„„Nein.""

„So geht heim und legt Euch schlafen."

Rabbi Lippmann hatte Recht gehabt; die Conjuncturen gestalteten sich so günstig, daß er viele Hunderttausende bei dem Geschäfte gewann.

Hatte nun auch Rabbi Lippmann seine großen Reichthümer selbst erworben, so war er doch der Sohn wohlhabender Eltern gewesen und hatte in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung genossen. In Folge dessen schaute er stolz auf Rabbi Daniel

Itzig herab. Bei der Rabbinerwahl waren die Beiden hart aneinander gerathen. Rabbi Lippmann war für die Berufung des Breslauer Rabbiners, Rabbi Gedaliah Tiktin, des Urgroßvaters des jetzigen Breslauer Rabbinen gleichen Namens, gewesen. Rabbi Daniel hatte die Berufung des Mannheimer Rabbinen durchgesetzt. In der Hitze des Disputs hatte Rabbi Lippmann gerufen: „Was wollt Ihr, Ihr Roßkamm!“ — Dies Wort verzieh ihm Rabbi Daniel Itzig niemals.

II.

Der Jugendfreund Rabbi Daniel Itzigs, welcher mit ihm bei dem Pferdehändler in Dessau gedient hatte, war noch einige Jahre bei seinem Principale geblieben und hatte sich ein ganz ansehnliches Sümmchen erspart. Dann war David Wreschner in seine Heimath, nach Märkisch-Friedland, zurückgekehrt, hatte ein Weib genommen und hatte sich in seiner Vaterstadt als Handelsmann niedergelassen. Sein Geschäft war ein höchst mannigfaltiges; er kaufte und verkaufte Alles, was nur zu kaufen und verkaufen war. Pferde und getragene Kleider, Ochsen und Schafwolle, goldene Uhren und Schweineborsten, Juwelen und Ziegenfelle, Pferdehaare und Fuchsbälge und was sonst noch in das vielumfassende Geschäft eines Händlers hineinpaßte. Aber trotz dieser großen Handelsthätigkeit wollte ihm das Glück nicht lächeln. Seine Frau hatte hintereinander viele schwere Geburten, die Kinder starben in frühen Jahren, und Arzt und Apotheker erhielten die Ersparnisse Davids. Sein Haar fing an grau zu werden, schon stellten sich die Spuren des Alters ein, und David hatte es trotz Fleiß und Sparsamkeit zu nichts

gebracht. Von allen seinen Kindern war ihm nur eine spätgeborne Tochter am Leben geblieben. Diese war jetzt herangewachsen, und die Versorgung derselben bereitete ihm und seiner kränkelnden Frau viele schlaflose Nächte.

Es war an einem Sabbat-Nachmittage. David Wreschner hatte sein Mittagsschläfchen beendet, seine Hornbrille aufgesetzt und war im Begriff, die Pirke Aboth zu lesen, als an die Thüre geklopft wurde und der Nachbar, Rabbi Bär Kuttner, eintrat.

„Scholaum Alechem, Rabbi Bär," rief ihm David entgegen, „das ist schön, daß Ihr uns einmal besucht! Perl, Klärchen, kommt herein, der Nachbar Rabbi Bär ist da, er wird uns von Berlin erzählen!"

Frau und Tochter kamen herein und begrüßten den Gast.

„Ihr seid in Berlin gewesen, Rabbi Bär," sagte Klärchen, „o, wie beneide ich Euch! Wie sehne ich mich darnach, die große Stadt einmal zu sehen!"

„Nun," antwortete Rabbi Bär, „vielleicht kömmt einer aus Berlin und holt Dich."

Klärchen schlug die Augen nieder; David und Perl ließen tiefe Seufzer vernehmen.

„Ich war nicht allein in Berlin," fuhr Rabbi Bär zu reden fort, „ich war auch in Potsdam. Das ist noch schöner als Berlin. Da hat unser Meilech*) Schlösser und Paläste erbaut und Gärten angelegt, wie man nichts Schöneres sehen kann. Und das Merkwürdigste, was man in Potsdam sehen kann, ist unser Meilech selber, Friedrich der Einzige, der große Kriegsheld."

*) König.

„Und Ihr habt den König gesehen?“ fragte David, und mit Spannung blickten die Frauen auf den Mann, der da behauptete, das Wunder der damaligen Zeit, den Helden des siebenjährigen Krieges, gesehen zu haben.

„Wie heißt,“ rief Rabbi Bär Kuttner, „wie heißt, gesehen? Gesprochen hat er mit mir, wie ich mit Euch spreche!“

„„Was,““ fragte David ungläubig, „„der König hat mich Euch gesprochen?““

„Laßt Euch erzählen,“ entgegnete Rabbi Bär Kuttner. „In Potsdam hat unser Meilech viele schöne Schlösser erbauen lassen. Eins davon heißt Sans-soucie, zu deutsch „ohne Sorge.“ Das ist ein Schloß, sage ich Euch, schöner und größer als irgend eins in der ganzen Welt, und ein Garten ist dabei, ein Parrech [1]) nennen sie ihn — ich weiß nicht, wie man einen so schönen Garten Parrech heißen kann — ein Garten sage ich Euch, wie es Schöneres nichts gibt in der ganzen Welt. Da sind Bäume und Büsche, die sind künstlich geschnitten, so daß sie aussehen, wie allerlei Figuren und spitze Thürme, beinahe wie die Zuckerhüte, Pyramiden heißen sie es; da gibts Blumen, die verbreiten einen Reach [2]), wenn die ganze Kille ihre Beßomimbüchsen zusammenschütten würde, und alle Weiber ihre Jomkippur-Riechfläschchen dazu, so wird es nicht einen solchen Reach geben. Der Garten würde noch größer und schöner geworden sein; da ist aber ein Chattes [3]) von Müller, der sich geweigert hat, seine Mühle herzugeben, als der Meilech sie ihm abkaufen wollte.“

---

1) Park.
2) Duft.
3) Eigentlich Sünder; hier soviel wie grober, unartiger Mensch.

„„Was Ihr da sagt,““, rief Perl verwundert aus. „„Warum hat ihm der König die Mühle nicht mit Gewalt hinweggenommen? Ist solch eine Mühle vielleicht schwerer zu erobern als das schlesische Land, welches der König genommen und festgehalten hat?““

„Ihr redet, wie Ihr es versteht, Frau Perl,“ sagte Rabbi Bär mit der Miene der Ueberlegenheit. „Unser Meilech ist ein sehr braver, rechtschaffener Mensch, kein König Achaw, der den Nowauß aus Jisreel hat umbringen lassen, weil er sich weigerte, seinen Weinberg dem Könige zu verkaufen. Unser Meilech ist ein großer Mann und ist auch gut gegen uns Jehudim. Rabbi Daniel Itzig und Rabbi Lippmann Mayer Wulff sind hochangesehen bei ihm und haben, als sie noch keine Sonim [1]) waren, gar manches große Geschäft gemeinschaftlich mit dem Könige gemacht. Doch ich wollte Euch erzählen, wie es gekommen ist, daß der Meilech zu mir gesprochen hat. Unser guter König hat erlaubt, daß jeder Fremde den Garten besuchen darf, nur ein Stück des Gartens hat er für sich allein behalten; da darf kein Fremder hinein. Ich habe das nicht gewußt. Es steht zwar angeschrieben; aber ich kann doch kein Galches [2]) lainen. Als ich nun so in dem Garten spazieren ging, und die Bäume und die Blumen und die Springbrunnen und die steinerne Puppen betrachtete, da kommt auf einmal der Meilech zu gehen, ganz allein. Ich gehe gleich auf ihn zu und will Brochoh machen. Kaum sieht er mich, so hebt er seinen Krückstock gegen mich auf, und schreit: „Fort da, fort da!“ So hat der Meilech zu mir gesprochen.“

1) Feinde.
2) Deutsche Schrift lesen.

„Und seid Ihr gleich fortgegangen?“ fragte David.

„Ich war glücklicherweise mit der Brochoh schon fertig, da nahm ich meinen Hut ab, verbeugte mich und sprach: Gnädigster Herr König ..... Da schrie er: Wenn Er nicht gleich geht, so lasse ich Ihn hinausschmeißen. — Schon kamen auch die Bedienten gerannt, ich aber lief, was ich laufen konnte. — Jungfer Klärchen, willst Du nicht einen Besuch machen in der Nachbarschaft? Ich habe mit Deinen Eltern zu reden.“

Klärchen verließ erröthend das Zimmer. Ob sie wohl wußte, was Rabbi Bär mit ihren Eltern zu reden hatte?

Kaum hatte die Thüre sich hinter Klärchen geschlossen, als Rabbi Bär zu reden fortfuhr:

„Ihr wißt, meine lieben Freunde, daß wir am Freitag Abend, jetzt nicht, aber im Winter, in Semires singen: „Leschadech Habonauß.“ Mein Sohn Abraham hat den Narren gefressen in Euer Klärchen, und quält mich, daß ich mit Euch reden soll. Da ich nun an Wochentagen keine Zeit habe und es doch am Schabbos erlaubt ist, von solchen Dingen zu sprechen, so frage ich Euch, ob Euch der Schidduch paßt und was Ihr Eurer einzigen Tochter mitgebt.“

„„Ob uns der Schidduch recht ist!““ antwortete David. „„Wir, meine Frau und ich, wünschen uns keinen besseren Schwiegersohn als Euren Abraham, und daß die jungen Leuten sich gern haben, wissen wir schon lange. Was aber die Mitgift anbelangt ....““

„Ihr braucht nicht zu reden, Dowid, ich weiß, Ihr seid nebbich ein Gascht*) und könnt Eurer Tochter keine hundert Thaler geben. Mein Abra-

*) Armer Mann.

ham aber ist ein Junge, welcher die besten Partien machen kann. Es sind ihm schon Mädchen angetragen worden mit fünfzehnhundert Thalern, eine sogar, die etwas buckelig ist, mit dreitausend Thalern. Und nun sage ich Euch ein für allemal, wenn Euer Klärchen nicht wenigstens tausend Thaler hat, so gebe ich meine Einwilligung niemals."

„„Aber, Rabbi Bär . . . .""

„Seid stille und laßt mich ausreden. Wie ich da in Berlin war, ist mir ein Gedanke gekommen, solch ein Gedanke, wie ihn dem Menschen manchmal sein guter Maloch eingibt. Ich habe Euch schon erzählt, daß die zwei reichsten Leute in Berlin sich miteinander überworfen haben. Und was meint Ihr, warum? Der Eine hat den Andern einen Roßkamm geschimpft. Ganz Berlin spricht davon. Da habe ich mich denn erkundigt, wieso Rabbi Lippmann Mayer Wulff dazu gekommen ist, den feinsten, reichsten und beliebtesten Mann in ganz Berlin einen Roßkamm zu nennen. Darauf hat man mir erzählt, daß Rabbi Daniel Itzig nicht immer so reich war, sondern, daß er in seiner Jugend Pferdeknecht bei Mendel Roßkamm aus Dessau gewesen sei."

„„Bei Mendel Roßkamm aus Dessau?"" fragte David Wreschner in großer Erregung.

„Bei ebendemselbigen. Da ist mir denn eingefallen, daß mein Nachbar Dowid auch längere Zeit bei Mendel Roßkamm in Diensten gestanden, daß er vielleicht den großen, reichen, berühmten Rabbi Daniel Itzig gut kennt."

„„Ob ich ihn kenne!"" rief David Wreschner. „„Wir waren mehrere Jahre beisammen und waren immer die besten Freunde.""

„Da bestätigt sich also meine Vermuthung. Jetzt will ich Euch sagen, was Ihr thun müßt. Ihr reist nach Berlin, sucht Euren alten Freund

auf und stellt ihm vor, daß Ihr Euer einziges Kind mit dem jungen Mann verheirathen möchtet, den sie gerne hat, daß aber ein Achsor von einem Vater — das bin ich nämlich — nicht in die Heirath willigen will, wenn Ihr Eurer Tochter nicht tausend Thaler mitgebt. Solch ein reicher, vornehmer Mann spricht dann mit ein paar anderen reichen Leuten und die legen dann das Geld zusammen. Glaubt mir, hier in Friedland sind tausend Thaler viel Geld; aber für die reichen Leute in Berlin ist das gar nicht viel, und wenn Ihr solch einen Fürsprecher habt, wie Rabbi Daniel Itzig, so ist das Geld in ein paar Tagen zusammen.

„Mein lieber Rabbi Bär," sagte David traurig, „was verlangt Ihr von mir? Ich habe mein ganzes Leben lang mich redlich ernährt und habe nie eines Menschen Hilfe in Anspruch genommen, selbst wenn es mir recht schlecht ging und ich das Geld nicht aufzubringen wußte, welches ich für Doctor und Apotheker gebrauchte. Gott hat mir immer derart geholfen, daß ich mich redlich und ehrlich durchgebracht habe. Und jetzt auf meine alten Tage soll ich zum Bettler werden?"

„„Das könnt Ihr machen, wie Ihr wollt, Dowid. Meint Ihr denn, es wäre für mich solch ein Chaschiwus, daß mein Abraham ein Mädchen heirathe, welches die Nedan erst geschenkt erhalten muß? Sind wir, ich und mein Abraham, nicht zu stolz, solches Geld zu nehmen, so braucht auch Ihr nicht so stolz zu sein, Euch darum zu bemühen. Uebrigens macht's, wie Ihr wollt. Mir ist es auch lieber, wenn aus diesem Schidduch nichts wird und mein Abraham eines reichen Mannes Tochter heirathet. Kriegen kann er deren gen g. Sind ihm doch schon Mädchen mit fünfzehnhundert Thalern angetragen! eine sogar, etwas buckelig, mit

dreitausend Thalern. Wenn der Junge nicht in Eure Tochter vernarrt wäre, so müßte er die nehmen. Und da ich Euch so gute Conditionen stelle, kommt Ihr mit Eurem Bettelstolze! Niemals gebe ich meine Einwilligung, wenn Ihr die tausend Thaler nicht aufzählt. Gut Schabbes!"

Zornig ging er von dannen.

Betrübt und traurig blieben David und seine Frau zurück. Perl wagte es nicht, ihren Mann zu bitten, die schwere Reise nach Berlin anzutreten. Als nachher Klärchen nach Hause kam und ihr die Eltern erzählten, was Rabbi Bär Kuttner gesagt hatte, da bat auch sie ihren Vater nicht, den schweren Schritt für sie zu thun. Aber die stille Trauer von Mutter und Tochter schnitt dem armen David in's Herz. Er beschloß, schon Sonntags die Reise nach Berlin anzutreten.

III.

Auf der Veranda seines prachtvollen Landhauses an der Schönhauser Straße saß Rabbi Daniel Itzig beim Frühstück. Es war ein herrlicher Morgen. Das Landhaus lag in der Mitte eines Gartens; ringsum standen schattige Bäume, in denen die Vögel zwitscherten; herrliche Blumen erquickten das Auge; eine Fontaine sandte ihre Wasserstrahlen empor, welche angenehme Kühlung verbreiteten. Rabbi Daniel hatte den Simchas Nephesch vor sich, in welchem er eifrig las, während er die Chocolade schlürfte. Rabbi Daniel befand sich in sehr heiterer Stimmung. In der Woche zuvor hatte sich eine seiner Töchter mit dem bekannten David Friedländer verheirathet.

David Friedländer gehörte der sogenannten Mendelssohn'schen Schule an. Von dem großen

Kreise jüdischer Gelehrter, welche sich die Schüler des großen Philosophen nannten, war David Friedländer einer der Wenigen, die wirklich den Unterricht Mendelssohns genossen hatten. Er hatte den Vorlesungen anwohnen dürfen, die Mendelssohn für seinen Sohn und einige gleichalterige junge Männer gehalten und die später unter dem Titel „Morgenstunden" publicirt wurden.

Auch in das Judenthum war die Gährung des Zeitalters, welches später in der großen französischen Revolution von 1789 zu so gewaltigem Ausbruche gelangte, eingetreten. Die Jahrhunderte lange Knechtung und Demüthigung der Juden hatte die äußere Form ihres Seins und Wesens vielfach beinträchtigt. Die Umgangssprache der Juden war ein verdorbener Jargon, ein Gemisch aus Deutsch, Hebräisch und noch einigen andern Sprachen. In den Synagogen ging es oft ganz tumultuarisch zu; je lauter der Vorsänger schrie, desto mehr glaubte er zur Andacht zu erwecken. Einst hatte der große König die Berliner Synagoge besucht. Der Vorsänger, davon benachrichtigt, legte die Hand an die Wange, um recht laut singen zu können. Da sagte der König: Der Mann ist gescheidt, der hält sich selber die Ohren zu! — Die Mendelssohnianer — Mendelssohn selbst blieb diesen Bestrebungen durchaus fremd — suchten das Judenthum vom ästhetischen Standpunkte aus zu reformiren. Sie fanden natürlich großen Widerstaud. In den Kämpfen gegen das Althergebrachte gingen sie immer weiter, bis Einige von ihnen zu offenen Feinden und Widersachern des Judenthums wurden, die Vorschriften über die Sabbatfeier, die Speisegesetze und andere wichtige Gebote unserer heiligen Religion vernachlässigten und verletzten. An der Spitze dieser Bewegung stand David Friedländer, der das Judenthum mit Hohn und Spott

verfolgte und zu untergraben suchte. Zur Zeit, als unsere Geschichte sich ereignete, hatte er diese pronocirte Stellung noch nicht eingenommen und beobachtete äußerlich die jüdischen Religionsgesetze. Trotzdem trat seine eigentliche Gesinnung bei mancher Gelegenheit zu Tage. Als er an jenem Sommermorgen seinen Schwiegervater besuchen wollte, suchte er vorher dessen Hausrabbi, den schon erwähnten Rabbi Joseph Theomim auf, um mit ihm zu disputiren.

„Rabbi Joseph," redete er den Bediensteten seines Schwiegervaters an, „ich möchte Sie bitten, mir eine Frage zu beantworten. Zu welchem Zwecke erzählt uns die Thora eigentlich, daß das Kebsweib des Elifaß Thimnah geheißen hat?"

Rabbi Joseph sah den Fragenden von oben bis unten an. Er hatte dessen Gesinnung seit lange durchschaut, und eingedenk der Vorschriften unserer Weisen, daß es wohl geeignet sei, einen nichtjüdischen Gottesläugner zu widerlegen, daß man sich aber mit einem jüdischen Apikaures in keinen Disput einlassen soll, antwortete er:

„Ich bedaure, Herr Friedländer, Ihnen keine Auskunft geben zu können; ich weiß und verstehe von derartigen Dingen nichts."

Auf diese Antwort hin eilte Friedländer in den Garten, wo er seinen Schwiegervater vermuthete.

„Herr Papa," rief er diesem schon von weitem entgegen, „was haben Sie da für einen Menschen im Hause, dem Sie Ihr gutes Geld bezahlen? Ich habe eben diesem Rabbi Joseph ein wenig auf den Zahn gefühlt, ich habe ihm eine Frage aus der Thora vorgelegt, und da hat er denn selbst eingestehen müssen, daß er nichts wisse und nichts verstehe."

„Merkwürdig," sagte Rabbi Daniel, den Simchas Nephesch aus der Hand legend, „merkwürdig, und er ist mir doch von tüchtigen Kennern als großer Lamdon empfohlen worden!"

„„Fragen Sie ihn selbst,"" entgegnete Friedländer. „„Das eigene Geständniß wiegt soviel wie hundert Zeugenaussagen.""

Friedländer entfernte sich, um der Schwiegermama einen guten Morgen zu wünschen; Rabbi Daniel ließ seinen Hausrabbi bitten, zu ihm zu kommen.

„Rabbi Joseph," redete er diesen an, „sagt mir einmal, ist es wahr, daß Ihr eine Frage, welche David Euch vorgelegt hatte, nicht habt beantworten können, daß Ihr selbst die Erklärung abgegeben, Ihr wisset und verstündet nichts? Wofür gebe ich Euch denn fünf Thaler die Woche?"

„„Rabbi Daniel,"" antwortete der künftige Verfasser des weltberühmten Werkes Pri Megadim, „„es ist wahr, ich weiß und verstehe nichts; aber die Versicherung kann ich Euch geben, für fünf Thaler die Woche bin ich Lamdon genug.""

„Ihr seid ein gar bescheidener Mann," entgegnete Rabbi Daniel, „und tüchtige Kenner haben mich versichert, daß Ihr in unserer ganzen Thora Bescheid wisset. Warum habt Ihr meinem David die Auskunft verweigert?"

„„Er hat mir eine Frage vorgelegt, die einst der böse König Menasche an seinen Großvater, den Propheten Jesaias, gerichtet hat. Wie es Menasche nicht darum zu thun war, sich belehren zu lassen, so, fürchte ich, hat Herr Friedländer jene Frage nur deßhalb gestellt, um mich in Streitigkeiten zu verwickeln.""

„Und was ist das für eine Frage?'

„„Warum die Thora zu erzählen nöthig hat, daß Timnah das Kebsweib des Elifas war. Wenn

Ihr es wünscht, Rabbi Daniel — Euch will ich es gern erklären, so gut ich kann.""

„Ich bitte darum!"

„„Timnah war eine Fürstentochter. Unsere Weisen erzählen, daß sie den Wunsch hatte, sich der Familie der Stammväter anzuschließen, aber von diesen zurückgewiesen wurde. Da wurde sie das Kebsweib Elifas, des Sohnes Esaws. Mit ihr zeugte Elifas den Amalek, den Stammvater des Volkes, welches der Erbfeind Israels wurde. Auch Amalek hat seine Aufgabe auf Erden. Wenn Israel sündigt, wenn es durch Wohlleben übermüthig wird, dann feinden die Amaleks es an und bringen es durch Verfolgungen und Leiden zur Buße und Besserung. Unsere heiligen Stammväter waren Propheten. Ihnen war es vor allen Dingen darum zu thun, daß Israel in Heiligkeit und Frömmigkeit seinem Gotte diene. Wenn Timnah eine Bekennerin des einzigen Gottes geworden wäre, so wäre Amalek nicht in die Welt gekommen, dann wäre die Gefahr da, daß Israel in Sünde und Abfall versinken würde, ohne daß es die Anfeindungen seiner Gegner auf den rechten Weg zurückführten. Das aber wünschten unsere heiligen Stammväter nicht. Sie wollten vielmehr, daß Israel in Zeiten des Uebermuths und der Sündhaftigkeit, durch Verfolgungen und Leiden geläutert, stets wieder den Weg zu seinem Vater im Himmel finden möge. Diesen großen Gedanken deutet uns die heilige Schrift an in den Worten: Und Timnah war das Kebsweib des Elifas, des Sohnes Esaws, und sie gebar dem Elifas den Amalek. Timnah, die Schwester des Lotan, des Fürsten von Seïr, hielt sich nicht zu vornehm eine dienende Stellung in dem Hause eines Abrahams-Enkels einzunehmen. — Auch in unserer Zeit ist es nothwendig, sich diesen Gedanken vor Augen zu führen. Es gibt

in unserer Zeit Juden, denen nichts höher gilt, als die Hebung unserer äußeren Stellung. Deßhalb verlangen sie, daß unsere Kinder fremde Wissenschaft erlernen, und daß unsere Synagogen den Bethäusern der Nichtjuden gleichen sollen. Das Studium der Thora wird dadurch vernachlässigt und das innige Band der Frömmigkeit und Gottesfurcht, welches Israel mit seinem Gotte verbindet, wird dadurch gelockert. Den zukünftigen Geschlechtern drohen in Folge dessen große Gefahren. Sie werden sich mischen unter die Völker und deren Thaten lernen. Die Beobachtung der Sabbatruhe, der Speisevorschriften und der Ehegesetze wird dadurch gefährdet werden. Der Druck und die Verfolgungen, die Anfeindung der Amalekiter, haben auch ihr Gutes für Israel gehabt. Sie haben uns immer gezeigt, daß wir keinen andern Helfer haben, als unsern Vater im Himmel."

Rabbi Joseph schwieg, und Rabbi Daniel saß eine Zeit lang nachdenkend da. Dann sagte er:

„Ihr mög't nicht ganz Unrecht haben. Aber warum habt Ihr diese Antwort nicht meinem Schwiegersohne gegeben?"

„„Würde sich Herr Friedländer mit dieser Antwort wohl einverstanden erklärt haben? Würde er nicht tausend Einwendungen dagegen gehabt haben? Hätte ich nicht vielleicht da Ansichten zu hören bekommen, die es mir unmöglich gemacht hätten, mit ihm friedlich zu verkehren? Da bin ich ihm lieber aus dem Wege gegangen, habe jedem Streit vorgebeugt, indem ich erklärte, daß ich von allen diesen Dingen nichts wisse und verstehe. — Hat mir Rabbi Daniel noch sonst etwas zu sagen?""

„Nicht, daß ich wüßte."

„„So will ich zu meinen Studien zurückkehren. Guten Morgen, Rabbi Daniel.""

„Guten Morgen, Rabbi Joseph.“

Rabbi Joseph kehrte in sein Studirzimmer zurück. Schon vor längerer Zeit war ihm die Rabbinerstelle in Frankfurt an der Oder angetragen worden. Er war nicht darauf eingegangen, weil er wünschte, ungestört dem Thorastudium leben zu können. Jetzt war ihm seine Stellung im Hause Rabbi Daniels verleidet. Er schrieb sofort nach Frankfurt und acceptirte den ihm angebotenen Posten.

Unterdeß saß Rabbi Daniel, den Kopf auf die Hand gestützt, auf der Veranda. Seine gute Laune war verflogen. Er fühlte, daß er in David Friedländer keinen Schwiegersohn nach seinem Wunsche gefunden.

„Hätte ich den Jungen vorher so gekannt,“ so sagte er vor sich hin, „so hätte ich ihm meine fromme Fradche nicht gegeben.“

In der That bereitete Friedländers unreligiöses Leben der frommen Tochter Rabbi Daniel Itzigs später viel Herzeleid.

„Siehest Du, Fradche,“ pflegte David Friedländer Freitag Abends, wenn er in später Nachtstunde die Lichter auslöschte, zu seiner Frau zu sagen, „was für einen guten Schidduch Du an mir gethan, Du sparst die Schabbesgoie.“

IV.

Während Rabbi Daniel in trüber Stimmung auf der Veranda saß, trat ein ärmlich gekleideter Mann vor ihn hin.

„Was wollt Ihr?“ herrschte der reiche Mann den Fremden an.

„„Rabbi Daniel,““ sagte der Fremde schüchtern, „„ich habe eine große Bitte an Euch, ich

bin ein armer Mann und habe eine Tochter zu verheirathen. Da möcht ich Euch bitten ....""

„Hier, nehmt!" sagte Rabbi Daniel, dem Fremden einen Thaler reichend.

Der Fremde nahm den Thaler nicht.

„„Ich bin nicht deßhalb gekommen,"" sagte er stammelnd, „„ich wollte ....""

„Nehmt, sage ich Euch noch einmal, ich habe nicht länger Zeit, ich muß fort in das Geschäft."

„„Ich bitte Euch, Rabbi Daniel, hört mich an. Ich heiße David und bin aus Friedland.""

„Ah, ein zweiter David Friedländer! Und da meint Ihr, weil Ihr gerade so heißt, wie mein Schwiegersohn, so dürftet Ihr größere Ansprüche an mich machen."

„„Nicht doch, Rabbi Daniel, ich heiße David Wreschner; ich möchte Euch bitten, mir hier in Berlin behiflich zu sein, daß ich die Nedan für meine Tochter zusammenbringe; ich brauche tausend Thaler ....""

„Ich glaube, Ihr seid ein wenig verdreht im Kopf. Ihr seid ein armer Mann und wollt Eure Tochter ausstatten wie ein Kozin! Belästigt mich nicht mit solchen Thorheiten. Da nehmt Euren Thaler und geht Eurer Wege."

„„Kennt mich denn Rabbi Daniel gar nicht mehr? Waren wir doch einst gute Freunde, als wir zusammen bei Mendel Roßkamm in Dessau ....""

„Ihr seids! Mein alter Kamerad David! Ja freilich, das ist etwas Anderes! Seid mir herzlich willkommen! Ich hätte Euch nimmer wiedererkannt. Freilich, das ist schon lange her, wohl an die vierzig Jahre! Nun setzt Euch daher und frühstückt bei mir!"

Rabbi Daniel zog an der Schelle und befahl dem eintretenden Bedienten, ein Frühstück zu serviren. Bald saßen die Beiden gemüthlich beisam-

men, der große, berühmte Millionär, in dessen Hause königliche Prinzen zu verkehren pflegten, und der arme Händler. Sie hatten sich so viel zu erzählen! Was Alles hatte sich doch in den vierzig Jahren, in welchen sie sich nicht gesehen, ereignet, wie waren doch ihre Wege so weit auseinander gegangen!

„„Ihr hattet immer hochfliegende Pläne,““ sagte David, „„und träumtet Euch schon als reicher Mann, als Euer Vermögen noch keine fünf Groschen betrug. Erinnert Ihr Euch noch, wie Euch mein Federmesser so gut gefiel, Ihr aber nicht das Geld hattet, um es mir abzukaufen?““

„Nein,“ sagte Rabbi Daniel, „ich erinnere mich nicht mehr.“

„O, es war ein schönes Federmesser mit vielen Klingen und einem Pfropfenzieher! Ihr taxirtet es damals auf zwei Thaler; aber, da Ihr so viel Geld nicht besaßet, so versprachet Ihr mir alles Geld, welches Ihr mehr erwerben würdet als zehn tausend Thaler. Ich lachte Euch damals aus, denn ich konnte mir nicht träumen lassen, daß Ihr einmal ein so großes Vermögen erwerben würdet. Trotzdem ging ich darauf ein und gab Euch das Federmesser.““

Während David so sprach, war Rabbi Daniel schneeweiß geworden. Das alte, längstvergessene Ereigniß trat plötzlich hell und klar vor sein geistiges Auge. Jedes Wort, welches der Andere gesprochen, war vollkommen der Wahrheit gemäß. Er hatte sein ganzes colossales Vermögen bis auf die für seine jetzigen Verhältnisse ganz unbedeutende Summe von zehn tausend Thalern für ein Federmesser verkauft. Er war plötzlich ein armer Mann geworden. Das Haus, der Garten, die Möbel, die Juwelen seiner Frau und seiner Töchter, seine Wagen, seine Pferde, der Inhalt seines Geld-

schrankes, Alles, Alles, gehörte dem armen Mann aus Friedland, der neben ihm saß und mit großem Behagen die Chocolade schlürfte, einen Trank, wie er ihn so köstlich in seinem ganzen Leben nicht getrunken hatte. Ja, wenn Rabbi Daniel sein ganzes Vermögen hingab, so blieb er doch noch der Schuldner des armen Mannes aus Friedland. Hatte er doch seine verheiratheten Töchter mit großen Summen ausgestattet, die er von Rechtswegen schon vor Jahren seinem alten Kameraden hätte abliefern sollen! Und dieser saß nun neben ihm und verlangte von ihm weiter nichts als lumpige tausend Thaler zur Ausstattung seiner Tochter, und die nicht von dem Gelde, das eigenthümlich ihm gehörte — Rabbi Daniel sollte es ihm zusammen machen. Und diesen Mann, den rechtmäßigen Eigenthümer seines colossalen Vermögens, hatte Rabbi Daniel noch vor kurzer Zeit für verrückt erklärt, weil er der Tochter eine für dessen ärmliche Verhältnisse so übergroße Mitgift geben wollte!

David bemerkte, wie sich sein Freund entfärbte.

„„Um des Himmels willen,““ rief er, „„was ist Euch, Rabbi Daniel?““

„Mir ist nicht wohl,“ stieß der Angeredete mühsam hervor. „Ich bitte Euch, guter David, geht jetzt und kommt Nachmittags wieder.“

David ging. Rabbi Daniel aber eilte ins Haus und suchte seine Frau auf.

„Sara-Leben, mein Herz,“ sagte er zu dieser, „ich bin ein unglücklicher, armer Mann, ich habe mein ganzes Vermögen verloren!“

Frau Itzig erschrak nicht wenig, aber sie war eine resolute Frau und verlor sobald den Kopf nicht.

„„Sei ruhig, Daniel,““ sagte sie. „„Wenn es Gottes Wille sein sollte, daß wir arm werden, so sind wir deshalb noch nicht unglücklich. Und nun erzähle mir. Was ist passirt?““

Rabbi Daniel erzählte von seinem Jugendkameraden, der so plötzlich gekommen, und von seinem unüberlegten thörichten Kauf, den er vor 40 Jahren abgeschlossen.

Frau Itzig athmete erleichtert auf, als sie erfuhr, um was es sich handelte.

„„Die Sache liegt nicht so schlimm,““ sagte sie. „„Der Mann wird mit sich handeln lassen.““

„Das glaube ich auch,“ entgegnete Rabbi Daniel. „Allein, was ist damit gewonnen? Mein Vermögen gehört ihm, und ich darf es ihm nicht vorenthalten, darf nichts davon abhandeln. Ich habe in meinem ganzen Leben mir nicht einen Groschen in unrechtmäßiger Weise angeeignet. Ich würde keine ruhige Stunde haben, wenn ich mir sagen müßte, daß der Bissen, den ich esse, nicht mir gehört.“

„„Du nimmst die Sache zu streng. Man sollte doch Werth gegen Werth bemessen, und man kann doch unmöglich viele hundert tausend Thaler für ein Federmesser geben.““

„Freilich, nicht gleich, aber wohl nach 40 Jahren. Ich habe einmal eine Rechnung gerechnet. Da wurde ausgerechnet, zu welch hohen Summen ein Pfennig anschwillt, der vor tausend Jahren auf Zinsen und Zinseszinsen angelegt worden ist. Da kommen ganz erstaunliche Summen heraus, viele Millionen Thaler. Wenn David Wreschner vor 40 Jahren das Federmesser für 2 Thaler verkauft, dafür Waaren gekauft und diese mit Nutzen wieder verkauft hätte und so fort, so ist gar nicht zu berechnen, zu welcher ungeheuren Summe der Preis des Federmessers hätte anschwellen können.“

„„Ich weiß nicht,““ sagte Frau Itzig nachdenklich, „„ob Du Recht hast; ich kann mir nicht denken, daß Du nach Din Thora verpflichtet seiest, Dein ganzes Vermögen herauszugeben. Laß doch unsern Rabbi Joseph hereinrufen und frage ihn, wie es sich nach Din Thora damit verhält.““

„Nein, nein, nicht ihn; ich möchte ihm keinen Einblick in diese Verhältnisse gewähren!“

„„So laß anspannen und fahre zum Rabbiner. Trage ihm die Sache vor. Er ist ein kluger Mann. Du wirst sehen, er wird einen Ausweg finden, welcher Dein Gewissen vollkommen beruhigt.““

„Du hast Recht, das will ich thun.“

Rabbi Daniel begab sich in sein Zimmer, um sich zur Ausfahrt anzukleiden, während Frau Itzig dem Kutscher den Befehl ertheilte, anzuspannen.

Seufzend kleidete sich Rabbi Daniel an. Diese langen seidenen Strümpfe, diese mit Diamanten verzierten silbernen Schnallen an den feinen Schnabelschuhen, diese Beinkleider von echtem Sammt, diese goldgestickte Weste, dieser kostbare Frack vom feinsten Brabanter Tuche, dieses feine Hemd mit Jabots mit echten Brüsseler Spitzen besetzt, diese kostbare goldene Uhr mit doppeltem Gehäuse, diese schwere Uhrkette mit den gewichtigen goldnen Berloques — gehörte das Alles noch ihm? Seufzend stieg er in den eleganten, offenen Wagen, den er seiner Meinung nach nicht mehr als sein Eigenthum betrachten durfte. So fuhr er durch die Schönhauser Straße. Von allen Seiten grüßten die Fußgänger, die dem Wagen begegneten, oder an denen er vorüber fuhr. Juden, Kaufleute, Beamte, Officiere, alle grüßten mit größter Zuvorkommenheit den von ganz Berlin gekannten, reichen, wohlthätigen, hochgeachteten Mann. Seufzend erwiderte Rabbi Daniel die ehrerbietigen Grüße,

Wenn es erst bekannt sein wird, daß er sein ganzes Vermögen verloren, so werden alle diese Leute ihn nicht mehr kennen wollen. Tiefe Bitterkeit bemächtigte sich seines Herzens. — Bettler liefen an den Wagen und hielten den Hut hin. Sonst pflegte Rabbi Daniel Niemanden unbeschenkt zu lassen. Heute gab er Nichts. Durfte er Almosen spenden von dem Gelde, das nicht mehr ihm gehörte? Der Wagen fuhr durch die Rosenthaler Straße, über die Spandauer Brücke, der Gegend zu, wo damals die meisten Juden wohnten.

„Da kommt Rabbi Daniel Itzig,“ rief Einer dem Andern zu, als man der Equipage ansichtig wurde, „unser guter Rabbi Daniel, Gott segne ihn!“

Rabbi Daniel hörte diese Segenswünsche; sie thaten seinem Herzen wohl.

„Guter Gott,“ sprach er vor sich hin, „was ich Gutes gethan habe mit meinem Gelde, das wenigstens kann mir Keiner nehmen, das ist und bleibt mein Eigenthum.“

Endlich hielt der Wagen in der Rosengasse vor dem Hause des Rabbiners. Mit schwerem Herzen stieg Rabbi Daniel aus dem Wagen; ging er doch einer Entscheidung über seine ganze Zukunft entgegen.

V.

Wie wir bereits oben erwähnt haben, bekleidete zu jener Zeit der große berühmte Rabbi Hirschel Lewin den Posten eines Rabbiners der israelitischen Gemeinde zu Berlin. Derselbe war einer der bedeutendsten Gelehrten jener Zeit, und seine Ahnen gehörten zu den hervorragendsten Männern des Judenthums. Er war in einer kleinen Stadt in Polen geboren, wo er als ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Jüngling

von einer reichen Wittwe als Gatte für deren einzige Tochter war ausgesucht worden. Rabbi Hirschel lebte ausschließlich dem Thorastudium. Schon umgab ihn ein zahlreicher Kreis von Söhnen und Töchtern, als seine Schwiegermutter starb. Einige Wochen später fand Rabbi Hirschel, als er aus dem Lehrhause zurückkehrte, seine Frau in Thränen aufgelöst. Er fragte sie nach ihrem Kummer und erfuhr, daß das Vermögen seiner Schwiegermutter im Laufe der Jahre war aufgezehrt worden. Das Vorhandene reichte gerade hin, um die Schulden zu bezahlen.

„Liebe Frau," sagte Rabbi Hirschel, „härme Dich nicht, der allmächtige Gott, der bis hierher geholfen, wird auch weiter helfen."

„„Aber,"" fragte die Frau, „„wovon sollen wir leben, Du und ich und die Kinder?""

„Du hast noch viele Chefzaus, Gold, Silber, Perlen und Diamanten, Uhren und andere Schmuckgegenstände. Verkaufe das nach und nach."

„„Und dann?""

„Dann wird Gott weiter helfen."

Ungestört und unbeirrt widmete sich Rabbi Hirschel dem Studium der heiligen Gotteslehre. So vergingen Wochen, Monate, Jahre; das Thema des künftigen Lebensunterhaltes wurde von beiden Gatten nicht mehr berührt, bis Rabbi Hirschel eines Morgens, als er aus der Synagoge kam, seine Frau wiederum in Thränen fand.

„„Lieber Mann,"" sagte sie, seine Frage nicht abwartend, „„von allen Kostbarkeiten, die ich besessen, ist nur noch ein silberner Kaffeelöffel da; ich besitze nicht einmal noch Geld, um das Frühstück zu besorgen.""

„So verkaufe das Löffelchen," sagte Rabbi Hirschel ruhig, „und laß uns frühstücken. Nachdem

wir gegessen und getrunken haben, wollen wir überlegen, was wir nunmehr zu thun haben werden."

Eine halbe Stunde nachher saß die Familie am Frühstückstisch und ließ es sich wohl schmecken. Nur die Hausfrau konnte nicht essen, nicht trinken; die Sorge beschwerte ihr Herz.

„Warum issest Du nicht?" fragte sie Rabbi Hirschel. „Sorge nicht, Gott wird schon helfen. Er hat gar viele Boten, die er senden kann, um uns aus allen Verlegenheiten zu retten."

Kaum hatte Rabbi Hirschel das Wort gesprochen, so kam der Postbote herein und brachte einen großen, schweren Brief. Der Brief kam aus weiter Ferne, von jenseits des Meeres. Die israelitische Gemeinde zu London hatte sich von den größten Autoritäten der damaligen Zeit einen Rabbiner empfehlen lassen. Der Amsterdamer Rabbiner und mit ihm der von Hannover, ebenso der Rabbiner von Frankfurt am Main — alle drei hatten die Aufmerksamkeit der Londoner Gemeinde auf ihren jungen Verwandten Rabbi Hirschel gelenkt. Nun brachte der Brief die Berufung nach London und zugleich einen Wechsel im Betrage von tausend Thalern zur Bestreitung der Ueberzugskosten.

Da fiel die Frau ihrem Mann um den Hals und rief:

„„Der allgütige Gott hat Dein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen! Kinder küsset eurem Vater die Hände! Euer Vater ist ein großer Mann.""

In London fand Rabbi Hirschel nicht den gewünschten Wirkungskreis. Sein höchster Wunsch war, die Jugend für das Thorastudium zu erziehen. Dafür war London schon damals nicht der geeignete Platz. Aeußere Vortheile galten dem edlen Manne nichts. Daher sehnte er sich nach einer

anderen Gemeinde, wo es ihm vergönnt sein würde, dem Ausspruche der Männer der großen Synode gemäß, viele Schüler heranzubilden. Reisende brachten die Kunde hievon nach Halberstadt, und die dortige fromme und ehrwürdige Gemeinde beeilte sich, den großen Mann für sich zu gewinnen.

In Halberstadt entfaltete Rabbi Hirschel eine großartige Thätigkeit; hier zählten Jünglinge zu seinen Schülern, die späterhin die bedeutendsten Männer in Israel wurden; wir nennen nur Rabbi Löb Eger, später Rabbiner zu Halberstadt, Rabbi Wolf Eger, später Rabbiner zu Breslau, Rabbi Bärisch, später Rabbiner zu Hannover, Rabbi Löb Berlin, später Rabbiner zu Cassel. Die talmudischen Vorlesungen Rabbi Hirschels hatten das Eigenthümliche, daß sie alle Vorzüge der deutsch-polnischen mit denen der sogenannten portugiesischen Talmudschulen vereinigten. Ihre Diskussion drang in die tiefsten Schachten der Halacha, war aber immer streng logisch geordnet und beruhte auf der von unsern Geonim gegründeten Methodologie des Talmuds. — Nur fünf Jahre blieb Rabbi Hirschel in Halberstadt; dann wurde er nach Mannheim berufen, wo er der Nachfolger seines berühmten Freundes und Verwandten, Rabbi Heilmann, wurde. Aber schon während des Aufenthaltes in Halberstadt waren die Augen der Vorsteher und Gelehrten der israelitischen Gemeinde zu Berlin auf Rabbi Hirschel gerichtet. Diese große Gemeinde war damals eine der bedeutendsten in ganz Deutschland, hervorragend durch talmudische Gelehrsamkeit und Bildung, sie zählte Moses Mendelssohn zu ihren Mitgliedern. Nur drei Jahre blieb Rabbi Hirschel in Mannheim; da wurde er nach Berlin berufen. Ausschlaggebend war bei der Wahl Rabbi Daniel Jzig gewesen, und wir haben schon oben erzählt, daß er sich

bei dieser Gelegenheit mit seinem Collegen im Vorstande Rabbi Lippmann Mayer Wulf, überworfen hatte.

Als Rabbi Hirschel nach Berlin kam, beeilten sich die Gelehrten der Gemeinde, dem neuerwählten Rabbiner zu der Ehre, die ihm widerfahren war, zu gratuliren.

„Die Ehre ist nicht so groß," antwortete der bescheidene Mann ablehnend, und als man ihn fragend anblickte, antwortete er:

„Wer hat mich denn berufen? Die Vorsteher. Ja, wenn Rabbi Schmajo Landsberg, Rabbi Meir bar Rabbi Simcho und andere Gelehrte im Vorstande säßen; der Eine hätte den Breslauer Rabbinen vorgeschlagen, denn der sei ein großer Boki, der Andere den Posener Rabbiner, denn der sei ein großer Charif, der Dritte den Lissaer Rabbiner, denn der sei ein großer Magid, der Vierte aber mich, weil ich alle diese Eigenschaften vereinigte, dann wäre die Ehre eine große gewesen; so aber hat der eine Vorsteher geschrieen: Ich will den Breslauer Raw, der Andere: Nein, der Posener soll's werden! warum? sie wissen's selber nicht. Rabbi Daniel Izig aber, der die stärkste Stimme hat, hat am lautesten geschrieen, und so bin ich nach Berlin berufen worden. Wo ist da die große Ehre?"

In der That sollte Rabbi Hirschel bald inne werden, daß er in Berlin nicht auf Rosen gebettet war. Das Treiben der Berliner Reformer, das wir schon oben geschildert haben, machte ihm vielen Kummer und Verdruß. Wie er über die Berliner Zustände dachte, das legte er in einem Gleichnisse dar, welches er in einer Predigt vortrug:

„Als ich," sagte er, „mich als junger Mann in meiner Heimath befand, ging ich einst am Lag Beaumer mit einigen Freunden spazieren. Vor dem

Thore der Stadt suchten wir eine Gartenwirthschaft auf, um ein Glas Bier zu trinken. Dort fanden wir einen Fremden, der betrübt und traurig in einer Ecke saß. Sein Glas Bier stand unberührt vor ihm.

„Wer bist Du?“ fragte ich ihn, „und was betrübt Dich so sehr?“

„Ach,“ sagte er, „ich bin der Jezer Hora, ausgeschickt, um meinen Beruf zu erfüllen, die Menschen zum Bösen zu verführen. Aber ich finde hier kein Feld für meine Thätigkeit. Die Knaben und Mädchen besuchen die Schulen, die Jünglinge das Beth Hamidrasch, die Männer mühen sich den ganzen Tag in ihren Geschäften, und trotzdem widmen sie einen Theil der Nacht dem Thorastudium. Die Frauen walten fromm und sittsam in ihren Häusern. An den Sabbat- und Festtagen strömt Alles in die Synagogen und Lehrhäuser, um die Vorträge der gottesfürchtigen und gottbegeisterten Männer zu hören. Die Thora ist das Lebenselement, das Sam Hachaim für das ganze Volk; da kann das Sam Hamowes nicht wirksam sein. — Viele Jahre nachher, als ich in London amtirte, begegnete mir derselbe Mann auf der London Bridge, mitten im größten Menschengewühle. Ich wollte ihn anreden, er aber rief mir entgegen: Störe mich nicht, ich habe keinen Augenblick Zeit; ich habe hier alle Hände voll zu thun. — Wiederum sind Jahre vergangen; vor einigen Tagen, es war am Rausch Chaudesch, ging ich spazieren; da tönte mir aus einer Wirthschaft heller Jubelgesang entgegen. Die Stimme schien mir bekannt; ich trat an das Fenster, schaute hinein und sah den Jezer Hora bei dem gefüllten Glase sitzend, singend und jubelirend. Ah, rief er mir zu, hier in Berlin habe ich gute Zeit, hier ist bereits alle Arbeit gethan. — — Und nun begann der Redner

seine Zuhörer aufzufordern, doch nicht die Hände in den Schooß zu legen, doch nicht dem Jezer Hora das Kampfesfeld zu überlassen, sondern muthig und rüstig gegen ihn zu kämpfen.

Ein anderes Mal erklärte er den Ausspruch des Talmud, daß der Messias nicht eher zu erwarten sei, bis Alle tugendhaft oder Alle lasterhaft sein würden, kulau sackai au kulau chajow. Meine Freunde, sagte er, kulau sackai, dürfen wir das erhoffen? kulau chajow, dann könnte ja die Welt keinen Augenblick bestehen. Der Sinn ist aber ein anderer. Der Talmud will sagen, daß wir den Messias dann erwarten dürfen, wann es keine Heuchler mehr geben wird, wann die Tugendhaften voll und ganz tugendhaft sein werden und die Lasterhaften die Maske der Heuchelei nicht mehr vornehmen. Rabbaussai, fügte er lächelnd hinzu, mit meinen Chajowim bin ich schon zufrieden, wäre ich es doch mit meinen Sackoim auch! —

Da in Berlin schon damals die Entweihung des Sabbaths überhand genommen hatte, sagte er einst am Schlusse seiner Rede:

Rabbaussai, ich bin überzeugt, Ihr werdet nach meiner Predigt h a n d e l n.

Geschah es doch schon damals, daß die Leute nach dem Schlusse des Gottesdienstes am Sabbathmorgen ihre Geschäftslocale und Comptoire aufsuchten!

Als der Wagen Rabbi Daniel Izig's vor dem Hause des Rabbiners in der Rosengasse hielt, eilte der in demselben Hause wohnende Cantor Rabbi Aaron Bär Bamberger zum Hause hinaus, öffnete rasch den Kutschenschlag und rief:

„Boruch Habbo, Rabbi Daniel! Ihr wollt gewiß zu mir! Tretet ein, ich bin ganz glücklich über die seltene Kowaud!“

Rabbi Daniel, in seiner Herzensgüte, wollte dem Manne keinen Kummer verursachen und trat bei ihm ein. War er es doch gewesen, der dem Manne die große und einträgliche Stelle in Berlin verschafft hatte. Einst hatte er Geschäfte mit dem Fürstbischof von Bamberg. In der Nähe von Bamberg brach ein Rad an seinem Wagen; es war an einem Freitage, und Rabbi Daniel mußte über Sabbath in dem Dorfe Zeckendorf bleiben. Dort wohnten damals circa 70 jüdische Familien. Als Rabbi Daniel die Synagoge besuchte und den Chason hörte, war er entzückt von dessen Stimme und dessen Vortrag. Nach Berlin zurückgekehrt, setzte Rabbi Daniel es durch, daß der Cantor jenes fränkischen Dorfes in gleicher Stellung nach Berlin berufen wurde.

Rabbi Aron Bär war, wie damals alle Juden der Bamberger Gegend, in der Thora nicht unerfahren; er aber überschätzte sein Wissen ganz ungemein und hielt sich für einen größeren Lamdon als seinen großen Hausgenossen.

„Ich wollte eigentlich nicht zu Euch," sagte Rabbi Daniel, „ich wollte den Rabbi aufsuchen, ich habe eine Schaaloh bei ihm zu machen."

„„Nun,"" entgegnete Rabbi Bär schmunzelnd, „wenn Ihr mir die Frage vorlegen wolltet .... auch ich habe etwas gelernt.""

Rabbi Daniel lächelte. Er war ein Ungelehrter; aber soviel verstand er doch, daß zwischen dem Wissen Rabbi Hirschels und dem Rabbi Aron Bär's ein himmelweiter Unterschied war.

„Mein lieber Freund," sagte er, „ein Jeder in seinem Fach. Ihr seid ein unübertrefflicher Sänger, und der Rabbi ist ein unübertrefflicher Lamdon."

Rabbi Aron Bär wurde über und über roth. Es waren seine eigenen Worte, die Rabbi Daniel

Itzig citirte, und die einst das Gelächter von ganz Berlin hervorgerufen hatten. Wir wollen das ausführlich im nächsten Capitel erzählen.

VI.

Es war am Rüsttage zum Neujahrsfeste gewesen; Rabbi Hirschel bereitete sich für die Predigt vor. Da erschollen aus dem Erdgeschosse die schönsten und ergreifendsten Melodien; Rabbi Aron Bär übte neue Gesänge für den Mussaf-Gottesdienst ein. So schön der Gesang war, so störte er doch den Rabbiner im Nachdenken. Er schickte seinen Diener hinunter und ließ Rabbi Aron Bär höflich ersuchen, mit seinem Gesange so lange einzuhalten, bis der Rabbiner mit der Vorbereitung für die Predigt fertig sei. Rabbi Aron Bär ließ aber zurücksagen: Ein Jeder in seinem Fach; der Rabbi kann warten, bis ich fertig bin.

Was wollte Rabbi Hirschel thun? Er schloß die vor ihm aufgeschlagenen Bücher und hörte ruhig zu, wie Rabbi Aron Bär die neue Melodien einübte. Am Neujahrstage betete der Rabbiner Schachriß vor. Da bekam die Gemeinde Rabbi Aron Bärs neue Melodien zu hören, so daß dieselben, als sie vom Chasan zu Mussaf vorgetragen wurden, den Reiz der Neuheit verloren hatte. Natürlich erregte das allgemeines Aufsehen. Die Entstehungsgeschichte dieses Melodienplagiats wurde bald ruchbar zum Ergötzen der ganzen Gemeinde, und Rabbi Aron Bär mußte die Worte: „Jeder in seinem Fache," oft genug hören. Nun citirte sie sogar sein Freund und Gönner, Rabbi Daniel Itzig! Man kann sich vorstellen, in welche Verlegenheit der Cantor darauf gerieth!

Für Rabbi Daniel hatte dieses Intermezzo das Gute, daß es zu seiner Beruhigung beitrug.

Sein Herz hatte ihm laut geschlagen, als sein Wagen vor dem Hause des Rabbinen hielt. Hing doch von der Entscheidung Rabbi Hirschels die Gestaltung seiner Zukunft ab. Jetzt stieg er, nachdem er sich von Rabbi Aron Bär verabschiedet hatte, lächelnd die Treppe hinauf.

Mit großer Freude empfing der Rabbiner den allgemein gehrten und geachteten Mann.

„Seid mir herzlich willkommen, Rabbi Daniel,“ rief er ihm entgegen.

Dann führte er ihn nach dem Sopha und bat ihn, Platz zu nehmen.

Und nun stand Rabbi Daniel vor der Entscheidung. Die ganze Wucht des Momentes kam über ihn. Er konnte nicht sprechen; Thränen entstürzten seinen Augen; Rabbi Hirschel erschrak.

„Rabbi Daniel,“ rief er, „was ist Euch, was ist passirt?“

„„Ich stehe im Begriffe,“ entgegnete Rabbi Daniel schluchzend, „mein ganzes Vermögen hergeben zu müssen!“

„Und wenn dem so ist,“ fragte der Rabbiner, „ist das der Mühe werth, daß ein Mann, wie Ihr seid, deßhalb weint? und wenn Ihr keinen Heller mehr besitzt, so seid Ihr dennoch der gute, brave, fromme Rabbi Daniel Itzig, ein Mann, wie es Wenige gibt auf Erden! Euer ganzes Vermögen, sagt Ihr? Ihr irrt Euch, das ist nicht möglich. Hört mir zu; ich will Euch eine Geschichte erzählen: Rabbi Samuel Hannagid war ein tüchtiger, gelehrter Mann und verdiente seinen Lebensunterhalt als Schreiber. Da wurde der König auf ihn aufmerksam, erkannte seine Tüchtigkeit, seine Gelehrsamkeit, alle seine guten und großen Eigenschaften, machten ihn zu seinem ersten Minister und überhäufte ihn mit Reichthümern. Die Großen des Hofes beneideten und befeindeten den zu so

hoher Stellung emporgestiegenen Juden, sie verleumdeten ihn beim Könige, indem sie behaupteten, Rabbi Samuel habe einen großen Theil der Einkünfte des Staates unterschlagen, und für sich behalten. Da forderte der König eines Tages seinen Minister auf, daß er ihm ein genaues Verzeichniß seiner Besitzthümer überreiche. Rabbi Samuel brachte ein solches. Der König sah es an und rief zornig: Wie kannst Du es wagen, so geringe Summen als alle Deine Besitzthümer zu bezeichnen? Habe ich selbst Dir doch mehr geschenkt als in dem Verzeichnisse steht! Jetzt sehe ich, daß Deine Feinde Recht haben, da Du mir die Wahrheit verhehlst. — Mein Herr und König, antwortete Rabbi Samuel, Du hast ein Verzeichniß meiner Besitzthümer verlangt; alle die Schätze, die Deine Gnade mir verliehen, die Schlösser und Landhäuser, die Felder und Weinberge, besitze ich sie denn wirklich? Können sie mir nicht in jedem Augenblicke genommen werden? Die Summen aber, die auf dieser Liste stehen, die habe ich zu lauter wohlthätigen Zwecken verwendet, dafür habe ich Synagogen und Lehrhäuser gebaut, damit habe ich arme Gelehrte unterstützt und die Wissenschaften gefördert, dadurch habe ich Wittwen und Waisen, Arme und Kranke vor Noth und Elend geschützt, damit habe ich arme Bräute ausgestattet und armen Kindern Unterricht und Kleidung verschafft, dadurch habe ich Sinkende gestützt, damit sie nicht gänzlich in Verfall gerathen; deßhalb sind diese Summen mein wirkliches Besitzthum, das ich nicht verliere und das mir Niemand nehmen kann. — Und der König umarmte seinen Minister, der noch höher in seiner Gunst stieg, wie je zuvor. — In derselben Lage seid auch Ihr, Rabbi Daniel, Ihr könnt niemals arm werden. Was Ihr Gutes gethan, das bleibt Euer unveräußerliches

Eigenthum. Und nun erzählt mir, um was es sich handelt und in welcher Beziehung ich Euch dabei dienen kann."

Rabbi Daniel erzählte ausführlich mit allen Umständen. Als er fertig war, athmete der Rabbiner erleichtert auf.

„Mein lieber Freund," sagte er, „Ihr könnt Euch vollständig beruhigen; David Wreschner hat nicht einen Pfennig von Euch zu beanspruchen."

„„Er beansprucht auch nichts,"" entgegnete Rabbi Daniel zaghaft; „„aber ich fühle mich verpflichtet, mein Wort zu halten, und ihm zu geben, was ihm von Rechtswegen zukömmt."

„So will ich mein Urtheil anders fassen: Ihr seid nicht verpflichtet, dem David Wreschner auch nur einen einzigen Pfennig zu verabfolgen. Nicht allein nach den Grundsätzen des Rechts, sondern auch nach denen der Billigkeit, gebührt dem Manne nicht das Geringste, und Ihr seid dem Manne nichts schuldig. Der Talmud handelt an vielen Stellen darüber ab, ob Jemand etwas kaufen oder verkaufen kann, was noch gar nicht existirt. Selbst diejenigen Gesetzeslehrer, welche der Ansicht sind, daß ein solcher Kauf oder Verkauf abgeschlossen werden kann, behaupten dies doch nur bei solchen Gegenständen, die mit Wahrscheinlichkeit zu Existenz gelangen werden. So z. B., wenn Jemand die Früchte des Baumes verkauft, noch ehe dieselben gewachsen sind; denn es ist anzunehmen, daß der Baum im kommenden Jahre Früchte tragen wird, wie er in den vergangenen Jahren Früchte getragen hat. In Eurem Falle konntet Ihr aber nicht einen Kaufpreis bestimmen, von dem es mehr als zweifelhaft war, daß Ihr jemals darüber verfügen werdet. Dazu kommt noch ein anderes Moment. Der Kauf des Federmessers war kein wirklicher Kauf. Er war

das, was unsere Weisen Asmachtha nennen; wenn nämlich Jemand etwas verspricht in der festen Meinung und in der sichern Ueberzeugung, daß die Bedingung, an welche er das Versprechen knüpft, nicht eintreten wird, wenn es ferner nicht in seiner Hand liegt, diese Bedingung zu ermöglichen, sondern das Eintreten derselben hängt von Umständen ab, die er nicht herbeiführen kann, so ist das Versprechen als ungeschehen zu betrachten. Als Ihr vor 40 Jahren Eurem Kameraden jenen Kaufpreis für das Federmesser botet, da waren Euch, wie ihm, zehntausend Thaler eine unermeßliche, unerschwingliche Summe. Weder er noch Ihr glaubtet, daß Ihr jemals so großen Reichthum, wie Euch damals zehn tausend Thaler erschienen, erlangen könntet. Euer damaliger Kamerad hat Euch das Federmesser geschenkt, trotzdem er scherzweise auf Euren Kaufpreis einging. Und selbst wenn Ihr und er behaupten würdet, Ihr hättet Beide es damals ernst gemeint, so liegt die Entscheidung doch nicht in der damaligen kindischen Meinung, sondern in der vernüftiger Männer, die einen solchen thörichten Handel nicht gelten lassen, die da übereinstimmend sagen, daß in einem solchen Falle der Grundsatz gilt: En odom makneh dowor schelau bo leaulom."

„„Ihr meint also, Rabbi . . . .""

„Ich meine, und es steht unumstößlich fest, daß Ihr dem David Wreschner nicht einen Pfennig schuldet. Wenn Ihr ihm etwas schenken wollt, so steht das natürlich bei Euch."

Rabbi Daniel verabschiedete sich von dem Rabbinen und fuhr nach seinem Landhause zurück. Wie anders erschien ihm die Welt nunmehr, da die schwere Last von seinem Herzen genommen war! Die Sonne schien ihm freundlicher zu leuchten, er glaubte, das Laub der Bäume sei unterdeß

saftiger und frischer geworden. Zuvorkommend erwiderte er die Grüße der ihm Begegnenden, mit vollen Händen warf er kleine Münzen in die ihm entgegengestreckten Hüte der Bettler. Als er nach Hause kam, suchte er zuerst seine Frau auf und verkündete ihr freudestrahlend die Entscheidung des Rabbiners. Dann schloß er sich in sein Privatzimmer ein, nahm die Psalmen Davids zur Hand und las darin, bis er zum Mittagessen gerufen wurde. Sich heute um das Geschäft zu bekümmern war ihm nach all' den Aufregungen des Tages nicht möglich. Auch beim Essen war er gegen seine Gewohnheit höchst einsilbig; aber er lächelte vergnügt vor sich hin. Wohl fiel den Kindern und andern Tischgenossen das Benehmen des Hausherrn auf; doch seine kluge Frau wußte geschickt jede Frage zu verhindern. Sie führte heute Mittag ausnahmsweise das große Wort, damit ihr Gatte ungestört seinen Gedanken nachhangen konnte.

Rabbi Daniel verzichtete heute auf sein Mittagsschläfchen. Nachdem das Tischgebet gesprochen war, begab er sich in die Comptoirräume, suchte sein Privatkabinet auf und entnahm der großen eisernen Geldkiste eine Menge eingerollter Dukaten. Dann ließ er sich den schwarzen Kaffee auf die Veranda bringen, wo jetzt eine herniedergelassene große Marquise die Sonnenstrahlen abwehrte, nahm den Simchas Nephesch, der noch vom Morgen her dort lag, zur Hand und las darin, seinen Jugendfreund erwartend.

Gegen vier Uhr Nachmittags erschien David Wreschner im Garten. Rabbi Daniel ging ihm entgegen, umarmte und küßte ihn.

„Sei mir willkommen, mein guter Kamerad!“ rief er. „Komm, setze Dich zu mir und trinke eine Tasse Kaffee.“

„„Es freut mich,““ sagte David, Platz nehmend, „„daß Ihr wieder gesund seid.““

„Es war nur ein vorübergehender, unbedeutender Anfall. — Weißt Du, David, ich habe es mir überlegt, ich kann für Dich nichts zusammenmachen. Was soll ich den Leuten sagen? Schickts sich wohl, daß ich für einen alten Kameraden sammele, mit dem ich als Pferdeknecht bei Mendel Roßkamm gedient habe? würde das nicht meinem Renommée schaden?“

„„Ich kann Euch nicht Unrecht geben,““ entgegnete David traurig. „„Allein, was soll ich anfragen?““

Rabbi Daniel holte aus seiner Rocktasche 10 Röllchen hervor, und legte sie vor sich auf den Tisch.

„Hier sind zehn Röllchen,“ sagte er, „in jedem sind hundert Dukaten, macht zusammen tausend Dukaten. Davon kannst Du tausend Thaler zur Mitgift für Deine Tochter verwenden; fünfhundert Thaler wirst Du wohl für Ausstattung und Hochzeitskosten brauchen; den Rest magst Du verzinslich anlegen, damit Ihr, Du und Deine Frau, einen Nothpfennig für Euer Alter habt.“

Rabbi Daniel schob seinem alten Freunde das Geld zu. Dieser war ganz erstarrt. Tausend Dukaten! Soviel Geld hat er seinem ganzen Leben noch nicht beisammen gesehen.

„„Rabbi Daniel““, sagte er, „„das ist viel zu viel!““

„Närrchen“, entgegnete Rabbi Daniel, „ich muß Dir doch Dein Federmesser bezahlen! Ich behalte noch mehr als zehn tausend Thaler übrig.“

Da schob David Wreschner das Geld weit von sich fort.

„„Nein,““ rief er, „„das Geld darf ich nicht nehmen! Für das Federmesser seid Ihr mir nichts schuldig. Das habe ich Euch damals geschenkt bemattonoh gemuroh!*)

Ein freudiges Lächeln verklärte das Antlitz Rabbi Daniels; erst jetzt entwich ihm das letzte Bedenken.

„So schenke ich Dir heute,“ entgegnete er, „diese tautend Dukaten bemattonoh gemuroh. Du darfst sie von mir annehmen. Für Dich ist es allerdings eine große Summe; für mich aber ist sie nur klein.“

David ließ sich nicht lang bitten. Zu Fuß war er nach Berlin gekommen; für die Rückreise benutzte er den Postwagen; war er doch jetzt ein reicher Mann.

Rabbi Bär Kuttner that sich nicht wenig auf den Erfolg seines Rathes zu Gute. Abraham und Klärchen wurden ein glückliches Paar.

Zum Neujahrsfeste verehrte Rabbi Daniel Izig dem Berliner Rabbiner einen kostbaren türkischen Schlafrock, welcher die Bewunderung der ganzen Kehillah erregte. Als im Winter der berühmte Rabbi Löb, Verfasser des „Schaagas Arjeh‘ nach Berlin kam und bei einem Besuche bei Rabbi Hirschel mit diesem in einen heftigen gelehrten Disput gerieth, faßte er unwillig den kostbaren Schlafrock an und rief:

„Wenn man einen solchen Schlafrock trägt, so kann man kein Lamdon sein!“

Rabbi Löb haßte alles Ueberflüssige und lebte selbst in der einfachsten Weise auch dann noch, als er später als Rabbiner zu Metz ein reiches Einkommen hatte.

---

*) Vollständig als Geschenk.

Die Aussprüche des Verfassers des Schaagas Arjeh sind bekanntlich stets das Produkt des größten Scharfsinnes und des gediegensten Urtheils gewesen; diesmal aber war er im Unrecht: Rabbi Hirschel war doch ein großer Lamdon, trotz seines prächtigen türkischen Schlafrockes.

Zwei Schwestern*).

I.

Im Kurgarten zu Kissingen wogt das aus allen Ländern der Erde herbeigeströmte Kurpublikum auf und ab. Bei den Klängen der Bademusik durchschreiten die Trinker des Rakoczy in größeren oder kleineren Gruppen die schattigen Laubgänge. Lebhafte Gespräche werden geführt, hier in deutscher, dort in englischer Sprache; bald tönen russische, bald französische Laute an unser Ohr; und wie die Heilung Suchenden verschiedenen Nationalitäten angehören, so sind auch alle Stände und Berufsarten vertreten. Der Herr dort in strammer, militärischer Haltung ist ein berühmter General der deutschen Armee; neben ihm geht der Minister eines deutschen Staates; gleich hinter ihm schreitet eine arme polnische Jüdin in Begleitung eines elend aussehenden Jünglings von derselben Nationalität und Confession; dann folgt eine berühmte Sängerin in Gesellschaft ihres Gatten und eines Fregatten-Kapitäns der deutschen Flotte; ein vornehmer protestantischer Geistlicher bildet den Mittelpunkt einer anderen Gruppe, während eine Menge jüdischer Kaufleute, Fabrikanten und Banquiers einen bekannten Rabbinen bewillkommen, welcher heute zum

*) Nachdruck verboten; Uebersetzungsrecht vorbehalten.

ersten Male am Brunnen erscheint; der alte joviale Herr, den ein ganzer Kreis reichgeschmückter Damen umgibt, ist ein spanischer Herzog. Die Damen führen ihn gewaltsam zu den Blumenverkäuferinnen und zwingen ihn, eine jede mit einem der prachtvollen Bouquets zu beschenken, wie diese so schön und so billig einzig in Kissingen zu haben sind. Selten nur sieht man einen Spaziergänger allein. Die Fremden schließen sich sehr leicht einander an; Bekanntschaften werden schnell gemacht und gestalten sich oft zu dauernden Freundschaftsbündnissen. Eine Ausnahme macht ein alter griesgrämiger Herr; er ist seit Wochen in Kissingen und geht immer allein. Selbst wenn Regenwetter eintritt und die Kurgäste gezwungen sind, in dicht gedrängten Schaaren in den Hallen des Gesellschaftshauses zu promeniren, redet er nicht mit dem ihm aufgedrungenen Nachbar, achtet nicht auf dessen Bemerkungen und beantwortet die Fragen nicht, die dieser an ihn richtet. Auch im Hôtel Sanner, wo er zu Mittag speist, ist er stets mürrisch und einsilbig. Wenn man zur Zeit der table d'hôte an dem Hotel Sanner vorübergeht, so hört man stets ein lebhaftes Geplauder. Sind es doch meistens Söhne und Töchter eines orientalischen Volksstammes, welche dort die zwar kurgemäße, aber religionsgesetzlich verbotene Kost zu sich nehmen, und wenn diese auch das Joch des göttlichen Gesetzes von sich abgeschüttelt haben, so sind ihnen doch die Unarten, welche Andersgläubige den Semiten vorwerfen, geblieben; man gesticulirt und plaudert an der trephenen table d'hôte so lebhaft — wie in der Synagoge. Nur jener alte Mann sitzt mürrisch und griesgrämig bei Tische; er unterhält sich mit Niemandem, kaum daß er durch Winke dem Kellner seine Wünsche andeutet.

Wie es in jeder Stadt, mag sie groß oder klein sein, Leute gibt, welche der Lokalpresse dadurch Concurrenz machen, daß sie alle Neuigkeiten erforschen und weiter colportiren, so fehlt es auch an den Kurplätzen nicht an lebendigen Tageblättern und General-Anzeigern. Der Name eines Kurgastes, sein Stand, seine Heimath, das alles ist in der Kurliste zu lesen. Die näheren Verhältnisse suchen die Neuigkeitsforscher und Forscherinnen von den Heimathsgenossen der Betreffenden zu erkunden, und so hatte man denn bald herausgebracht, daß der Kaufmann Moritz Simonsohn aus Hamburg ein reicher Wittwer sei, welcher vor vielen Jahren seine einzige Tochter verstoßen, weil diese sich gegen seinen Willen verheirathet hatte.

Es erregte nicht geringes Aufsehen, als eines Morgens am Brunnen der alte Simonsohn von einem eleganten, jungen Manne angesprochen wurde und diesem nicht allein Rede stand, sondern auch in der Promenade mit ihm auf und abging.

„Herr Simonsohn,“ hatte der junge Mann gesprochen, „gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich heiße August Meyer und bin der Sohn von Abraham Meyer jr. aus Berlin.“

Das griesgrämige Gesicht des alten Herrn nahm einen etwas freundlicheren Ausdruck an.

„Ah,“ sagte er, „Sie sind der Sohn meines alten Jugendfreundes, des einzigen Menschen, der mir stets ein treuer und erprobter Freund gewesen ist. Sie sind wohl der Jüngste?

„„Ich bin der einzige Sohn meines Vaters, allein, es darf Sie das nicht verwundern, daß mein alter Vater einen so jungen Sohn hat, ich stamme aus zweiter Ehe; die erste Ehe meines Vaters war kinderlos.““

Der alte Simonsohn seufzte. Er nahm aus der Hand des Brunnendieners das gefüllte Glas

und trug es zu dem auf Kohlen stehenden Wasserkessel, um es zu erwärmen und die Kohlengase entfliehen zu lassen. Meyer folgte ihm dahin.

„Ich habe Sie gestern schon in Ihrer Wohnung aufsuchen wollen," sagte er, „allein ich traf Sie zu meinem Bedauern nicht zu Hause; wenn Sie gestatten, so begleite ich Sie auf der Brunnenpromenade."

Simonsohn nickte zustimmend. Dann nahm er sein erwärmtes, brodelndes Glas und trank den Inhalt desselben langsam aus. Darauf schritten die Beiden durch die schattigen Laubgänge des Kurgartens. Simonsohn schwieg. Als Meyer eine Zeit lang vergebens auf dessen Anrede gewartet hatte, sagte er:

„Welch ein reges, bewegtes Leben, welche Fülle interessanter Gestalten! Haben Sie viele Bekannte hier?"

„„Nicht einen einzigen. Ich liebe das fade Geplauder der Menschen nicht; ich bin am liebsten mit meinen trüben Gedanken allein. Wie geht es Ihrem Vater?""

„Er ist alt und schwach. Sehr gern wäre er Ihrer Einladung gefolgt und hätte mit seinem Jugendfreunde einige Wochen hier in Kissingen zugebracht; allein seine Schwäche gestattet ihm eine so weite Reise nicht. Deßhalb hat er mich beauftragt, da mich ohnehin eine Geschäftsreise nach Würzburg führte, hierher zu gehen, und einige Tage bei Ihnen zuzubringen. Als ich Sie gestern in Ihrer Wohnung nicht fand, begab ich mich zum Abendbrode in die Restauration Schwed in der Hoffnung, Sie dort zu finden. Allein, man sagte mir, daß es noch zwei jüdische Restaurationen hier gebe. Speisen Sie vielleicht bei Mork oder bei Ehrenreich?"

„Ich speise in einem christlichen Hôtel. Mein Arzt sagte mir, daß, wenn ich genesen wollte, ich eine kräftigere Kost zu mir nehmen müsse, als die jüdischen Restaurants sie bieten. Ich soll namentlich viel Wildbraten essen."

Der Erzähler dieser Geschichte kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit das Verfahren der meisten Kissinger Badeärzte zu rügen, welche in die Patienten dringen, das jüdische Religionsgesetz zu überteten und die Kost bei christlichen Restaurants zu nehmen. Es ist dieses um so tadelnswerther, da das Essen in den jüdischen Speisehäusern gut und streng kurgemäß ist. Bei wirklich frommen Glaubensgenossen sind diese Verführungen wirkungslos; bei anderen, um ihre Gesundheit ängstlich Besorgten, haben sie nur zu häufig Erfolg; wieder Andere folgen zwar in dieser Beziehung dem Rathe der Aerzte nicht, werden aber durch die stets wiederholte Mahnung derselben mit der ihnen gebotenen Kost unzufrieden, wodurch natürlich der Erfolg der Kur beeinträchtigt wird. Es wäre zu wünschen, daß ein dazu Berufener mit den Herren Aerzten ein ernstes Wort rede und sie veranlasse, von derlei Verführnngen abzulassen Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Herr Simonsohn hatte seinen Morgenspaziergang vollendet.

„Ich begebe mich jetzt in meine Wohnung," sagte er. „Um zehn Uhr muß ich baden, und da ich auf der Saline bade, so bin ich dadurch den ganzen Vormittag in Anspruch genommen. Um ein Uhr speise ich im Hôtel Sanner. Nach Tische mache ich einen größeren Spaziergang. Wenn Sie mich auf demselben begleiten wollen, so soll es mir angenehm sein. Wo treffe ich Sie wieder?"

„„Ich werde mit Ihnen im Hôtel Sanner zu Mittag essen.""

Pünktlich um 1 Uhr fand sich der junge Meyer im Hôtel Sanner ein. Es war eine zahlreiche Gesellschaft anwesend, meistens aus Juden bestehend.

„Sieh da, Herr Meyer," rief ein kleines älteres Männlein mit polnisch-jüdisch-deutschem Accente dem Eintretenden entgegen. „Sind Sie auch zur Kur hier? Ich habe die Ehre, Ihnen meine Tochter Louise vorzustellen."

August Meyer verneigte sich vor der jungen Dame; dann sagte er:

„Ich habe nur auf einer Geschäftsreise einen Abstecher hierher gemacht. Es wundert mich, Herr Fellmann, Sie in einem christlichen Hôtel an der table d'hôte zu finden, Sie huldigten doch früher andern Grundsätzen."

„„Verzig Johr,"" antwortete Herr Fellmann, „„hob ich koscher gegessen und Tephillin geleigt und Schabbos gehalten und hob nischt gehatt; nu dau ich Traiphes esse und nicht mehr mißpallel bin, hob ich Geld.""

„Gain Se weg, Herr Meyer," sagte die junge Dame. „Nur ungebildete Jüden geiben noch eppes uf die Chaloimes; mir Gebildeten senn iber solche Schmües hoch erhaben. Was in den Mund hineingeht, sündigt nicht, sagt der grauße Schiller."

„Mein Fräulein," entgegnete Meyer lächelnd, „Sie bereichern ja unsern großen nationalen Dichter um tiefsinnige Aussprüche, die gewiß seiner würdig wären, wenn er sie gethan hätte."

In diesem Augenblicke trat der alte Simonsohn herein, und Meyer verabschiedete sich von seinen Bekannten, um an der Seite des Freundes seines Vaters Platz zu nehmen.

Nach Tische begaben sich die Beiden auf den verabredeten Spaziergang. Sie gingen durch den schattigen Kurgarten, an den Verkaufshallen vor-

bei, über den Steg, der über die Saale führt; dann stiegen sie den mit mächtigen alten Bäumen dichtbedeckten steilen Staffelsberg empor. Trotzdem die Sonne heiß herniederbrannte, war in dem dichten Laubwalde die angenehmste Temperatur. So kamen die beiden Wanderer zur Maxruhe, wo sich nach Norden, Osten und Süden hin eine weite genußreiche Aussicht bietet. Hier ließen sie sich auf einer der Ruhebänke nieder. Herr Simonsohn erklärte seinem Besuche, der sich zum ersten Male in Kissingen befand, die Aussicht, die sich über Kissingen, die benachbarten Ortschaften und Höhen bis zu dem hohen Rhöngebirge erstreckt. — Nachdem Herr Simonsohn seine Erklärung beendet hatte, schwieg er. Als nun die Beiden so still neben einander saßen, wagte Meyer eine Frage, die ihm schon lange auf dem Herzen lag.

„Sie haben eine Tochter?" fragte er.

„„Ich hatte eine Tochter,"" antwortete der Andere.

„Sie lebt nicht mehr?"

„„Doch sie lebt, sie und ihre zwei Töchter, die unterdeß herangewachsen sein müssen; allein für mich ist sie todt, seit dem Augenblicke, daß sie sich gegen meinen Willen, ja gegen mein ausdrückliches Verbot verheirathet hat. Sie ist der Fluch meines Lebens geworden; ich werde ihr nie verzeihen. Kommen Sie, junger Freund, wir wollen nach der hohen Eiche wandern; dort sind wir ungestört, und dort will ich Ihnen die traurige Geschichte meines Lebens erzählen. Es wird mir vielleicht eine Erleichterung gewähren, das auszusprechen, was ich seit Jahrzehnten in mir verschlossen gehalten habe.""

II.

Auf der höchsten Höhe des Staffelberges ragt ein großer mächtiger Eichbaum aus allen übrigen Bäumen hervor. Die alte, schlankaufgewachsene Eiche mag wohl schon viele Jahrunderte alt sein; ihr Stamm ist so dick, daß ihn sechs Männer mit ausgebreiteten Armen kaum zu umspannen vermögen. Der Gipfel ragt so hoch, daß am Fuße des Baumes das Auge des Beschauers ihn nicht erreicht; man muß sich ungefähr fünfzig Schritte entfernen, um den Gipfel erblicken zu können. Ringsherum sind Ruhebänke angebracht, auf denen es sich angenehm ruhet, im tiefsten Schatten genießt man die reine Bergesluft.

Herr Simonsohn und sein junger Begleiter ließen sich auf eine Bank nieder. Beide schwiegen lange Zeit, die köstliche, reine Luft einathmend und sich von den Anstrengungen des manchmal steil aufsteigenden Weges erholend.

„Ich bin," begann endlich der ältere der beiden Männer seine Erzählung, „wie Sie wissen, in Hamburg geboren. Meine Jugend floß einfach dahin; ich besuchte die Schule und trat nachher in das Geschäft meines Vaters ein. Mein bester Freund war Raphael Mendel; wir hatten schon in der Schule ein enges Freundschaftsbündniß miteinander geschlossen, später brachten wir unsere Mußestunden miteinander zu, besuchten gemeinsam die Vorträge des seligen Chacham Bernays, und waren auch in unseren Vergnügungen und Zestreuungen unzertrennlich, so daß man uns nur „David und Jonathan" nannte. Allein die Gleichheit unserer Neigungen sollte eines Tages das Grab unserer Freundschaft werden. In einer Gesellschaft lernten wir eine junge Dame kennen, welche unsere Herzen mit heißer Liebe erfüllte. Judith Del-

banco stammte aus einer portugiesischen Familie und blühte in südlicher Gluth und Schöne. Von diesem Tage an war es mit unserer Freundschaft aus, und Raphael und ich wurden die erbittertsten Feinde und Nebenbuhler. Wir Beide warben mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln um die Hand der schönen Judith. Raphael war glücklicher als ich, er gewann ihre Neigung und die Gunst ihrer Eltern. So wurde er ihr Verlobter. Mein Haß, meine Erbitterung gegen den ehemaligen Freund waren grenzenlos. Um ihn, der ein eifriger und gesetzestreuer Jude war, zu ärgern, schloß ich mich der Tempelgemeinde an. Als Mendel davon hörte, suchte er mich auf, um mich zu bitten, daß ich meinen alten Grundsätzen treu bleibe. Ich lachte ihn aus. — Aergerts Dich? fragte ich ihn. Das ist's, was ich wünsche. Wenn Du aber auf Judith's Hand verzichten wirst, so will ich Dir Alles zu Liebe thun. — Mendel suchte vergeblich durch sanfte Ueberredung auf mich einzuwirken; ich aber blieb allen seinen Gründen unzugänglich, und wir schieden von einander in größtem Zorn. Da trat ein Ereigniß ein, welches uns hätte miteinander versöhnen sollen; Raphaels Braut erlag wenige Tage, bevor ihre Vermählung hätte stattfinden sollen, einem hitzigen Fieber. Mich ergriff dieser plötzliche Todesfall auf's Tiefste, und ich eilte zu meinem ehemaligen Freunde, um ihn zu trösten und mit ihm zu weinen. Er aber wies mich barsch von sich hinweg. — Du bist es, schrie er mir entgegen, der sie getödtet hat! Du hast uns unser Glück nicht gegönnt, Du hast ein Ajin Hora auf sie geworfen, dem sie erliegen mußte! — Alle Versicherungen und Betheuerungen meinerseits waren vergebens; Raphael beharrte in seinem Zorne; wir wurden auf's Neue unversöhnliche Feinde. — Jahre vergingen; Mendel überwand seinen Kummer und verheirathete

sich; einige Jahre nachher ließ auch ich mich von dem Drängen meiner Eltern bestimmen, ein Weib zu nehmen. Meine Ehe war, wenn auch keine glückliche, doch eine friedliche. Meine Frau starb, nachdem sie einem Töchterchen das Leben gegeben; ich konnte mich nicht entschließen, zum zweiten Male zu heirathen. Ich lebte nur für meine Tochter; sie war meine Freude, mein Glück, mein Alles. Unterdessen nahm mein Wohlstand zu; mein Geschäft vergrößerte sich; ich wurde ein reicher Mann. Plötzlich brach eine furchtbare Katastrophe über Hamburg herein: der große Brand vom Jahre 1842, von dem Sie gehört haben werden. Es war ein ungewöhnlich heißer und trockener April gewesen; alles war ausgetrocknet. Da brach mit entsetzlicher Gewalt jenes furchtbare Feuer aus, welches in wenigen Tagen einen großen Theil Hamburgs in Asche legte. Die schreckliche Gluth war nicht zu löschen; da man nicht Zeit hatte, die großen Vorrathshäuser an der Alster, in denen zahllose Fässer, mit Spiritus oder Oel angefüllt, lagerten, zu räumen, so ließ man den Inhalt derselben auslaufen. Dieser ergoß sich in die Alster und bedeckte die Oberfläche derselben. So kam es, daß selbst der Fluß in Brand gerieth, und die Nachen und Schiffe, auf welche die Leute ihre Habe gerettet hatten, verbrannten. Auch ich gehörte zu den von der Feuersbrunst Betroffenen. Als mein Haus in Flammen gerieth, war nichts mehr zu retten. Ich schätzte mich glücklich, daß ich unversehrt, mein Töchterchen auf dem Arme haltend, den Flammen entrinnen konnte. Mein Haus, mein Waarenlager, meine Bücher, meine Werthpapiere, mein Gold und mein Silber — Alles wurde von dem entfesselten Elemente hinweggerafft. Damals war Hamburg in großer Noth. Die Kapitalien der Versicherungsgesellschaften reichten nicht aus, den

ungeheuren Schaden zu ersetzen. Hamburg ist vor allem eine Handelsstadt und sein Credit ist sein Lebenselement. Dieser Credit war in der weiten Welt auf's Tiefste erschüttert, und auch die nicht von der Feuersbrunst Betroffenen geriethen in die größte Verlegenheit. Da war es ein edler Glaubensgenosse, Salomon Heine, der Oheim des berühmten Dichters Heinrich Heine, welcher Hamburg rettete. Er, der siebenzehnfache Millionär, erklärte, jeden auf Hamburg lautenden Wechsel acceptiren zu wollen. Durch dieses edelmüthige Anerbieten war der erschütterte Credit wiederhergestellt. Der Handelsstand gewann Zeit, sich zu erholen und seinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Auch ich konnte mich vor dem Bankerotte schützen; allein mein Wohlstand war tief erschüttert. Von der Assecuranz, bei der ich versichert gewesen war, erhielt ich nur zwanzig Procent der Versicherungssumme, was gerade hinreichte, um meine Gläubiger zu befriedigen; ich behielt fast nichts übrig und mußte wieder von vorne anfangen. Das that ich denn auch mit Anstrengung aller meiner Kräfte; mein Geschäft begann wieder zu erblühen. Aber die Aufregungen, die ich erlebt hatte und die Ueberanstrengung untergruben meine Gesundheit und warfen mich auf's Krankenlager. Viele Wochen schwebte ich zwischen Leben und Tod, bis endlich meine kräftige Natur die Oberhand gewann; so ging ich langsam meiner Genesung entgegen. Allein ich war auf's neue zum Bettler geworden. Ich bedurfte eines kleinen Kapitals, um wiederum mein Geschäft zu beginnen. An viele Thüren klopfte ich vergeblich; überall wurde mir meine Bitte abgeschlagen. Da entschloß ich mich schweren Herzens, meinen ehemaligen Freund Mendel aufzusuchen. Dieser war unterdeß ein reicher Mann geworden. — Raphael, sagte ich zu ihm, vergiß

unsere Feindschaft und gedenke der Zeit, da wir treue, unzertrennliche Freunde waren. Die Hand Gottes hat schwer auf mir gelastet; ich habe, Du weißt es, Alles verloren und völlig ohne meine Schuld. — Was redest Du, schrie er mich an, ohne Deine Schuld? Bist Du nicht ein Posche Jisroel geworden? Gehst Du nicht in den Tempel, wo man den Moschiach verleugnet und die Korbonaus? Mach, daß Du fortkommst, ich will nichts von Dir wissen! — Raphael, sagte ich, ich will Dir versprechen, mich künftighin vom Tempel fern zu halten! Hilf mir jetzt. Ich fühle die Kraft in mir, alles wieder zu erwerben, was ich verloren habe, und noch mehr dazu. Gewähre mir auf ein Jahr ein zinsfreies Darlehen von 5000 Mark. — Daß ich ein Narr wäre, entgegnete er, und mein Geld so wegwerfe! Man weiß ja, wie das geht. Und wenn das Jahr um ist, was kann ich Dir thun? — Raphael, sagte ich, bei unserer alten Freundschaft beschwöre ich Dich, mich nicht der Verzweiflung preiszugeben. Wenn Du mir nicht hilfst, so weiß ich nicht, was ich anfangen soll. Ueberall habe ich vergeblich angeklopft. Um meines Töchterchens willen bitte ich Dich, mir zu helfen. Erbarme Dich des unschuldigen Kindes und erhalte ihm den Vater, den Ernährer! ich, ich würde durch einen Sprung ins Wasser meinen Leiden ein Ende machen; aber dann würde mein Töchterchen ganz verlassen sein. — Du trägst Dich mit Selbstmordgedanken, schrie Raphael. Sagte ich es doch, daß Du ein Posche Jisroel bist. Geh mir aus den Augen oder ich lasse Dich hinauswerfen. — Ich ging nicht; ich warf mich ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie nnd benetzte den Fußboden mit Thränen. Er aber rief den Hausknecht herbei, um mich gewaltsam zu entfernen. Ich ging, Verzweiflung im Herzen. — Was ist's weiter,

sagte ich zu mir, wenn ich meinem Leben ein Ende mache? Meine Tochter kommt dann in's Waisenhaus und ist dort besser versorgt als bei mir. Während ich meine Schritte der Elbe zulenkte, kam ein Mann auf mich zu, ein ehemaliger Geschäftsfreund; es war Ihr Vater, junger Freund. Er fragte mich nach meinem Ergehen, und ich klagte ihm mein Leid. Er hatte Mitleid mit mir und borgte mir 1000 Thaler, 2500 Mark Hamburger Courant. Ich konnte jetzt wieder etwas anfangen, und Alles, was ich unternahm, gelang; so konnte ich nach Jahresfrist meine Schuld Ihrem Vater abtragen, und wenige Jahre nachher war ich wieder ein wohlhabender Mann. — Die weisen Talmudisten behaupten, daß ein Rad umhergehe in der Welt; wer heute oben sei, befinde sich morgen unten, und wer unten ist, wird durch den Wechsel der Ereignisse in die Höhe getragen. Während ich immer reicher wurde, ging es mit meinem ehemaligen Freunde Raphael Mendel immer mehr rückwärts. Nach einer Reihe von Jahren mußte er sein Geschäft aufgeben und war gezwungen, sich durch Unterricht im Hebräischen kümmerlich zu ernähren. Er hatte nur einen Sohn, einen träumerischen Jüngling, der für das Geschäft nicht talentirt war. Der Junge hatte viel gelernt; er wollte Rabbiner werden; allein er war zum Prediger nicht geeigenschaftet. — Unterdeß war meine Tochter herangewachsen und hatte sich zu einem eben so schönen wie geistvollen Mädchen entwickelt. Die vornehmsten und reichsten jungen Männer bewarben sich um ihre Gunst; sollte sie doch einst die Erbin meines großen Vermögens werden. Da lernte meine Tochter bei einer Schwester ihrer verstorbenen Mutter den jungen Gabriel Mendel kennen, und sollte man es meinen, meine geistsprühende, schöne Emilie verliebte sich in diesen Schlemiel,

in den Sohn des Mannes, den ich haßte mit der ganzen Gluth meines Herzens, in den Sohn des Mannes, der mich einst in der hartherzigsten Weise in den Tod hatte jagen wollen. Lange erfuhr ich nichts von der tollen Neigung Emiliens. Da hielt eines Tages der junge, schöne, feingebildete Sohn eines unserer ersten Banquiers um ihre Hand an. Als ich in sie drang, in diesen Ehebund zu willigen, gestand sie mir ihre Liebe für Gabriel Mendel. Ich war außer mir vor Wuth, ich schwur die heiligsten Eide, daß ich niemals in diese Verbindung willigen werde, und daß noch an demselben Abende die Verlobung mit dem Banquierssohn statthaben müsse. Ich hielt Wort, meine Tochter schwieg und ließ alles über sich ergehen. Die Verlobung wurde an demselben Abend mit großem Prunke gefeiert. Wenige Tage nachher war meine Tochter verschwunden. Erlassen Sie mir die Schilderung jener schrecklichen Zeit. Schon hatte ich mich an den Gedanken gewöhnt, daß mein unglückliches Kind einen freiwilligen Tod gesucht habe, als ich einen Brief von ihr empfing, in welchem sie mir mittheilte, daß sie zu einer Tante ihres Geliebten, welche in einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands wohnte, entflohen sei; dahin war ihr Gabriel Mendel einige Wochen nachher nachgereist; sie war bereits sein Weib geworden. Er hatte in derselben kleinen Stadt die Stelle eines Jugendlehrers bei der israelitischen Gemeinde angenommen. Emilie erflehte meine Verzeihung; ich konnte sie nicht gewähren. Alle ihre Briefe habe ich unbeantwortet gelassen. Auch als ihr Mann starb und sie als Wittwe mit zwei kleinen Mädchen zurückließ, konnte ich mich nicht entschließen, sie wiederzusehen. Sie hat sich zu hart an mir versündigt. Selbst ihre Töchter will ich nicht sehen. Sind sie doch die Enkelinnen des Mannes, der

mich so unbarmherzig in den Tod hat jagen wollen!"

Simonsohn schwieg. Nach einer Pause erhob er sich und ging den abschüssigen Fußweg hinab, der von dem Gipfel des Berges in das Thal führt und in der Nähe der Schützenhalle endigt; sein junger Begleiter folgte ihm.

III.

„Warum so traurig, lieb' Mütterchen?" fragte Franziska, indem sie einen Schemel herbeizog und sich zu den Füßen der Mutter setzte. „Die Trauerzeit ist ja vorüber, und morgen ist der Sabbat des Trostes. Da ist alle Welt fröhlich und vergnügt; nur mein liebes Mütterchen ist traurig!"

Sie ergriff die Hand der Mutter und bedeckte sie mit Küssen.

„„Mein Herzenskind,"" antwortete die Mutter, „„Du bist so herzig und gut; die Sorge um Deine und Deiner Schwester Zukunft ist es, die mein Herz belastet. Euer Vater ist todt; Euer Großvater will nichts von Euch wissen, und ich fühle mich schwach und angegriffen. Wenn mein Vater in seinem Hasse gegen uns beharrt — er ist ein alter Mann und seine Gesundheit ist wankend. Was soll aus Euch werden, wenn er sein großes Vermögen Fremden zuwendet, wenn er uns enterbt? Ihr müßtet eine dienende Stellung suchen, Ihr, die Enkelinnen des reichen Großhändlers Moritz Simonsohn in Hamburg!""

„Mache Dir unseretwegen keine Sorgen, lieb' Mütterchen. Wir sind stark und gesund, können arbeiten und uns unser Brod verdienen. Wir haben durch Deine und des seligen Vaters Fürsorge eine sorgfältige Erziehung genossen; wir können überall als Gouvernanten oder Lehrerinnen ein Un-

terkommen finden, und wenn Schwester Rosalien's lebhaftes Temperament sie am Unterrichtgeben hindert, so wird sich wohl noch ein anderer Beruf für sie finden. Sie mag sich, wenn es sein muß, eine Stelle als Gesellschafterin bei einer vornehmen Dame oder als Verkäuferin in einem Laden suchen."

„„Es ist gerade das lebhafte Temperament Deiner Schwester, wie Du es nennst, welches mich mit schwerer Sorge erfüllt; ich fürchte, der leichte Sinn derselben könnte in Leichtsinn ausarten. Sie weiß, wie sehr ich dagegen bin, daß Ihr an dem Balle Theil nehmt, welchen die hiesige Jugend zur Feier des morgigen Sabbats veranstaltet. So lange Dein seliger Vater lebte, wußte er es immer zu hintertreiben, weil solche Tanzbelustigungen, zumal an Sabbaten und Feiertagen, gegen das heilige Religionsgesetz verstoßen. Du, liebes Kind, lebst ganz in seinem und meinem Sinne; aber Deine Schwester fügt sich nur mit Widerstreben meinem strengen Verbote.""

„Sie ist noch so jung!"

„„Ein Jahr jünger als Du.""

Es wurde an die Thüre geklopft, durch die auf den einladenden Ruf der Frau Dr. Mendel ein junger, sehr elegant gekleideter Mann hereintrat.

„Entschuldigen Sie, meine Damen," sagte er, „daß ich mich so sans façon bei Ihnen einführe; ich heiße August Meyer und bin aus Berlin, Vertreter und Theilhaber der Firma Abraham Meyer jr. Mein Vater ist ein intimer Freund des Herrn Moritz Simonsohn in Hamburg, dessen Bekanntschaft ich vor kurzer Zeit in Kissingen machte."

Franziska holte einen Stuhl herbei und lud Herrn Meyer ein, sich zu setzen. Frau Dr. Mendel konnte vor großer Erregung nicht sprechen. Es war das erste Mal seit ihrer Verheirathung oder

vielmehr seit ihrer Flucht aus dem elterlichen Hause, daß sie irgend eine Nachricht von ihrem Vater erhielt. Alle ihre Briefe waren uneröffnet zurückgekommen, jeder Annäherungsversuch war zurückgewiesen worden. Sollte ihr Vater diesen jungen Mann geschickt haben, um eine Versöhnung anzubahnen?

„Seien Sie uns herzlich willkommen," sagte sie, als sie sich endlich gefaßt hatte. „Ich bin hocherfreut, durch Sie endlich einmal Nachricht von meinem Vater zu erhalten. Wie geht es ihm, wie sieht er aus? Hat er sehr gealtert? Ist ihm die Kissinger Kur gut bekommen? Ach, ich bestürme Sie mit Fragen, und Sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich mich seit zwanzig Jahren vergebens nach directen Nachrichten von meinem Vater sehne!"

„„Doch, gnädige Frau,"" antwortete Meyer, „„Ihr Herr Vater hat mir davon erzählt, daß trübe Verhältnisse zwischen Sie und ihn getreten sind. Ihr Herr Vater ist sonst ein stiller, verschlossener Mann. Mich hat er seines Vertrauens gewürdigt, nicht etwa um meiner geringen Person willen, sondern weil ich der Sohn seines Jugendfreundes bin, der ihm einst in düsterer Nothlage eine hilfreiche Hand bot.""

„Ah, Sie sind der Sohn jenes Abraham Meyer aus Berlin, der meinem Vater aufhalf, als er, Verzweiflung im Herzen, den Tod in den Wellen suchen wollte! Seien Sie mir doppelt willkommen. Sie sind mir kein Fremder. Mein Vater hat mir oft von jener rettenden That erzählt. Und nun erzählen Sie mir. Wie geht es meinem Vater?"

„„Es geht ihm soweit recht gut. Die Kur in Kissingen wirkt zwar recht angreifend auf ihn, doch betrachtet man das dort als ein gutes Zeichen.""

„Wußte mein Vater, daß Sie hierher nach N—g reisen, daß Sie uns hier aufsuchen würden?"

„„Nein, gnädige Frau, davon wußte er nichts. Ich erhielt erst in Würzburg, wohin ich mich von Kissingen aus begab, Ordre von meinem Hause in Berlin, meine Geschäftsreise bis hierher auszudehnen. Eigentlich wollte ich zu Sonnabend wieder zu Hause sein; allein ich wurde gestern Abend von einem Kunden auf heute Morgen wiederbestellt, und so wurde es mir unmöglich, Berlin vor dem Eintritte des Sabbats zu erreichen. Da meine Geschäfte nun hier beendet sind, so wollte ich mir die Freude machen, die Tochter und die Enkelinnen des Freundes meines Vaters kennen zu lernen.““

„Wie dankbar bin ich Ihrem hiesigen Kunden, daß mir durch ihn das Glück zu Theil geworden ist, etwas von meinem Vater zu vernehmen! Sie können sich nicht vorstellen, wie mein Herz seit vielen Jahren sich danach sehnt! Ach, ich weiß es nur zu gut, daß ich eine schwere Schuld gegen meinen Vater auf meine Seele geladen habe; allein, ich konnte nicht anders, uud wenn ich noch einmal . . . .“

Bei diesen Worten ihrer Mutter wollte Franziska sich still entfernen, Frau Dr. Mendel hielt sie zurück.

„Bleibe nur, mein Kind,““ sagte sie, „„Du darfst das hören, Du kennst und weißt ja seit langer Zeit Alles, was mein Leben verdüstert. Erlauben Sie, Herr Meyer, daß ich Ihnen meine älteste Tochter Franziska vorstelle; meine jüngere Tochter Rosalie wird bald nach Hause zurückkehren.“

Meyer verneigte sich vor der jungen Dame, die erröthend seinen Gruß erwiderte.

„„Ich bin fest überzeugt,““ sagte der junge Mann, „„wenn Herr Simonsohn wüßte, welch' ein großer Schatz ihm hier in diesem entlegenen Städtchen aufbewahrt ist in dem Besitze einer solchen Enkelin, er würde seinen Zorn fahren lassen und

versöhnt und liebevoll in diese wunderbaren Augen schauen.““

Franziska schlug die Augen nieder und trat, innerlich empört, an das Fenster. Sie war in der That ein sehr schönes Mädchen, aber viel zu züchtig und bescheiden, als daß sie es nicht empört hätte, daß ein ihr völlig Unbekannter es wagte, ihr Derartiges in's Gesicht zu sagen.

Frau Dr. Mendel achtete nicht auf das Unpassende in Meyer's Anrede an ihre Tochter; sie hatte nur das eine herausgehört, daß es vielleicht möglich sei, daß ihr Vater durch den Anblick Franziska's versöhnt werde. Sie war zu sehr besorgt um die Zukunft ihrer Töchter, als daß sie diesen Gedanken nicht freudig aufgefaßt hätte.

„Glauben Sie, Herr Meyer,“ sagte sie, „daß der Anblick meiner Töchter meinen Vater versöhnen könnte? O, sein Zorn ist so groß, daß er nach zwanzig Jahren noch eben so böse auf mich ist, wie damals, als mein erster Brief ihm die Kunde meines Ungehorsams brachte, und ich — ich konnte nicht anders handeln. Ich liebte meinen Gatten mit der ganzen Gluth meiner Seele, und doch wäre es mir möglich gewesen, dieser Liebe zu entsagen, wenn mich mein Vater nicht dazu gedrängt hätte, mich mit einem Andern zu verloben. Ich weiß nicht, Herr Meyer, wie Sie über religiöse Angelegenheiten denken; da Sie am Sabbat nicht reisen wollen, so vermuthe ich, daß Sie ein gesetzestreuer Jude sind. — Trotzdem mein Vater sich zu der Tempelgemeinde in Hamburg hielt, lebte er doch in seinem Hause so, wie das jüdische Religionsgesetz es vorschreibt. Er war zu der Tempelgemeinde lediglich aus Haß gegen den Vater meines seligen Gatten übergetreten. Da ich meine Mutter früh verloren hatte, so erzog mich eine alte Verwandte und zwar streng nach den Grundsätzen un-

serer heiligen Religion. Mein Vater hatte sich nie um meine Erziehung bekümmert. Er hatte seine Geschäftslokalitäten in der Stadt, während unsere Wohnung sich vor dem Thore befand. Wenn er Abends aus dem Geschäfte zurückkehrte, so erfreute er sich an meinem Klavierspiel, an meinem Gesange, unterhielt sich mit mir über alle möglichen Dinge, über Theater und Literatur, nur nicht über Religion; es war in dieser Beziehung ein Zwiespalt in ihm, so daß die Erwähnung dieses Thema's ihn unangenehm berührte. Und nun plötzlich sollte ich gezwungen werden, einen jungen Mann zu heirathen, der zwar viele äußere Vorzüge besaß, der aber ganz außerhalb des Judenthums stand, der die Sabbate und Feiertage nicht kannte, die Speisegesetze tagtäglich verletzte, der mir lachend erzählte, daß er am Vorabende des Versöhnungsfestes im Thalia-Theater gewesen und sich bei der Aufführung von Lumpazi-Vagabundus köstlich amüsirt habe. Und das war nicht etwa Leichtsinn von ihm, sondern er behauptete, daß sein Thun seinen Grundsätzen analog sei. Er war ein glühender Verehrer Schopenhauers und leugnete das Dasein Gottes. Ich wäre lieber gestorben, als daß ich einem solchen Manne meine Hand gereicht hätte zum ewigen Bunde. Mein Vater war allen meinen Vorstellungen unzugänglich. Ihn beherrschte nur der eine Gedanke, daß ich nicht den Sohn seines Todfeindes heirathen sollte. Da blieb mir nichts übrig, als ihm zu entfliehen und mich mit dem Geliebten meines Herzens zu verbinden. Ich habe schwer mit mir gekämpft und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich nicht anders handeln konnte. Mein Vater hat sich unterdeß als unversöhnlich bewiesen. Ich kenne seine Gründe und weiß, daß er Ursache hatte, meinem seligen Schwiegervater gram zu sein. Allein, über das Grab hinaus sollte er nicht zür-

nen und meine unschuldigen Töchter sollte er die Kränkung nicht büßen lassen, die ich ihm nothgedrungener Weise zufügen mußte."

„„Gnädige Frau, gestatten Sie mir, Ihnen meine aufrichtige Bewunderung auszusprechen. Ihre Handlungsweise war nicht allein edel und schön, sie war heroisch. Sie haben auf alle äußere Vorzüge des Lebens verzichtet, um dem Drange ihres Herzens zu folgen, noch mehr, Sie haben den frohen Genuß des Reichthums hintenangesetzt, um in bescheidenen Verhältnissen der heiligen Religion Israels treu zu bleiben. Gestatten Sie mir, Ihnen nochmals meine volle, unbegrenzte Bewunderung auszusprechen und nehmen Sie die Versicherung entgegen, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten werde, um Ihren Herrn Vater zu versöhnen. Und Sie, mein Fräulein, preise ich glücklich ....""

August Meyer wandte sich bei diesen Worten dem Fenster zu, um seine pathetische Anrede an Franziska zu richten; allein, diese hatte unbemerkt das Zimmer verlassen,

Da öffnete sich die Thüre, und ein junges Mädchen hüpfte herein. Als sie den Fremden erblickte, blieb sie erstaunt stehen.

„Komm näher, Rosalie," rief ihr Frau Dr. Mendel entgegen; „ich habe die Ehre, Dir Herrn August Meyer aus Berlin vorzustellen."

Meyer drehte sich um und verneigte sich vor dem jungen Mädchen, das, noch halb ein Backfisch, den eleganten jungen Mann mit großen Augen betrachtete.

„„Ich schätze mich glücklich,"" sagte Meyer, „„eine junge Dame kennen zu lernen, die durch ihr bloßes Erscheinen alle Herzen gewinnen muß.""

Auch Rosalie erröthete; allein sie fühlte sich durch die Schmeichelei durchaus nicht unangenehm berührt.

„Sie sind zu gütig," stammelte sie.

„„Gnädige Frau,"" redete Meyer die Mutter an, „„ich führe Sie und Ihre lieblichen Töchter im Triumph nach Hamburg, und da werden wir die so hartnäckig vertheidigte Festung im Sturm nehmen.""

IV.

Es war selbstverständlich, daß Herr Meyer von Frau Dr. Mendel zum Essen eingeladen wurde, und er nahm diese Einladung bereitwilligst an. Als die Rede auf den Ball kam, welchen die israelitische Jugend des Städtchens zu Ehren des Sabbat Nachamu veranstaltete, sprach Herr Meyer seine volle Entrüstung darüber aus, daß man den Sabbat auf diese Weise entheilige, zum großen Verdrusse Rosaliens, welche gar zu gerne an dieser Belustigung Theil genommen hätte.

„Warum," fragte sie, „soll man am Sabbat nicht tanzen dürfen? Man soll doch den Sabbattag als einen Tag der Wonne und des Vergnügens begehen! Gibt es eine größere Wonne als bei den lustigen Tönen der Musik sich im Tanze zu wiegen? Was für eine Arbeit soll es sein, am Sabbat zu tanzen?"

„„Liebes Kind,"" antwortete die Mutter, „„es ist in der That keine Arbeit, und biblisch wäre es erlaubt. Allein unsere Rabbinen haben es verboten. Uebrigens gehört das Tanzen, namentlich dasjenige, was man in unserer Zeit und in unserer Gegend darunter versteht, daß nämlich Herren und Damen zusammen tanzen, selbst an den Wochentagen nicht zu den Dingen, welche das jüdische Religionsgesetz für besonders verdienstlich erklärt, um mich des allergelindesten Ausdruckes zu bedienen.""

„Aber Mama,“ sagte Rosalie schmollend, „ich wäre ja schon zufrieden, wenn ich mit meiner Freundin zusammen tanzen könnte. Ach, ich tanze so gerne! Unsere Rabbinen hätten dies wohl erlauben können!“

„„Lieb Schwesterchen,““ sagte Franziska, „„rede doch nicht so! Du versündigst Dich an dem Andenken unseres seligen Vaters, wenn Du so sprichst. Du weißt, wie streng er darauf hielt, daß wir alle Gebote unserer heiligen Religion, mögen sie nun biblischen oder rabbinischen Ursprungs sein, auf das Sorgfältigste beobachteten. „Der Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht,“ diesen Ausspruch des königlichen Sängers, führte er stets im Munde. Das, sagte er, ist der Unterschied zwischen uns und den modernen Glaubensgenossen. Auch wir denken über Gottes Gebote nach, um sie zu verstehen, aber nicht um sie zu bekritteln. Für uns ist die Gottesfurcht aller Weisheit Anfang. Jene aber wollen zuvor den Grund der Gesetze erforschen, ehe sie dieselben befolgen, und so kommt es, daß sie weder Weisheit noch Gottesfurcht erlangen.““

„Mein Fräulein,“ sagte Meyer, „ich bewundere Sie. Welch ein großer Mann muß Ihr Herr Vater gewesen sein, daß er solch eine Tochter erzogen hat.“

Rosalie warf dem jungen Manne einen bitterbösen Blick zu.

„Auch ich,“ sagte sie, „auch ich bin die Tochter meines Vaters!“

„„Gewiß, Fräulein Rosalie,““ entgegnete Meyer lächelnd, „„auch Sie werden dem Andenken Ihres seligen Vaters Ehre machen, und die Bewunderung, die ich für Fräulein Franziska hege, schließt die Verehrung nicht aus, die ich für Sie, mein Fräulein, empfinde.““

Am andern Morgen besuchte Meyer die Synagoge und wurde zur Thora gerufen. Er ließ der Frau Mendel und ihren Töchtern einen Mischberach machen und gelobte achtzehn Mark für wohlthätige Zwecke und achtzehn Mark für die Bediensteten der Gemeinde. — Der junge, elegante Berliner erregte in der kleinen Gemeinde das größte Aufsehen. Es ward sofort bekannt, daß er im Hause der Frau Dr. Mendel verkehrte und es galt als ausgemachte Sache, daß er nicht ohne Absichten nach N—g gekommen sei. Diese Meinung der Leute wurde noch durch den Umstand bekräftigt, daß Meyer am Sonntage nicht abreiste. Er habe, sagte er, einen Brief von seinem Vater erhalten, in welchem derselbe den Wunsch ausspreche, daß sein einziger Sohn einige Wochen in dieser so überaus gesunden Gegend verweile. Als gehorsamer Sohn mußte er natürlich den Wünschen seines Vaters Folge leisten. Daß er den größten Theil seiner Zeit in dem Hause der Frau Dr. Mendel verbrachte, war selbstverständlich. Die Mutter, welche Tag und Nacht an die Zukunft ihrer Töchter dachte und in dem jungen Meyer den geeigneten Vermittler erblickte, ihren alten Vater zu versöhnen, begünstigte diesen Verkehr. — Franziska hatte anfangs die Huldigung des jungen Meyer streng zurückgewiesen. Es war etwas in seinem Wesen, was ihr manirirt und gemacht erschien. Der junge Berliner war jedoch dasjenige, was Göthe einen Anempfinder nennt; er wußte sich sehr geschickt in die Denkungsart des jungen Mädchens hineinzufinden und nur das zu sagen, was ihr gefallen mußte. So gelang es ihm, binnen kurzer Zeit ihre Neigung zu gewinnen zum großen Verdrusse Rosaliens, welche den jungen, schönen eleganten Fremden gern für sich erobert hätte. Es war noch Jemand in N—g, den diese Beobachtung

mit Gram und Schmerz erfüllte. Herr Jacob Bernstein war der Nachfolger des verstorbenen Dr. Mendel; er fungirte in der Gemeinde als Prediger, Vorbeter und Religionslehrer. Er war ein tüchtiger, für seinen Beruf begeisterter, junger Mann, von guten und strengen Grundsätzen beseelt. In seinem Herzen hatte er eine stille Neigung für die älteste Tochter seines Vorgängers gefaßt. Dieses Gefühl blieb ihm selbst so lange unbewußt, bis Meyer in N—g. erschien und im Hause der Frau Dr. Mendel tagtäglich verkehrte. Da wurde es dem jungen Lehrer plötzlich klar, wie tief und innig er Franziska liebte. Es war zu spät; der junge Mann mußte sich sagen, daß er unmöglich mit einem Nebenbuhler wie Meyer hätte concurriren können. Bernstein war arm, hatte eine untergeordnete, wenig einträgliche Stellung und durfte auch kaum hoffen, eine bessere zu erlangen. Meyer dagegen besaß alle Vorzüge des Körpers, des Geistes, der gesellschaftlichen Stellung und war außerdem sehr reich. Es blieb dem armen Lehrer nichts übrig, als gegen das Gefühl seines Herzens anzukämpfen und zu entsagen.

Und Meyer? was fesselte ihn an N—g? weßhalb war er hergekommen, weßhalb war er dageblieben?

Um die Gründe seines Benehmens zu erforschen, wollen wir ihn in seinem Gasthofe aufsuchen und ihm über die Schulter blicken, während er einen Brief nach Hamburg schreibt. Derselbe lautet:

N—g, den 12. August, 18..

Sehr verehrter Herr Simonsohn!

Hoffentlich sind Sie wohl und munter in Hamburg angelangt und wird die Kissinger Kur die gewünschte Wirkung gehabt haben. Als ich Sie in Kissingen verließ und nach Würzburg kam,

fand ich daselbst Briefe von Berlin vor, die meiner Reise eine andere Richtung gaben. Immerwährend beschäftigte meinen Geist die Erinnerung an die Erzählung Ihrer Lebensereignisse, die mir mitzutheilen Sie so gütig waren. Als ich nach N—g kam, erinnerte ich mich, daß Sie mir gesagt hatten, daß Ihre Frau Tochter hier wohne. Ich beschloß, dieselbe aufzusuchen, und ich fand, daß Sie hier zwei Enkelinnen besitzen, auf die Sie mit Recht stolz sein können. Es sind zwei junge Damen, gleich ausgezeichnet durch Geist und Schönheit. Sie könnten, verehrter Herr Simonsohn, den Abend Ihres Lebens verschönen, wenn Sie sich mit Ihrer Frau Tochter aussöhnen und derselben verzeihen möchten. Es würde auch für Sie ein neues Leben beginnen, und die beiden herrlichen jungen Mädchen würden es gewiß verstehen, Sie zu erheitern, und Sie mit neuem Lebensmuthe zu erfüllen. Nicht will ich Ihnen verhehlen, daß die ältere der beiden Mädchen einen großen Eindruck auf mich gemacht hat; ich würde mich glücklich schätzen, sie als meine Gattin heimzuführen; allein, wie ich meinen Vater kenne, wird er nie seine Einwilligung dazu geben, daß ich ein Mädchen ohne Vermögen heirathe. Sie sagten mir, daß Sie sich meinem Vater zum Danke verpflichtet fühlen. Tragen Sie diese Schuld der Dankbarkeit an dem Sohne ab, indem Sie Ihrer eigenen Enkelin eine angemessene Mitgift gewähren. Sie würden dadurch zum Glücklichsten der Sterblichen machen

Ihren ganz ergebenen

August Meyer,

Sohn von Abraham Meyer jr. in Berlin.

Also, Herr Meyer liebte Franziska jedoch nur unter der Bedingung, daß der Großpapa 100,000 Thaler herausrücken würde.

Nach wenigen Tagen erhielt Herr Meyer eine Postkarte aus Hamburg, durch welche ihm der alte Simonsohn die Mittheilung machte, daß er seinen Plänen nicht abgeneigt sei, und daß er ihn bitte, zur näheren Besprechung derselben nach Hamburg zu kommen.

Herr Meyer befand sich über die nächsten Schritte, die er nunmehr zu thun habe, in einiger Verlegenheit. Die Klugheit rieth ihm, mit der Bewerbung um die Hand Franziskas so lange zu warten, bis er von Hamburg zurückkehre und Gewißheit über die zu erwartende Mitgift habe. Dagegen war zu befürchten, daß Franziska sein Benehmen durchschauen und die Annahme seines Antrages verweigern könne.

„Im Grunde," sagte er zu sich selbst, „was habe ich zu wagen, wenn ich mich jetzt mit dem Mädchen verlobe? Sollte der Alte zu schimpflich bieten, so kann ich ja die Partie wieder abgehen lassen."

Diese Erwägung gab den Ausschlag. Herr Meyer suchte Frau Dr. Mendel auf und gab ihr in den hochtönendsten Phrasen die Versicherung, wie sehr er ihre Tochter Franziska liebe und daß sein Lebensglück vom Besitze derseben abhänge.

Frau Dr. Mendel weinte vor Freude über das ihrer Tochter bevorstehende Glück; sie gab mit Freuden ihre Einwilligung und ermächtigte den jungen Mann, bei Franziska um deren Hand zu werben.

Franziska war sehr überrascht. Sie erbat sich Bedenkzeit, um ihr Herz zu prüfen. Wohl hatte der schöne, feingebildete junge Mann einen höchst angenehmen Eindruck auf sie gemacht; allein sie empfand im Innersten ihres Herzens, daß nicht dieser der Mann war, der dem Ideale desselben entsprach.

Als Franziska dieses Bedenken in Gegenwart von Mutter und Schwester aussprach, wurde sie von Beiden auf das Ernstliche gescholten.

„Was ist meine weise, verständige Schwester," sagte Rosalie, „plötzlich so thöricht geworden! Hat Dir das unerwartete Glück den Verstand verwirrt? Ist es doch beinahe wie im Mährchen. Ein fremder Prinz kommt, fromm, reich, jung, schön, und wirbt um das Aschenbrödel, das nichts hat als ihr hübsches Lärvchen — und die verwunschene Prinzessin will dieses Glück von der Hand weisen und sagen: Nein, mein Prinz, ich liebe Dich nicht; Du bist zwar jung, reich, schön und auch fromm; ich aber möchte einen haben, der eben so jung, reich, schön aber noch frömmer ist."

In ähnlicher Weise schalt die Mutter, und Franziska selbst mußte sich sagen, daß sie nicht das Recht habe, ein so großes Glück von der Hand zu weisen. So gab sie ihr Jawort, und Herr Meyer behauptete, daß er der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden sei.

Die ganze israelitische Gemeinde zu N—g nahm an dem Glücke Franziskas den wärmsten Antheil. Alle beeilten sich, dem Brautpaare die herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Nur Einer, Herr Jakob Bernstein, vermochte es nicht über sich zu gewinnen, bei Frau Dr. Mendel einen Gratulationsbesuch zu machen.

V.

Der Bräutigam verbrachte den folgenden Sabbat noch in N—g; am Sonntage wollte er seine Reise nach Hamburg antreten. Als er am Samstag-Morgen die Synagoge besuchte, trat ihm ein Mann entgegen, bei dessen Anblick Herr Meyer erschrak.

Es war Herr Fellmann, mit dem er in Kissingen im Hotel Sanner zu Mittag gespeist hatte. Herr Fellmann hatte „Jahrzeit“ und war in die Synagoge gekommen, um Kaddisch zu sagen. Geschäfte hatten ihn nach N—g geführt.

„Ich bitte Sie, Herr Fellmann,“ flüsterte Meyer seinem Bekannten ins Ohr, „verrathen Sie meine religiösen Grundsätze nicht; ich habe mich hier mit einem sehr frommen Mädchen verlobt. Sie würden mich unglücklich machen, wenn Sie hier erzählen würden, daß ich nicht immer religiös gelebt habe.“

Fellmann drückte ihm die Hand und sagte leise:

„„Sie können sich beruhigen; ich werde Sie hier nicht verrathen.““

Fellmann hatte sich hinreißen lassen, ein Versprechen zu geben, welches er im nächsten Augenblicke bereute.

„Dieser Lump,“ sagte er vor sich hin, „hat in Kissingen meine Tochter Louise verspottet, so daß die ganze Tischgesellschaft über sie gelacht hat! Nun, ich werde sehen, daß ich ihm dennoch eins eintränke.“

Als Fellmann nach dem Schlusse des Gottesdienstes die Synagoge verließ, begleitete ihn einer seiner Geschäftsfreunde. Diesen fragte er nach der Braut des jungen Berliners, und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß dieselbe eine Enkelin jenes mürrischen, alten Simonsohn sei, der in Kissingen sein ständiger Tischgenosse gewesen war.

Als Meyer am Sonntage von N—g abreiste, begleiteten ihn Frau Dr. Mendel und deren Töchter nach dem Bahnhofe. Meyer nahm von den drei Damen den zärtlichsten Abschied und fuhr von dannen. Als die Damen nach ihrer Wohnung zurückkehrten, begegnete ihnen der junge Lehrer, Jacob

Bernstein. Er zog verlegen seinen Hut und wollte vorübergehen. Frau Dr. Mendel hielt ihn zurück.

„Herr Bernstein," sagte sie, „warum haben Sie uns Ihre Glückwünsche noch nicht ausgesprochen? Das ist nicht freundschaftlich von Ihnen!"

Herr Bernstein, wurde über und über roth, stammelte einige unverständliche Worte und eilte davon.

Rosalie sah ihm nach und brach in ein helles Gelächter aus.

„Den hast Du auf dem Gewissen, Franziska," sagte sie, „der ist in Dich verschossen bis über die Ohren! Eines Tages vernehmen wir, daß er sich in's Wasser gestürzt hat aus unglücklicher Liebe! Notabene, wenn er den Muth dazu besitzt; sonst stirbt er am gebrochenen Herzen."

Frau Dr. Mendel verwies ihrer jüngeren Tochter solche Reden auf das Strengste. Franziska sagte kein Wort; das verlegene Benehmen Bernsteins und die leichtsinnigen Reden der Schwester hatten auf sie den tiefsten Eindruck gemacht.

Als Herr August Meyer in Hamburg ankam, fand er bei Herrn Moritz Simonsohn einen sehr kalten Empfang.

„Junger Mann," sagte der Alte, „ich habe Sie meines Vertrauens gewürdigt, weil Sie der einzige Sohn meines alten Freundes und Wohlthäters sind, und Sie haben dieses Vertrauen zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke ausgenützt."

„„Herr Simonsohn!"" rief Meyer aufbrausend, „„wie können Sie . . . .""

„Ruhig Blut," sagte der Alte, „wir wollen Ihre Angelegenheit kalt und ruhig besprechen. Ich durchschaue Ihre ganze Verfahrungsweise. Weder Ihr Besuch in Kissingen, noch Ihr Aufenthalt in N—g verdanken ihren Ursprung dem Zufalle. Ihr ganzes Verfahren ist ein berechnetes. Als ich

Ihren Brief empfing, freute ich mich unendlich, daß mir ein Weg eröffnet wurde, mich Ihrem Vater dankbar zu erweisen, und zugleich mein Vermögen nicht in fremde Hände übergehen zu lassen; ich hatte beschlossen, diejenige meiner Enkelinnen, die Ihre Gattin werden würde, mit meinem ganzen Vermögen zu beschenken. Jetzt aber erfahre ich, daß Sie durch Verhehlung Ihrer Grundsätze das Herz der einen meiner Enkelinnen zu gewinnen bestrebt waren. Sie haben vorgeschützt, Sie seien ein strenggläubiger Jude, während Sie doch in Kissingen mit mir im Hotel Sanner zu Mittag gespeist haben. Sie müssen wissen, junger Mann, von allen schlimmen Dingen ist mir die Heuchelei am meisten verhaßt."

„„Herr Simonsohn,"" sagte Meyer, der sich in die Art und Weise des alten Herrn schnell hineingefunden hatte, „„Sie haben vollkommen Recht, und ich muß gestehen, daß der Schein durchaus gegen mich ist. Allein, ich hoffe mich vor Ihnen, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch entschuldigen zu können. Es ist wahr, ich kam nicht zufällig nach N—g, sondern von dem Interesse getrieben, welches mir Ihre Mittheilungen für Ihre Tochter und Ihre Enkelinnen eingeflößt hatten. Gleich als ich Fräulein Franziska erblickte, entbrannte mein Herz in heißer Liebe für sie. Schon bei der ersten Unterredung gewann ich die Ueberzeugung, daß mich die junge Dame verabscheuen würde, wenn sie erführe, daß ich tagtäglich die Vorschriften des jüdischen Religionsgesetzes übertrete. Daher gab ich mich als orthodoxer, strenggläubiger Jude.""

„Und werden Sie von nun an und weiter als solcher leben und denken?"

„„Nicht doch, Herr Simonsohn; ich habe schon auf der Reise hierher wiederum vielfach

Gelegenheit genommen, meine freisinnigen Ansichten zu bethätigen.""

Und was wird Ihre zukünftige Frau dazu sagen?"

„„O, wenn wir erst verheirathet sind, wird die sich darein finden müssen. Ich werde ihr nicht hinderlich entgegentreten. Mag sie so fromm sein, wie sie will; aber was ich thue, das ist einzig und allein meine Sache.""

„Und fühlen Sie gar nicht, daß Sie sich einer argen Täuschung schuldig machen?"

„„Nun, meinetwegen, wenn es meine Frau denn nicht anders will, so kann ich ja auch für die Dauer fromm werden.""

„Und werden Sie Ihr Geschäft am Sabbat schließen?"

„„Ich würde auch das thun, wenn mir die Mittel gewährt würden, die etwa dadurch herbeigeführten Verluste leicht zu verschmerzen.""

Simonsohn lächelte.

„Diese Mittel," sagte er, „würden Ihnen allerdings gewährt werden. Mein Vermögen beläuft sich, gering angeschlagen, auf 800,000 Mark. Dieses ganze Vermögen würde ich durch eine Schenkung unter Lebenden zu Ihrem Eigenthume bestimmen, wenn Sie eine meiner Enkelinnen heirathen würden. Ich will nämlich meine Tochter und deren anderes Kind enterben, auch den gesetzlich ihr zukommenden Pflichttheil will ich ihr entziehen, und da bin ich gezwungen, mein Vermögen bei meinen Lebzeiten zu verschenken. Allein, ich habe Bedingungen zu stellen. Vor Allem müssen Sie mir das Versprechen geben, daß Sie niemals meiner Tochter oder dem andern Kinde derselben irgendwelche Unterstützung, sei es in welcher Form immer, zukommen lassen werden; ferner, daß Sie sich wahr und aufrichtig so geben, wie Sie sind.

Zu diesem Zwecke verlange ich, daß Sie bei Ihrem nächsten Besuche in N—g am Sabbat mit dem Eisenbahnzuge ankommen."

Meyer erschrak.

„Herr Simonsohn," sagte er, „ich bitte Sie inständigst, lassen Sie diese letztere Bedingung fallen. In welchem Lichte würde ich bei meiner Braut erscheinen, wenn ich mit so großem Eclat in dem kleinen Städchen als ein ganz Anderer eintreffen würde, als man mich dort bisher gekannt hat! Sie haben ja so recht! Ich erkenne an, daß Ihr Verlangen nach Wahrheit und Aufrichtigkeit durchaus gerechtfertigt ist, und ich bin bereit, meine Braut allmählich darauf vorzubereiten. In N—g sind sämmtliche Juden strenggläubig; doch erlauben sie sich so Manches, was sie als gering und unbedeutend betrachten. Sie tragen am Sabbat, trinken Wein bei Nichtjuden, veranstalten Tanzgesellschaftenam Sabbat und an Feiertagen, lassen durch ihre nichtjüdischen Mädchen am Sabbat Kaffee kochen und verüben derlei Dinge mehr. In einem solchen kleinen Städtchen kennen alle Leute einander genau und unterhalten sich gegenseitig von ihren intimsten Angelegenheiten. Fräulein Franziska Mendel zu Liebe habe ich mich nun vielfach in N—g gegen alle jene Gesetzesübertretungen auf das Entschiedenste ausgesprochen. Durch meinen Eifer, meiner Braut zu gefallen, habe ich dabei wohl mehr Energie entwickelt als gerade nöthig gewesen sein würde; ich bin für jede rabbinische Satzung mit Feuereifer eingetreten, und selbst für solche Dinge, über welche die Meinung der Rabbinen zweifelhaft ist. Und nun soll ich mich urplötzlich als ein Gesetzesübertreter entpuppen! ich würde die Verachtung des ganzen Städtchens auf mich laden, und würde gewaltsam das Band zerreißen, welches mich mit Franziska verbindet!""

„Wenn Sie sich so thöricht benommen haben, so müssen Sie auch die Folgen davon tragen. Allein, Sie haben recht. Nachdem Sie einmal als ein so gewaltiger Eiferer für das jüdische Religionsgesetz aufgetreten sind, würde man Sie, wenn Sie am Sabbat in N—g ankämen, für plötzlich wahnsinnig geworden ansehen. Deßhalb will ich von dieser Bedingung abstehen. Allein, Ihrer Braut müssen Sie offen und wahrhaft erklären, daß Sie sich einer Täuschung schuldig gemacht haben, daß Sie nicht allein seit langer Zeit dem jüdischen Religionsgesetze den Rücken gekehrt, sondern daß Sie auch noch nach Ihrer Verlobung in Ihre alten Gewohnheiten zurückgefallen seien. Meinetwegen dürfen Sie das Versprechen daran knüpfen, daß Sie sich von nun an und weiter bessern wollen und als strengfrommer Jude zu leben entschlossen seien. Ich werde mich darüber vergewissern, ob Sie das gethan haben. Gelingt es Ihnen, trotz dieses offenen Bekenntnisses die Hand meiner Enkelin zu erlangen, so lasse ich am Tag vor der Civiltrauung eine notarielle Schenkung anfertigen, die ich dann bei einer von uns beiden gemeinsam zu bestimmenden Vertrauensperson deponiren werde."

„„Empfangen Sie meinen herzlichen Dank, ehrwürdiger Greis, den ich jetzt schon als meinen künftigen Schwiegergroßvater verehre und liebe! Sie werden sehen, es wird mir gelingen, die Hand Ihrer Enkelin trotz Allem zu gewinnen. Und ist es nicht Franziska, so ist es Rosalie. Ihnen ist es doch einerlei, ob ich die Aeltere oder die Jüngere heirathe?""

„Mir ist es einerlei," antwortete Herr Simonsohn lächelnd. „Die Schenkung, die ich zu machen beabsichtige, gilt mehr Ihrem Vater als meiner Enkelin."

„„Und nun noch eins, lieber Großpapa —

verzeihen Sie, daß ich Sie schon jetzt so nenne — Sie wissen, daß wenn man sich verheirathet, man so mancher Dinge bedarf, die viel Geld kosten. Die Einrichtung, die Hochzeitsreise — ich wünsche, daß Sie hundert Jahre alt werden und daß es mindestens noch dreißig Jahre währen würde, bis ich den Schenkungsakt von der Vertrauens-Person in Empfang nehme — allein, ich müßte doch gleich — Sie verstehen mich schon, lieber Großpapa...‘“

„Ich verstehe Sie schon. Ich sagte Ihnen vorhin, daß mein Vermögen sich etwa auf 800,000 Mark beläuft. Wir alten Hamburger pflegen noch immer nach Mark banco zu rechnen; achtmalhunderttausend Mark, das sind 400,000 Thaler. Die Differenz zwischen der Summe in banco und in deutscher Reichswährung beträgt 400,000 Reichsmark. Diese Differenz will ich Ihnen am Tage nach der Hochzeit auszahlen lassen.“

Herr Meyer küßte dem alten Manne gerührt die Hand.

VI.

Herr Meyer reiste nach Berlin zurück, wo er seinem alten, kranken Vater über den günstigen Erfolg seiner Reise Bericht erstattete. Jeden Tag schrieb er einen liebeglühenden Brief an seine Braut. Er wurde Mitglied der „Adaß Jisroel,“ der orthodoxen jüdischen Gemeinde zu Berlin und besuchte allsabbatlich die Synagoge derselben. Das gab ihm Stoff, seiner Braut über das, namentlich bei Annäherung der hohen Feiertage, in Berlin lebhaft pulsirende religiöse Leben zu berichten. Um diese Zeit kehren die Söhne und Töchter Israels aus den Bädern und von den Landsitzen in die Stadt zurück, da werden die vorhandenen Sy-

nagogen, von denen mehrere das ganze Jahr leer stehen, zu enge; da werden in Tanzsälen und anderen öffentlichen Localitäten provisorische Synagogen hergerichtet; da werden für diese Schofarbläser, Cantoren und Prediger gemiethet; da entwickelt sich ein lebhaftes Geschäft in Gebetbüchern, Gebetmänt-ln und Paradiesäpfeln; da erinnern sich viele Leute, daß sie Juden sind, die sonst das ganze Jahr hindurch nur durch das „Rischus" ihrer christlichen Mitbürger daran erinnert werden. — Meyer war ein gewandter, geistreicher Mensch. Er verstand es, in seinen Briefen einen Ton anzuschlagen, welcher seiner Braut tief zu Herzen drang, so daß diese ihn allmählich achten und lieben lernte. Dabei vernachlässigte Meyer auch die Schwiegermutter und die Schwägerin nicht; namentlich der letzteren schrieb er kleine Briefe, die wahre Meisterstücke achtungsvoller Freundschaft und verwandtschaftlicher Zärtlichkeit waren. Rosalie war ganz entzückt von diesen kleinen Briefen und beantwortete sie mit der überschwänglichen Verehrung eines siebenzehnjährigen Mädchens.

Der größte Feiertag des Jahres, der Versöhnungstag, war vorüber, und Meyer begab sich auf die Reise, um das Laubhüttenfest in N—g zuzubringen. Frau Dr. Mendel und ihre Töchter erwarteten ihn am Bahnhof, und im Triumph führte Franziska ihren Verlobten in die von ihr hergerichtete und mit Blumen und anderen Verzierungen geschmackvoll ausgestattete Laubhütte.

„Siehe," sagte sie, „diese Laubhütte habe ich Deinetwegen hergerichtet; seit drei Jahren, seit dem Tode des seligen Vaters, haben wir keine Laubhütte aufgestellt, weil wir Frauen von der Pflicht, in der Laubhütte zu wohnen, befreit sind; da nun aber dieses Jahr Dein lieber Besuch in

Aussicht stand, so habe ich keine Mühe gescheut, es zu ermöglichen, daß Du nicht bei Andern zu essen brauchst und wir stets in Deiner Gesellschaft unsere Mahlzeiten nehmen können."

„„Franziska,"" rief Meyer begeistert, „„Du bist ein wahrer Engel an Güte und Liebenswürdigkeit! Allein, diese Mühe hättest Du Dir ersparen können, ich pflege auch in Berlin nicht am Hüttenfeste in einer Laubhütte zu speisen.""

Ueberrascht sah Franziska ihren Verlobten an. Sie sann einen Augenblick nach; dann sagte sie:

„Freilich, Dein armer, kranker Vater darf wohl nicht in der dem Zugwinde ausgesetzten Laubhütte weilen, und Du konntest ihn nicht gut am Feste allein lassen. Hier ist es aber etwas Anders. Wir sind Gott sei Dank alle gesund und dürfen, ohne Nachtheil für unsere Gesundheit zu befürchten, in der Laubhütte weilen, so lange wir wollen."

Herr Meyer stieß einen tiefen Seufzer aus, von dem Franziska annahm, daß er der Erinnerung an den kranken Vater galt. Herrn Meyer aber machte die Krankheit seines Vaters wenig Kummer; er hatte einen Anknüpfungspunkt gesucht, um seine antijüdischen Anschauungen auszukramen; es war ihm mißlungen; er fühlte, daß er Franziska gegenüber nicht den Muth haben würde, damit hervorzutreten. Und doch mußte es sein. Der alte Simonsohn verstand keinen Scherz und hatte gewiß seine Kundschafter in N—g. Diesem Umstande galt der tiefe Seufzer.

Die erste Hälfte des Hüttenfestes zog vorüber. Zu Simchath Thora hatte die Jugend einen Ball arrangirt, welchen der Lehrer, Herr Jacob Bernstein, vergebens zu verhindern gesucht hatte. Der junge Mann besaß noch zu wenig Autorität in der Gemeinde, um seinen Willen durchzusetzen.

Rosalie war, wie immer, auch diesmal ganz

traurig, daß sie den Ball nicht besuchen sollte. Schon in den Halbfeiertagen fing sie an zu schmollen, und sie fand diesmal merkwürdigerweise in Herrn August Meyer einen eifrigen Fürsprecher.

„Aber August," sagte Franziska, als dieses Thema bei Tische verhandelt wurde, „Du hast doch am Sabbat Naachmu Dich so entschieden gegen die Tanzbelustigungen überhaupt, und namentlich gegen solche an Sabbaten und Feiertagen ausgesprochen!"

Herr Meyer wurde verlegen.

„„Ja, ja,"" stammelte er, „„ich habe mich seitdem besser informirt; man sagte mir . . . . .""

Frau Dr. Mendel, welche die Verlegenheit ihres zukünftigen Schwiegersohnes bemerkte, versuchte das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

„„Wo wird denn heute Abend gelernt?"" fragte sie.

„Bei Emanuel Blüth," sagte Franziska. „Du wirst doch auch hingehen, August?"

„„Ich?"" fragte dieser dagegen. „„Nicht doch, ich bin nicht dazu disponirt, ich kann den Schlaf nicht gut entbehren.""

Franziska antwortete nicht. Das Gespräch konnte nicht wieder in Gang kommen. Meyer dachte daran, daß es jetzt höchste Zeit sei, ein aufrichtiges Bekenntniß abzulegen; Frau Dr. Mendel und ihre älteste Tochter beschäftigte das Nachdenken über Meyers verändertes Benehmen, und Rosalie dachte lediglich an das Tanzvergnügen, das sie wiederum entbehren sollte.

Nach Tische bat Meyer seine Braut um eine Unterredung. Als sie allein waren, hub der junge Berliner folgendermaßen an zu reden:

„Meine theure, heißgeliebte, angebetete Braut, ich habe Dir ein Geständniß zu machen, das aus-

zusprechen mir unendlich schwer fällt. Ehe ich Dich kennen lernte, war mir das Judenthum ziemlich fremd. Ich bin nicht in einer religiösen Weise erzogen und kannte nicht die hohe Bedeutung der Sabbate und Feiertage, sowie der andern Vorschriften des Judenthums. Als ich das Glück hatte, Dich zu erblicken, entbrannte sofort mein Herz in Liebe zu Dir, und ich sah wohl ein, daß ich nur dann Aussicht haben würde, Dich zu gewinnen, wenn ich mich als einen strenggläubigen Juden geben würde. In Folge dessen habe ich in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft Ansichten und Grundsätze ausgesprochen, die mir durchaus fern lagen."

Franziska war todtenbleich geworden; als Meyer schwieg, fragte sie mit eisiger Kälte:

„„Und was veranlaßt Sie heute, mein Herr . . . . .""

„O, ich bitte Dich, Franziska, nicht diesen kalten Ton, nicht dieses kalte „Sie". Du hast ja so Recht! aber Du verwundest mich zu tief, wenn Du in dieser Weise mit mir sprichst. Was mich heute veranlaßt, Dir dieses Bekenntniß zu machen? Ich war in Hamburg und habe dort Deinen Großpapa besucht. Er ist mit unserer Verbindung einverstanden; aber er verlangt Offenheit und Geradheit von mir; ich habe mit ihm in Kissingen in einem christlichen Hotel zu Mittag gespeist; ich erzählte ihm in Hamburg, wie ich Dich über meine religiösen Ansichten getäuscht habe. Er machte mir bittere Vorwürfe darob, und ich gab ihm das Versprechen, offen gegen Dich zu sein."

„„Und hast Du seitdem von Deinem bösen Thun gelassen, bist Du nach unserer Verlobung ein Anderer geworden?""

„Ich habe es versucht, aber es ist mir noch nicht ganz gelungen; ich habe auch seitdem ver-

botene Speisen genossen und den Sabbat entweiht. Aber ich will Dir versprechen, mir die größte Mühe zu geben, von nun an und weiter . . . ."

„„Herr Meyer,"" unterbrach ihn Franziska, „„meinetwegen brauchen Sie sich keine Mühe zu geben. Ich werde niemals einen Mann heirathen, der nicht fest und stark und unerschütterlich dem Glauben und den Gesetzen unseres Gottes anhängt.""

Sie hatte sich erhoben und mit fester und lauter Stimme gesprochen. Dann sank sie auf den Stuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, um dem Manne, den sie verachtete, ihre Thränen zu verbergen.

„Geliebte," rief Meyer in eindringlichem Tone, „übereile Dich nicht. Du weißt noch nicht, was für Dich auf dem Spiele steht. Wenn Du mich abweisest, so verscherzest Du mehr als eine Million. Dein Großvater will sein ganzes ungeheures Vermögen uns schenken unter der Bedingung, daß wir Deiner Mutter und Deiner Schwester nicht einen Pfennig zukommen lassen."

„„Und meinen Sie, mein Herr, daß ich jemals auf eine so schmähliche Bedingung eingehen würde? Wie, ich soll in Reichthum schwelgen und sollte Diejenigen, die mir die Theuersten sind auf Erden, in bitterer Armuth schmachten lassen! Wahrlich, wenn Sie nur einen Funken jüdischen Gefühls besäßen, so hätten auch Sie eine solche Bedingung energisch zurückweisen müssen. Sie besitzen weder Religion noch Charakter. Wir, Herr Meyer, sind geschiedene Leute.""

VII.

Franziska verließ das Zimmer, um ihre Mutter aufzusuchen und an dem treuen Mutterherzen sich aus-

zuweinen. Herr Meyer blieb zurück, um zu überlegen, wie er es anfangen sollte, damit er Rosalie für seine Pläne gewinne. Da öffnete sich die Thüre, und Diejenige, die seine Gedanken beschäftigte, trat herein.

„Ich hörte so laut sprechen," sagte sie, „habt Ihr Euch vielleicht wegen des Simchas-Thora-Balles gezankt?"

Meyer zog sie an sich.

„Höre, liebes Kind," sagte er, „Du sollst auf den Ball gehen, und ich, ich werde Dich hinführen!"

Rosalie klatschte in die Hände.

„„O, das ist schön, das ist herrlich"", rief sie. „„Aber was wird die brummige Franziska dazu sagen?""

„Laß' sie sagen, was sie will, mir ist es gleichgiltig; ich will nichts mehr von ihr wissen, und Du, Du sollst von jetzt ab mein kleines Bräutchen sein."

Rosalie riß sich von ihm los. Stolz richtete sie sich auf und sprach:

„„Mein Herr, ich verbitte mir solche Scherze!""

„Wie Dich der Zorn so gut kleidet", sagte Meyer lachend. „Aber ich mache keinen Scherz. Setze Dich zu mir her und höre mir genau zu, damit Dein Kindsköpfchen wohl begreife, um was es sich handelt. Ich habe eben Deiner Schwester das Geständniß gemacht, daß ich nicht so fromm bin, wie ich mich ihr gegenüber gestellt habe."

„„Das habe ich lange gewußt"", rief Rosalie.

„Woher konntest Du das wissen?"

„„Ein Herr Fellmann, ein Geschäftsfreund des Vaters meiner besten Freundin, hat Andeutungen darüber fallen lassen.""

„Und Du hast mich nicht verrathen?"

„„Warum sollte ich das thun? Im Grunde

war ich recht froh darüber, daß die Franziska, die sich so klug und weise dünkt und mich mit ihrer Frömmigkeit immer hofmeistert, ein wenig angeführt werden sollte.""

„Franziska will nichts mehr von mir wissen, trotzdem ich ihr versprochen habe, so fromm als möglich, zu werden."

„Und da willst Du Dir jetzt Ersatz schaffen? Ich habe immer gehört und gelesen, daß verschmähte Liebhaber ins Wasser springen, oder sich eine Kugel vor den Kopf schießen. Eins von Beidem solltest Du doch thun.""

Meyer lachte laut auf.

„Du bist zu reizend", sagte er, „Du besitzest eine Naivität, die Dich ganz unwiderstehlich macht! Du hast ja so Recht! Eigentlich sollte ich als verschmähter Liebhaber mich mit Selbstmordgedanken tragen, und wenn es sich um die verschmähte Liebe allein handelte — wer weiß, was geschähe! Allein es handelt sich außerdem noch um eine Million und etwas darüber. Dein Großvater will uns, Dir und mir, diese Million und etwas darüber schenken, wenn wir uns heirathen. Weißt Du, Kleine, was das bedeutet, eine Million? Das bedeutet für Dich die kostbarsten Kleider und Diamanten, das bedeutet ein prachtvolles Haus in Berlin und eine Villa auf dem Lande, das bedeutet Equipage und Livréebedienten, das bedeutet Gesellschaften, Bälle und eine Loge im Opernhause, das bedeutet schöne Reisen in die herrlichsten Gegenden der Welt, das bedeutet ein Leben voller Freude und Wonne, voller Vergnügungen und Zerstreuungen."

„„Ist der Großpapa so reich, daß er zwei Millionen besitzt, eine für mich und eine für die Schwester?""

„Nicht doch, mein Herzchen. Nur diejenige

von Euch, die mich heirathet, wird die Erbin sein; die andere wird leer ausgehen."

„„Weiß das Franziska?""

„Sie weiß es."

„„Und trotzdem hat sie Deine Hand ausgeschlagen?""

„Trotzdem."

„„Nun, ich werde keine solche Närrin sein.""

Dieses Wort klang wie Musik in Meyer's Ohr. Während nun die Beiden sich mit Liebesbetheuerungen überschütteten, während Meyer behauptete, daß ihm vom ersten Augenblicke an die jüngere Schwester besser gefallen habe, daß sein inniges Gefühl für dieselbe auch stets aus seinen Briefen an sie hervorgeleuchtet, während Rosalie versicherte, daß sie keinen innigeren Wunsch gehabt habe, als an der Stelle ihrer Schwester zu sein, lag diese Schwester vor ihrer Mutter und barg ihr kummerschweres Haupt in dem Schoße derselben. Lange sprach Frau Doctor Mendel zur tiefbekümmerten Tochter und suchte sie zu trösten; sie billigte die Entscheidung derselben vollständig.

So mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als Rosalie hereintrat und die Mutter ersuchte, sich in das Empfangszimmer zu begeben, wo Herr Meyer, der sie um eine Unterredung bitten lasse, ihrer warte.

Frau Doctor Mendel folgte der Aufforderung. Meyer trat ihr entgegen und rief:

„Verehrte Schwiegermama . . . ."

„„Mein Herr"", unterbrach ihn die Angeredete, „„nach dem, was vorgegangen ist, muß ich Sie bitten, mich nicht mehr so zu nennen. Meine Tochter hat das Verhältniß zu Ihnen aufgelöst, und ich billige vollkommen ihren Entschluß.""

"Gnädige Frau", entgegnete Meyer, „wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, mich anzu=

hören, so würden Sie finden, daß ich dennoch ein Anrecht auf die mir so theure Anrede habe, wiewohl ich nicht im Entferntesten daran denke, den Entschluß des Fräulein Franziska rückgängig zu machen."

„„Sie sprechen in Räthseln, mein Herr.""

„Ich stehe im Begriff, die Räthsel aufzulösen. Fräulein Franziska wird Ihnen erzählt haben, daß ich in Hamburg gewesen bin und dort Ihren Herrn Vater gesprochen habe. Seine Gesinnung gegen Sie ist eine unversöhnliche. Sie haben ihn zu tief gekränkt. Er wird Sie nicht allein enterben, er wird es sogar so einzurichten wissen, daß er Ihnen den Pflichttheil entzieht, indem er sein Vermögen bei Lebzeiten verschenkt. Aus Dankbarkeit gegen meinen Vater wird er mich zu Demjenigen bestimmen, der mit diesem fürstlichen Geschenke beglückt werden soll. Nur mit Mühe gelang es mir, ihm die Erlaubniß abzuringen, eine seiner Enkelinnen zu heirathen. Er gestattete es endlich, doch nur unter der Bedingung, daß ich meine eigentlichen religiösen Anschauungen nicht länger verberge. Was mochte ihn wohl dazu bestimmen? Gewiß nichts Anderes als die Voraussetzung, daß Ihre Fräulein Tochter den Posche Jisroel mit Entrüstung zurückweisen werde. Herr Simonsohn hat dann seiner Meinung nach sein Gewissen beruhigt, und Ihre Tochter ist es, die seinen wohlwollenden Absichten gegenüber sich ablehnend verhält, ähnlich wie Sie selbst es einst gemacht haben. Ich aber, ich möchte nicht in den Besitz eines Vermögens gesetzt werden, das nach dem Rechte der Natur Andern gehört. Ich habe daher, nachdem Franziska mich abgewiesen, Ihre Tochter Rosalie ersucht, sich mit mir zu verloben."

„„Mein Herr, was wagen Sie! Welche Charakterlosigkeit! Erst heucheln Sie Liebe für

Franziska, und da diese Ihren Charakter durchschaut, wollen Sie die Schwester an sich fesseln! Mein Herr, ich glaube Ihnen nicht; ich glaube nicht an edle Regungen in Ihrem selbsüchtigen Herzen. Mein Vater wird Ihnen zur Bedingung gemacht haben, daß Sie eine meiner Töchter, gleichviel welche, heirathen. Ich aber werde das nie zugeben. Ich muß Sie ersuchen, mein Haus zu verlassen.' "

„Bitte, ärgern Sie sich nicht! Ich verzeihe Ihrer Erregung die beleidigende Worte, zumal, da Sie doch meine Schwiegermutter werden; denn Rosalie und ich, wir sind bereits einig."

„„Unmöglich!""

Da öffnete sich die Thüre, und Rosalie, die gehorcht hatte, trat herein.

„Doch, Mama," sagte sie, „August und ich, wir sind seit einer halben Stunde miteinander verlobt. August wird mich auf den Simchasthoraball führen."

„„Rosalie,"" rief Frau Doctor Mendel streng, „„verlasse augenblicklich das Zimmer!""

„Ich gehe schon," sagte Rosalie, „aber nicht ohne Dir vorher gesagt zu haben, daß ich nicht gesonnen bin, auf Augusts Hand und eine Million und noch etwas darüber zu verzichten, um einmal als Gouvernante oder Ladenmädchen zu dienen. Nein, ich will mein Leben genießen, will Bälle und Theater besuchen, will Equipagen und prachtvolle Kleider besitzen!"

„„Thörichtes Kind,"" sagte die Mutter bekümmert, „„Deine Redeweise und Deine Wünsche sind kindisch; aber dem Himmel sei Dank, nicht Du hast über Deine Zukunft zu bestimmen, sondern ich; ich werde niemals meine Einwilligung zu einer Verbindung mit diesem Manne geben!""

„So?" sagte Rosalie. „Dann entlaufe ich

Dir, gerade so wie Du einst Deinem Vater entlaufen bist."

„„O Gott,"" rief Frau Dr. Mendel bestürzt, „„was muß ich hören! Das ist die Strafe für mein unkindliches Thun!""

Sie warf sich auf das Sopha nieder und weinte laut.

Franziska, durch den lauten Wortwechsel herbeigezogen, trat in das Zimmer. Sie eilte auf ihre weinende Mutter zu, umschlang sie mit beiden Armen und rief:

„Um Gott, was ist geschehen?"

„„Dein ehemaliger Bräutigam,"" sagte Frau Dr. Mendel, „„will jetzt Deine Schwester heirathen, und Rosalie droht mir zu entlaufen, wenn ich meine Einwilligung versage.""

Franziska war, ob dieser Ungeheuerlichkeit, wie erstarrt; sie sah Rosalie fragend an.

„Meinst Du," sagte diese, „daß ich eine Närrin sein werde, wie Du, daß ich eine Million und noch etwas darüber wegwerfen werde?"

Franziska gab ihr keine Antwort. Sie richtete sich hoch auf und sprach zu Herrn Meyer:

„Sie sollten doch dieses Haus, in welchem Sie Unfrieden säen, verlassen."

„Bitte, mein Fräulein," sagte Meyer, „ärgern Sie sich nicht. Sie haben ja so Recht, und wenn es sich um eine Kleinigkeit handelte, so würde ich mir ein Gewissen daraus machen, Ihren Unwillen zu erregen; allein es handelt sich, wie Sie wissen, um wichtige Dinge und große Summen. Da ist es doch besser, man verständigt sich in Güte."

„Ich verlange," rief Franziska, „daß Sie augenblicklich dieses Haus, in welchem Sie nichts mehr zu suchen haben, verlassen."

„Du hast hier nichts zu befehlen,“ schrie Rosalie.

„Bitte, liebe Mama,“ sagte Franziska, „ersuche doch Herrn August Meyer, uns von seiner uns unangenehmen Gegenwart zu befreien.“

„Gehen Sie, mein Herr,“ rief Frau Dr. Mendel.

„Bitte, ärgern Sie sich nicht,“ entgegnete Meyer, „ich gehe schon; ich bin Ihnen auch nicht böse; Sie haben ja so Recht! Wir werden uns hoffentlich bald wiedersehen.“

Er nahm seinen Hut und ging hinaus. Rosalie begleitete ihn.

„Wo sprechen wir uns, mein Schatz?“ fragte er leise, „denn hierher darf ich wohl nicht mehr kommen.“

„Bei meiner Freundin Dorothea Blüth,“ flüsterte Rosalie, die ihr dargereichte Hand zärtlich drückend.

VIII.

Als Rosalie in das Zimmer zurückkehrte, fand sie Mutter und Schwester in der größten Aufregung; aber kein Wort des Vorwurfs traf das junge Mädchen, welches doch den Kummer der Beiden zum größten Theile verschuldet hatte.

„Mein geliebtes Kind,“ rief ihr Frau Dr. Mendel entgegen, „komme hierher und setze Dich zu mir. Ich verzeihe Dir, daß Du mir so wehe gethan hast; Du bist ja noch halb ein Kind. O, höre mich, mein Herzenskind! Wer kann es besser mit Dir meinen als Deine Mutter? Tagtäglich flehe ich zu Gott um Dein und Deiner Schwester Wohlergehen. Ich bin eine arme, kummervolle Wittwe. Seit Deines Vaters Tod blüht mir kein

anderes Glück als in Euch, meinen Töchtern. Meinst Du, ich würde Deiner Verbindung mit diesem Manne entgegentreten, wenn ich darin Heil für Dich erblicken würde?"

Rosalie ergriff die Hand der Mutter und küßte sie. Dann fing sie laut an zu weinen.

„„Mama,"" stieß sie schluchzend hervor, „„Du bist eingenommen gegen August, weil Du Franziska mehr liebst als mich.""

„Thörichtes Kind," entgegnete Frau Dr. Mendel, „habe ich nicht auch Dich unter meinem Herzen getragen, an meinen Brüsten genährt? Mein Herz schlägt eben so warm für Dich wie für Deine Schwester, und weil ich Dich so innig liebe, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann, muß ich Dir auf das Strengste gebieten, daß Du jeden Gedanken an diesen charakterlosen Menschen aufgibst. Erst hat er Franziska Liebe geheuchelt, jetzt heuchelt er sie Dir. Er liebt Dich eben so wenig, wie er Franziska geliebt hat; er erstrebt weiter nichts als das Geld des Großvaters."

„„Das uns verloren geht,"" rief Rosalie, „„wenn auch ich Augusts Hand zurückweise! Liebe Mama, Du schiltst mich ein thörichtes Kind, und doch glaube ich in dieser Angelegenheit verständiger zu handeln als Du und die Schwester. Da wir kein Vermögen besitzen, so haben wir nicht die geringste Aussicht auf eine einigermaßen anständige Heirath. Es ist doch einmal so bei uns Juden, daß Mädchen ohne Vermögen nur in den seltensten Fällen Männer finden. Daher bleibt uns keine andere Aussicht als die, in dienender Stellung, in Noth und Elend, in Hunger und Kummer unser Brod zu suchen. Jetzt aber bietet sich mir die Gelegenheit, eine reiche Frau zu werden, des Lebens Annehmlichkeiten, nach denen mein armes Herz sich so sehr sehnt, zu genießen, und ich sollte diese Ge-

legenheit von der Hand weisen? Das würde ich bereuen bis zum letzten Athemzuge.""

„Mein geliebtes Kind, nicht die Genüsse, nach denen Dein kindisches Herz sich sehnt, bilden das Glück des Menschen. Sie lassen das Leben schal und eitel, sie verfliegen wie ein flüchtiger Rausch. Nur das ernste Streben, Gott zu dienen und seine heiligen Gebote zu beobachten vermag wahrhaftes Glück zu verleihen auf Erden."

„„August wird nichts dagegen haben, daß ich für meine Person so religiös lebe, wie ich erzogen worden bin. Auch er hat ja versprochen, fromm zu werden. Da thue ich noch eine gute That, wenn ich ihn auf den guten Weg zurückleite. Er ist eine biegsame Natur und wird sich von mir leiten lassen nach meinem Gefallen.""

„Du kennst die Welt und die Menschen noch nicht, mein liebes Kind, und Dich selbst am allerwenigsten. Bei einem Ehebund ist das Wichtigste, worauf man sehen soll, der Charakter. Alles Uebrige ist Nebensache. Geld und Gut kann Gott Denen, die es nicht besitzen, verleihen, und Denen, die es haben, wieder nehmen. Aeußerlichkeiten sind Dinge, über die man sich hinwegsetzen kann. Der Charakter ist es, der das wahrhafte Lebensglück bedingt und bestimmt. Die Verbindung mit einem charakterlosen Menschen kann Dich nur unglücklich machen. Ein solcher wird Dein Vertrauen mißbrauchen und Dir Kränkungen und Herzeleid in Hülle und Fülle bereiten."

„„Aber August ist ein so guter, liebenswürdiger Mensch!""

„Du wirst doch zugestehen, daß er sich gegen Deine Schwester im höchsten Grade charakterlos benommen hat!"

„„Nein, Mama, das gestehe ich nicht zu. Franziska trägt eben so viel Schuld an der Auf-

lösung des Verlöbnisses wie August. Mußte sie ihn gleich mit beiden Händen zurückstoßen?““

Franziska hatte bis dahin die Unterredung mit Mutter und Schwester ruhig mitangehört. Jetzt ergriff sie das Wort.

„Liebe Rosalie,“ sagte sie, Du vergissest wohl, daß ein Hauptgrund für mein Vorgehen der war, daß es mir widerstrebte, Reichthum zu erwerben, während Mutter und Schwester leer ausgehen sollen. Du weißt, daß diese Bedingung auch für Dich gilt. Von dem Reichthume, den Du so hochschätzest, sollen Deine Mutter und Deine Schwester nicht einen Pfennig erhalten. Diejenigen, welche Dir die Theuersten sein sollen auf Erden, müßten darben, während Du im Ueberflusse schwelgst. Ich für meine Person hielt es für schändlich, auf eine so schmähliche Bedingung einzugehen. Du aber machst Dir nichts daraus. Fühlst Du nicht, daß es die crasseste Selbstsucht ist, welche Dein Handeln bestimmt?“

„„Nein, weise Schwester, die Verhältnisse liegen doch ganz anders, als Du sie darstellst. Freilich, wenn ich dahin wirken würde, daß ich allein das Vermögen des Großvaters erhielte, so hättest Du Recht. Da das aber ohne mein Zuthun geschieht, so soll ich ein Vermögen zurückweisen, weil Ihr keinen Antheil daran haben sollt, soll das Geld meines Großvaters Fremden zukommen lassen?““

„Wer weiß,“ entgegnete Franziska, „ob der Wille des Großvaters so unumstößlich feststeht, wie Herr Meyer es darstellt? Ich dächte, wir hätten uns davon überzeugt, daß dieser Mensch es mit der Wahrheit nicht so streng nimmt. Vielleicht will der Großvater uns nur prüfen, und wenn wir der Versuchung widerstehen, wird er vielleicht mit Mama sich wieder aussöhnen.“

„„„Das kann Dein Ernst nicht sein,““ entgegnete Rosalie. „„Der Guoßvater hat es genugsam bewiesen, daß er gegen unsere gute Mutter unversöhnlich ist. Nur wenige Hundert Mark jährlich hätten unsere kümmerliche Lage, namentlich seit dem Tode des Vaters, viel besser gestalten können. Er hat kein Gefühl für uns, und hat uns erbarmungslos darben lassen. Das Einzige, wofür er Gefühl zu haben scheint, ist die Dankbarkeit gegen seinen alten Freund Meyer in Berlin. Nun trifft es sich wie ein Wunder, daß der Sohn dieses alten Meyer eine von uns heirathen will, ein Umstand, der allein geeignet ist, dem Hasse des Großvaters gegen die Nachkommen seines alten Feindes Mendel die Spitze abzubrechen. Ich glaube, August würde dem Großvater noch lieber sein, wenn er eine ganz Fremde heirathen würde.““

„Laßt die Erörterung dieses Punktes fallen. liebe Kinder,“ sagte Frau Doctor Mendel; „er ist in Bezug auf die Angelegenheit, die uns beschäftigt, nur nebensächlich. Gern würde ich auf den Reichthum verzichten, um Dich, liebe Rosalie, in den Besitz desselben gelangen zu lassen. Wenn ich über Geld zu verfügen hätte, so würde ich es Dir zukommen lassen, und ich glaube, Franziska würde dazu ihre Zustimmung geben; denn Franziska ist mehr dazu geeignet, ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben als Du. Hier handelt es sich aber um ganz etwas Anderes. Herr August Meyer hat sich uns als ein charakterloser Mensch entpuppt, und ich kann ihm das Lebensglück meiner Tochter nicht anvertrauen. Deßhalb schlage ihn Dir aus dem Sinne, Rosalie. Selbst wenn Du mir ungehorsam sein wolltest, so kannst Du es ja nicht. Du bist noch minderjährig und von meiner Einwilligung abhängig. Aber ich hoffe, Du wirst einsichtsvoll genug sein, zu erkennen, daß Deine Mutter

es gut mit Dir meint. Umarme mich, liebes Kind, und sei mir eine gute, liebevolle und folgsame Tochter."

Frau Doctor Mendel umarmte und küßte ihre jüngere Tochter mit großer Innigkeit unter überströmenden Thränen. Auch Rosalie war tief ergriffen und weinte heftig; es that ihr zu wehe, daß sie auf den schönen Traum von Reichthum und Glück verzichten sollte.

Franziska forderte die Schwester zu einem Spaziergange auf, und als diese den Spaziergang ablehnte, da ging sie mit ihr in das Gärtchen hinter dem Hause, das im herbstlichen Schmucke prangte. In Folge der schönen Sonnentage waren die Astern und Georginen in reicher Fülle erblüht; an den Rosenstöcken entfalteten sich einige verspätete Knospen. — Vor einer halb aufgeblühten Rose blieben die Schwestern stehen.

„Siehe, liebe Rosalie," sagte Franziska, „einer solchen Blume gleicht unser Leben. Der warme Sonnenstrahl bringt sie zur Entfaltung und Blüthe; ein einziger kalter Nachthauch zerstört und entblättert sie. Aber nur unser irdisches Leben ist so vergänglich; unser Geist ist unsterblich. Mein irdisches Glück ist durch die Charakterlosigkeit August's zerstört und entblättert worden; aber mein geistiges Leben kann ich gegen Frost und Zerstörung schützen. Du aber, geliebte Schwester, stehst im Begriffe, Dich dem zerstörenden Elemente preiszugeben, welches ich von mir fernhalte. Gib den Gedanken an August Meyer auf, ich bitte Dich. Du sollst nie Noth und Kummer leiden; ich fühle mich stark genug, für uns Beide zu arbeiten und zu erwerben. Nimm mein heiliges Versprechen, daß ich lieber selbst darben werde, ehe ich Dich Noth leiden lasse, daß ich mein letztes Stückchen Brod mir entziehen werde, um es Dir zu reichen."

Die Worte der Schwester rührten Rosalie auf das Tiefste.

„„Du bist so gut,““ sagte sie und drückte der Schwester die Hand.

„„Aber,““ fügte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „„Du bietest mir trockenes Brod, und ich möchte nicht allein Butter darauf haben, ich möchte auch manchmal gern Kuchen essen.““

IX.

Siegesgewiß erwartete August Meyer seine Schwägerin und künftige Braut im Hause des Herrn Emanuel Blüth. Rosalie erschien auch pünktlich zur angegebenen Stunde, und auf ihren Wunsch führte sie ihre Freundin Dorothea in ein Zimmer, in welchem sie mit Meyer ungestört sprechen konnte.

„Da bist Du ja, mein Lieb,“ rief ihr August Meyer entgegen, ihre beide Hände ergreifend. „Nun, ist es Dir gelungen, den Widerstand der Deinigen zu überwinden? Dürfen wir offen unsere Verlobung proclamiren?“

„„Lieber August,““ antwortete Rosalie trübe, „ich darf nicht daran denken, die Deine zu werden, und so schwer es mir auch wird, muß ich auf den schönen Traum von Glück und Liebe verzichten.“

Herr Meyer machte ein äußerst betrübtes Gesicht, als er Rosalie so sprechen hörte. Er bot alle seine Liebenswürdigkeit, alle seine Ueberredungskünste auf, um den Entschluß des jungen Mädchens zu ändern. Sie gab ihm zwar in Allem Recht; trotzdem beharrte sie bei ihrer Weigerung, und: „Ich kann nicht, ich darf nicht“ war das Einzige, was sie auf alle seine Gründe erwiderte. Endlich verzweifelte Meyer daran, seine Absichten durchzuführen. Er begleitete Rosalie bis an die Thüre

der Wohnung ihrer Mutter. Dann ging er ins Freie, um zu überlegen, was nunmehr zu thun sei.

„Du bist eigentlich ein Narr, Meyer," sprach er zu sich selbst, „daß Du Dir um diese Gänse, um diese dummen Geschöpfe so viele Mühe gibst! Vielleicht gelingt es Dir, den alten Brummtopf, den närrischen Simonsohn, zu bestimmen, Dir seine Reichthümer zu schenken, selbst wenn Du keine von diesen Gänsen, die seine Enkelinnen sind, heimführst. Der alte Dummkopf haßt ja sein eigenes Geschlecht und ist voll Dankbarkeit gegen meinen Alten. Und Du August, Du bist ja unwiderstehlich, wenn Du es darauf anlegst, Dich bei einem Menschen in Gunst zu setzen! Heiß' ich denn nicht in ganz Berlin der liebenswürdige August, werde ich denn nicht von allen meinen Bekannten als der beste Gesellschafter gepriesen? Wohlan, fahren wir nach Hamburg und versuchen wir unser Glück bei dem Alten, da die jungen Mädchen hier so dumm sind. Diese kleinstädtischen Geschöpfe, befangen in veralteten Vorurtheilen, stehen nicht auf der Höhe der Bildung, um mich, August Meyer, den liebenswürdigsten jungen Mann in der Hauptstadt der Intelligenz, genugsam würdigen zu können. Es ist bald zehn Uhr. Gleich nach Mitternacht passirt der Schnellzug N—g. Benutzen wir unsere Zeit und fahren wir nach Hamburg."

Meyer führte seinen Entschluß aus und trat am andern Tage in das Comptoir des alten Simonsohn.

„Ei, ei, Herr Meyer," sagte dieser, „Sie hier? Ich glaubte, Sie brächten die Feiertage bei Ihrer Braut zu?"

„„Ich komme, Herr Simonsohn, Ihnen Bericht über meinen Mißerfolg abzustatten. Ihrem Befehle gehorsam habe ich dem Fräulein Mendel""
— Meyer legte einen besonderen Nachdruck auf

das Wort Mendel; wußte er doch, daß der Name Herrn Simonsohn verhaßt war — „„meine Ansichten über Religion klar und offen dargelegt. In Folge dessen hat sie sich so entschieden geweigert, die meine zu werden, daß ich jede Hoffnung, sie umzustimmen, aufgegeben habe.““

„Und die andere Schwester?“

„„Ich bitte Sie, Herr Simonsohn, ich kann doch nicht um die andere Schwester in demselben Augenblicke werben, da mir Franziska einen Korb gegeben hat? Nein, meine Beziehungen zu der Familie Mendel sind gelöst. Aber ich hoffe, sehr verehrter Herr Simonsohn, daß Sie mir Ihre Liebe und Freundschaft nicht entziehen werden. Ich will jetzt einige Wochen in Hamburg bleiben, um das Glück Ihres nähern Umgangs genießen zu können.““

„Junger Mann,“ sagte Simonsohn ernst, „ich bin für derlei Schmeicheleien unzugänglich. Es scheint mir, Sie tragen sich mit der Hoffnung, daß es Ihnen gelinge, derart auf mich einzuwirken, daß ich Ihnen mein Vermögen schenke, selbst wenn Sie keine meiner Enkelinnen heirathen. Da sind Sie aber auf einem Holzwege. Mein Wort, das ich Ihnen gegeben habe, bin ich bereit zu halten. Können Sie die von mir gestellten Bedingungen nicht erfüllen, so schenke ich mein Vermögen an milde Stiftungen. Ich rathe Ihnen, kein Wort weiter darüber zu verlieren, denn mein Entschluß ist unabänderlich. Versuchen Sie Ihr Glück bei der jüngern Schwester, da die ältere Sie nicht will. Leben Sie wohl, Herr Meyer, und wenn Sie nach Berlin kommen, so grüßen Sie Ihren alten Vater recht herzlich von mir.“

Herr Simonsohn wandte sich seinen Arbeiten zu. Meyer sah ein, daß er mit all' seiner Liebenswürdigkeit den starren Sinn des alten Mannes nicht zu beugen vermochte. Er nahm also mit

vielen süßen Worten Abschied, und kehrte noch an demselben Tage nach Berlin zurück.

In N—g hatte unterdessen die plötzliche Abreise des Bräutigams nicht verfehlt, Aufsehen zu erregen. Die Leute wußten, daß Meyer einen alten, kranken Vater habe und meinten damit die plötzliche Abreise desselben in Verbindung bringen zu müssen. Wohlwollend kamen sie zu Frau Dr. Mendel, um sich zu versichern, ob ihre Vermuthung die richtige sei. Hier staunten sie, als sie vernahmen, das Verhältniß sei gelöst. Nun kam es zu Tage, daß man schon früher in der ganzen Gemeinde das heuchlerische Wesen Meyer durchschaut hatte. Die Aeußerungen des Herrn Fellmann waren Allen bekannt geworden. Davon hatte jedoch Niemand eine Ahnung, daß Herr Fellmann es gewesen, welcher dem alten Simonsohn in Hamburg den ganzen Sachverhalt verrathen hatte. Alle Welt bedauerte Franziska auf das Herzlichste und billigte ihren Entschluß, von dem Heuchler nichts mehr wissen zu wollen.

Mit Rosalie ging eine merkwürdige Veränderung vor. Während Franziska das Trübe, was sie erlebt hatte, leicht überwand, wurde die sonst so fröhliche Rosalie ganz melancholisch. Sie bereute es, daß Sie dem Drängen von Mutter und Schwester nachgegeben hatte; es schmerzte sie tief, daß August Meyer sich so leicht von ihr hatte abweisen lassen; sie hatte geglaubt, er würde mit Bitten und Drängen nicht nachlassen, sie halb mit Gewalt den Ihrigen entführen. Nun war er abgereist, und sie hörte und sah nichts mehr von ihm. Jetzt erst, nachdem sie in die Fata morgana des Reichthums geblickt hatte, erschien ihr das Loos der Armuth unerträglich. Jede Entbehrung, die sie sich auflegen mußte, ertrug sie mit Murren. Gegen Mutter und Schwester war sie stets wider-

willig; sie betrachtete sie als die Zerstörer ihres Glückes. In das Haus der Frau Dr. Mendel war in Folge dessen der Unfriede eingekehrt, und die drei Menschen, welche bis dahin ihr karges Brod durch fleißige Arbeit schwer, aber fröhlich erworben hatten, lebten nunmehr in Unfrieden und Kummer.

„Mama," sagte Franziska eines Tages, „wir hätten doch vielleicht der Werbung Meyers um Rosalie nicht so entschieden entgegen treten sollen. Das Kind macht sich und uns unglücklich."

Die Mutter seufzte aus tiefstem Herzen.

„Geschehene Dinge sind nicht zu ändern," sagte sie. „Ich habe bereits dasselbe gedacht, was Du soeben ausgesprochen. Es ist zu spät. Wir haben gethan, was Liebe und Pflicht von uns erheischte; wir brauchen uns keine Vorwürfe zu machen."

„„Und wenn Herr Meyer wiederkäme?""

„O, der kömmt nicht wieder."

Aber er kam wieder. Zur großer Ueberraschung des ganzen Städtchens kam August Meyer nach N—g zurück und warb um Rosalie Mendel; zu noch größerer Ueberraschung sämmtlicher Bewohner von N—g wurde seine Bewerbung von Rosalie angenommen, und von Mutter und Schwester gebilligt. Eine Depesche benachrichtigte Herr Simonsohn von der stattgehabten Verlobung.

Meyer hatte seiner Schwiegermutter versprechen müssen, recht fromm zu werden; Rosalie hatte unter heißen Thränen gelobt, alles Mögliche dazu beizutragen, daß Meyer in That und Gesinnung als gesetzestreuer Jude lebe.

Rosalie war eine äußerst glückliche Braut; Meyer überhäufte sie mit den kostbarsten Geschenken; er kleidete sie in Sammt und Seide; er schmückte sie mit Gold und Edelsteinen, und in der ärmlichen Wohnung der Frau Dr. Mendel nahm

sich die kostbar gekleidete junge Dame gar sonderbar aus. Rosalie konnte die Zeit nicht erwatren, in welcher die Hochzeit stattfinden sollte und in welcher sie den engen Räumen der mütterlichen Wohnung, den kleinlichen Verhältnissen ihrer Vaterstadt enteilen durfte.

Herr Simonsohn hatte durch seinen Berliner Banquier die versprochenen 400,000 Mark pünktlich auszahlen lassen. Mit Creditbriefen reichlich versehen, trat August Meyer sofort nach der Trauung eine größere Reise an; das junge Paar wollte nach Paris gehen, um in dieser schönen Stadt die Freude mit vollen Zügen zu schlürfen. Zur Erholung wollte man nachher Italien aufsuchen und den größten Theil des Winters daselbst verbringen.

Mit bangen Herzen sahen Frau Dr. Mendel und Franziska dem Wagen nach, welcher die Neuvermählten zum Bahnhofe führte.

„Möge der allgütige Gott sie schützen," sagte die Mutter leise vor sich hin weinend; „ich fürchte, sie geht keinem glücklichen Loose entgegen."

„Sie hat es selbst so gewollt," sagte Franziska. „Der allgütige Gott mag es zum Guten wenden."

Unterdeß fuhren die jungen Eheleute fröhlich und vergnügt dahin. Der Abschied war Beiden nicht schwer geworden. Nach einigen Stunden hielt der Zug an einer Hauptstation; die Reisenden hatten hier so lange Aufenthalt, um bequem das Diner nehmen zu können. In dem großen Speisesaal des Bahnhofs waren lange Tafeln gedeckt. Die große Menge der Reisenden entströmte den Wagen, um sofort an der Table d'hôte Platz zu nehmen.

„Wollen nicht auch wir hier unser Diner einnehmen?" fragte Meyer seine junge Frau.

„„Ja,"" sagte Rosalie, „„ich werde die kalten Speisen auspacken, die Mama uns mitgegeben hat.""

„O laß' doch," entgegnete Meyer, „da drinnen gibt es viel besseres Essen."

„„Aber August,"" entgegnete Rosalie vorwurfsvoll, „hältst Du so Dein Versprechen?"

„Nun, nun, Geliebte," antwortete er, „ich habe für diesmal nur Scherz gemacht."

„„Für diesmal?""

„Und für immer, so lange Du selbst es wünschest."

X.

In L. hatte das junge Paar einen längeren Aufenthalt genommen, um diese schöne Stadt und deren mannigfache Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Sie stiegen in dem vornehmsten Gasthofe ab und begaben sich dann in eine jüdische Restauration, um daselbst zu Mittag zu essen.

Der Restaurateur, Herr Wolfsthaler, war voller Höflichkeit und Geschmeidigkeit gegen seine distinguirten Gäste und suchte ihnen durch seine Unterhaltung das Mittagsmahl zu würzen.

„Gewiß ein junges Ehepaar auf der Hochzeitsreise", sagte er. „Die gnädige Madame ist noch so jung, wohl kaum achtzehn?"

„Sie haben es gerathen, Herr Wolfsthaler", sagte Rosalie lächelnd.

„Darf ich fragen", fuhr der neugierige Wirth zu reden fort, „woher die gnädigen Herrschaften sind?"

„Wir sind in einem kleinen Neste zu Hause," entgegnete Meyer, den die Neugierde des Wirthes amüsirte, „dessen Name Ihnen wohl kaum bekannt sein dürfte; es liegt weit von hier, hinter Potsdam."

„„O, ich weiß sehr gut Bescheid in der Geographie, wie heißt der Ort?""

„Berlin."

„Der gnädige Herr belieben zu scherzen. In Berlin bin ich sehr bekannt. Jahr aus Jahr ein habe ich Gäste von dort; es kommen auch solche Leute zu mir, die sonst nicht auf jüdische Kost reflectiren; aber meine Speisen sind gut und billig, und deßhalb essen die Herrschaften lieber bei mir als in einem christlichen Hotel. Kennen Sie den Commerzienrath Strohmann, den geheimen Commissionsrath Fußsohl, den Rittergutsbesitzer Weinmann, den Rentier Wolfsthal, den Fabrikanten Bösemann? Alle diese Herrschaften kommen wenigstens einmal jährlich hierher, wenn sie in die Bäder reisen oder aus den Bädern zurückkehren, und niemals versäumen sie es, bei mir vorzukommen und ihre Befriedigung wegen meiner vorzüglichen Küche auszusprechen."

„Die Suppe war gut," sagte Rosalie. „Woher nehmen Sie in dieser späten Jahreszeit die frischen Pflückerbsen?"

„„Das sind Conserven, gnädige Frau.""

„Bereiten Sie dieselben selbst?"

„„Nein, ich beziehe sie aus einer Delicatessenhandlung.""

„Und ist das nach dem jüdischen Religions-Gesetz gestattet?"

„„Muß wohl sein, Gnädige Frau! Unser Rabbiner ißt auch davon, wenn er bei einem Hochzeitsmahle oder bei einer sonstigen Gelegenheit mir die Ehre erweist, bei mir zu speisen. O unser Rabbiner ist sehr fromm, ein höchst gelehrter Mann und ein ausgezeichneter Prediger! Eine Stimme hat er, wohlklingend, volltönend — man könnte sie eine Stunde Wegs weit hören. Und dabei spricht er so schön und so fromm! Sie sollten einmal hören, wie er die Leute ermahnt, den Sabbath zu halten! Wissen Sie er verlangt dabei nichts Unmögliches. Unlängst erst hat er das Glück der Sabbathruhe

mit so glühenden Farben geschildert, daß wir Alle bis zu Thränen gerührt waren. Am Schlusse sagte er, er wisse ja, daß er mit den gegebenen Verhältnissen rechnen müsse; er wolle nicht verlangen, daß die Leute den Sabbat so streng beobachten sollen, wie es vorgeschrieben ist; aber während der wenigen Stunden des Gottesdienstes am Freitag-Abend und am Samstag könnten sie doch ihre Geschäfte schließen und in die Synagoge kommen. — Am Jom Kippur, da hätten Sie der Seelenmesse beiwohnen sollen so etwas Feierliches und Ergreifendes habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Die Thränen flossen wie die Bäche."

„Der Seelenmesse?" fragte Rosalie erstaunt.

„Herr Wolfsthaler meint das Haskoras Neschomaus," nahm Meyer das Wort. „Der deutsche Ritus weiß davon nichts; bei uns in Berlin wird es in allen Reform-Synagogen ebenfalls sehr feierlich und prunkvoll abgehalten; auch in Süd- und Mittel-Deutschland haben es die modernen Rabbiner vielfach eingeführt, und da nennen es die Leute, wie die katholische Bevölkerung, in deren Mitte sie leben. — Wird Ihr Herr Rabbiner am nächsten Sonnabend predigen?"

„Er predigt jeden Samstag; aber Sie können heute schon Gelegenheit haben, ihn zu hören. Der erste Vorsteher der Gemeinde, einer der reichsten, geachtetsten und wohlthätigsten Männer der hiesigen Stadt, ist plötzlich im besten Mannesalter gestorben. Heute Nachmittag um drei Uhr findet das Leichenbegängniß statt. Die Leiche wird zuerst in die schwarz ausgeschlagene Synagoge gebracht werden. Dort wird sich ein zahlreiches und distinguirtes Publikum versammeln; auch viele Christen werden anwesend sein; denn der Verstorbene war Mitglied des Stadtrathes und sonst auch eine überaus beliebte Persönlichkeit. Wissen Sie, da wird unser

Rabbiner predigen, wie er wohl noch nie gepredigt hat. Da wird er sich in seinem vollen Glanze zeigen. Nicht um hundert Mark möchte ich die Predigt versäumen.""

„Hat der Verstorbene als Jude gelebt?" fragte Rosalie.

„Wissen Sie, wie heutzutage die reichen Leute Juden sind. Er ist am Roschhaschonoh und Jom Kippur in die Synagoge gegangen und außerdem zweimal im Jahre, wenn er Jahrzeit hatte. Dann hat er aber so schön geort und Kaddisch gesagt und Tallis und Tephillin gelegt, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören und zuzusehen. Freilich am Samstag war sein Geschäft geöffnet, aber an Roschhaschonoh und Jom Kippur hat er streng geschlossen gehabt, und wenn er es auch außer dem Hause mit dem Essen nicht so genau genommen, sein Haushalt war ganz koscher. Eine jüdische Köchin ist zwar heuzutage schwer zu haben. Statt dessen war aber in dem Hause des seligen Commerzienraths Simon die christliche Köchin so gut eingeschult, daß sie kein Fleisch beigesetzt hat, ohne es vorher koscher gemacht zu haben.""

„Wollen wir in die Synagoge gehen, Rosalie?" fragte Meyer.

„Gewiß," antwortete die Angeredete.

Herr Wolfsthaler erbot sich seine Gäste hinzuführen.

Die große, schöne Synagoge war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und machte einen düstern, wehmüthigen Eindruck. Die Orgel spielte traurige Weisen und bereitete so das zahlreiche anwesende Publikum auf den Akt vor, der bald demselben vorgeführt werden sollte. Ein aus Damen und Herren bestehender Chor sang ein tief ergreifendes Lied, begleitet von den vollen Tönen einer vorzüglichen Orgel. Bei diesen Klängen, die das Herz mit wehmüthigen

Schauern erfüllten, wurde der schwarz behangene Sarg in das Gotteshaus getragen und vor der heiligen Lade niedergestellt. Der Prediger bestieg die Kanzel und begann mit lauter, volltönender Stimme also zu reden:

„Geehrte Trauerversammlung!

Eine ganze Stadt ist in Trauer! Einer der ehrenwerthesten und geachtetsten Bürger unserer Stadt liegt hier entseelt vor uns. Arme und Kranke, Waisen und Wittwen haben ihren großherzigen Helfer und Retter verloren, die ganze Stadt beweint den Verlust eines ihrer edelsten Söhne, ihres treuesten Berathers. Uns war er mehr als das. Er war der Fürst, der König unserer Gemeinde, unter dessen liebevoller und weiser Regierung sich alle Gemeinde-Verhältnisse auf das Gedeihlichste und Segensreichste entwickelten. Als einst ein König von Juda starb, da legte man eine Thorarolle auf seine Bahre und sprach: Er hat Alles auf das Strengste erfüllt, was in dieser da vorgeschrieben — Auch wir können unsern heimgegangenen ersten Vorsteher, der ja auch gleichsam ein König von Juda war, nicht besser ehren, als daß wir seine Bahre vor der heiligen Lade niedersetzen und sprechen: Er hat Alles auf das Treueste erfüllt. So lege ich denn die Krone der Gotteslehre auf seinen Sarg und spreche mit vollster Ueberzeugnng: Dein Leben war eine ununterbrochene Kette treuester, sorgfältigster Pflichterfüllung! Ja, hört es ihr Trauernden, es war ein Zadik Tamim, ein vollkommener Frommer, der so plötzlich aus unserer Mitte ist gerissen worden!"

Und nun schilderte der Redner in den schönsten Redeblumen die hohen Tugenden des in Gott Entschlafenen, seine Rechtschaffenheit, seine Wohlthätigkeit, seine Thätigkeit für die Stadt und die Gemeinde, sein inniges Familienleben und vor allen

Dingen seine unübertreffliche Frömmigkeit; er habe sich nie geschämt, Jude zu sein und habe sogar in hingebungsvoller Pietät die Jahrgedächtnißtage um seine verstorbenen Eltern gefeiert. Der Redner wußte das Gefühl anzuregen und die Herzen zu treffen; bei einzelnen Kraftstellen brachen die anwesenden Verwandten in lautes Schluchzen aus. Alles war bis zu Thränen gerührt, als der Redner schilderte, wie der starke, kräftige Mann so plötzlich aus der Fülle des Reichthums, des Glücks, des frohen Familienlebens, der gedeihlichen Thätigkeit hinweggerissen worden sei.

„Und ein solcher Mann hat sterben müssen?„ fragte er, „hat sterben müssen im Vollbesitze der Kraft und Gesundheit? Aber die Frommen sterben nicht, sie leben fort in den Herzen derer, von denen sie geliebt und verehrt worden sind."

Auf der Straße erwartete Herr Meyer seine Frau, die von der Frauensynagoge herunter kam.

„Was sagst Du," rief er ihr entgegen, „zu dieser Predigt? Welcher Schwung, welche Redewendungen, wie ergreifend! Entzückend, wahrhaft entzückend!"

„Ich weiß nicht," antwortete Rosalie, „die Predigt war wohl recht hübsch, und der Redner hat eine wohlklingende Tenorstimme. Allein der Inhalt war mir sehr befremdend. Wenn Franziska diese Predigt gehört hätte, sie würde den Rabbiner inen falschen Propheten genannt haben."

Das Paar wanderte dem Gasthofe zu.

„„Franziska, o die!"" entgegnete Meyer. „„Schweige mir von deiner überspannten Schwester.""

„Ich bin zwar nicht so rigoros wie Franziska, allein diese Predigt kann ich doch nicht billigen. Wie kann man einen Mann als einen Zadik Tamim darstellen, welcher den Sabbath entweihte und die Speisegesetze nicht hielt! Aber abgesehen davon

scheint mir dieser Prediger zu sehr um die Gunst seiner Zuhörer zu buhlen. Hat er wohl ein einziges Wort der Ermahnung bei diesem plötzlichen Trauerfall gehabt? Weißt Du, was Franziska dazu sagen würde? Da schickt der liebe Gott, würde sie sagen, den verstockten Sündern eine Erinnerung zu, auf daß sie daran denken sollen, daß sie einst alle irdischen Güter hier zurücklassen müssen. Die Leute sind auch bereit, in sich zu gehen, ihre Herzen sind weich. Dann aber tritt ein solcher falscher Prophet hinzu und überredet sie, daß der Verstorbene ein vollkommen frommer Mann gewesen, das Gottesgesetz auf das Strengste beobachtet habe und daß der Reichthum ein Freibrief sei für Jeden, zu leben wie es ihm gefalle."

„„Du kömmst schon wieder mit Franziska! Du mußt Dich von den überspannten Anschauungen Deiner überspannten Schwester emancipiren. Wenn Du nichts dagegen hast, so wollen wir diesem Rabbiner einen Besuch machen und da kannst Du ihn über die Inconsequenzen in seiner Predigt zu Rede stellen.""

XI.

Am andern Tage machten Meyer und seine junge Frau dem Rabbiner einen Besuch.

„Herr Rabbiner," sagte Meyer, „ich komme, um Ihnen meinen heißen Dank für Ihre wunderschöne Predigt auszusprechen. Das war ein Genuß! Entzückend, sage ich Ihnen."

Der Rabbiner ersuchte seine Gäste, Platz zu nehmen. Er war sichtlich geschmeichelt durch den vornehmen Besuch und die bewundernden Worte, die Mayer zu ihm sprach.

„Nicht wahr," sagte er, „ich habe ein klangvolles Organ und verstehe es, trefflich auf das Gefühl zu wirken."

„Sie haben eine vorzügliche sympathische Stimme," sagte Rosalie.

„Sie erinnern mich an Jellinek," sagte Meyer, „den ich einmal in Wien zu bewundern Gelegenheit hatte; dieselbe laute und angenehme Stimme, dieselbe Fülle schöner Redeblumen, derselbe Reichthum an erhabenen Gedanken. Ich bin ganz Bewunderung für Sie; aber meine kleine Frau ist nicht damit einverstanden."

„Wie, gnädige Frau," fragte der Rabbiner, „hat Ihnen meine Predigt nicht gefallen?"

„Gefallen hat sie mir schon," entgegnete Rosalie, „allein es war mir Manches darin unverständlich. Wir sind erst seit gestern hier; wir haben den verstorbenen Commerzienrath Simon nicht gekannt; aber man hat uns erzählt, daß derselbe, wiewohl ein höchst ehrenwerther Mann, ein Menschenfreund im wahrsten Sinne des Wortes, vielfach nicht nach dem jüdischen Gesetze gelebt habe, und doch haben Sie, Herr Rabbiner, gesagt, daß er alles gethan habe, was in der Thora vorgeschrieben ist."

„Verzeihen Sie, meine Gnädige, das habe ich nicht gesagt."

„August, hast Du den Herrn Rabbiner nicht auch so verstanden?"

„Gewiß," antwortete August, „ich habe es ganz deutlich gehört."

„Und dennoch habe ich es nicht gesagt," sprach der Rabbiner feierlich. „Es ist das eine feine Nuance, die dem großen Publikm wahrscheinlich entgangen ist; was ich gesagt, habe ich dahin erläutert, daß ich darunter die Krone der sorgfältigsten Pflichterfüllung verstehe. Sehen Sie,

meine Gnädige, in unserer Zeit kömmt es weniger darauf an, daß man den Buchstaben als daß man dem Geiste der Thora gerecht werde. Wer kann heute von großen und einflußreichen Männern verlangen, daß sie sich um die minutiösen Vorschriften der Sabbathruhe und der Speisegesetze kümmern! Wäre es Crémieux oder Lasker wohl gelungen, so Großes zu erreichen, wenn sie sich durch jene kleinlichen Vorschriften hätten Fesseln anlegen lassen?"

„Und Sie selbst, Herr Rabbiner," fragte Rosalie, „setzen auch Sie sich über diese Vorschriften, welche Sie als kleinlich bezeichnet haben, hinweg?"

„O, gnädige Frau, für meine eigene Person ist das ganz etwas Anderes. Sehen Sie, in einer so großen Gemeinde gibt es die verschiedenartigsten Elemente, denen man Rechnung tragen muß. Diejenigen, welche jene Vorschriften heilig halten, sind glücklich in dem Gedanken, daß auch ihr Rabbiner dieselben beobachtet; den Fortgeschrittenen aber schadet es doch nichts, daß ich die Sabbathruhe beobachte und den Speisegesetzen gemäß lebe."

„Und wird man Sie nicht der Inconsequenz zeihen, wenn Sie in einer Predigt wie gestern, einen freiern Standpunkt einnehmen?

Der Rabbiner lächelte überlegen.

„Meine Gnädige," sagte er, „Sie kennen das jüdische Publikum sehr wenig. Wenn ich in streng orthodoxer Weise lebe, so kann ich in meinen Predigten sagen, was ich will. Das große Publikum besitzt meistens so wenig jüdisches Wissen, daß es die Tragweite des Gesagten nicht zu würdigen versteht."

„Glauben Sie an Gott?" fragte Rosalie.

„Aber Rosalie!" rief Herr Meyer, „Du inquirirst ja förmlich."

„Das schadet nichts," entgegnete der Rabbiner, „ich bin gern bereit, der gnädigen Frau Rede zu stehel. Gewiß glaube ich an Gott."

„Und glauben Sie ferner," fragte Rosalie weiter, „daß die Thora eine göttliche Offenbarung ist?"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," antwortete der Rabbiner. „Wenn ich die Thora als eine Offenbarung Gottes anerkenne, so darf ich deren Vorschriften nicht als kleinliche bezeichnen. O, meine Gnädige, um mich da vor Ihnen zu rechtfertigen, müßte ich Ihnen einen langen wissenschaftlichen Vortrag halten. Das Licht der Wissenschaft ist es, welches die modernen Rabbiner erleuchtet und sie befähigt, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden."

„Und halten Sie die Sabbathruhe und die Speisegesetze für unwesentlich?"

„O nein! Die Sabbathruhe ist von hoher Wichtigkeit und hoher Bedeutung. Man soll am Sabbath keinerlei schwere Arbeiten verrichten, nicht Holz hacken, nicht sein Feld bestellen; aber der Sabbath darf den Juden nicht hindern, an dem bürgerlichen, socialen und politischen Leben voll und ganz Theil zu nehmen. Dagegen soll der Jude am Freitag-Abend und Sabbath-Morgen die Synagoge besuchen und sich an Gesang und Predigt erbauen. Was nun die Speisevorschriften anbetrifft, so hat der große Reformator des Judenthums, der selige Geiger, wissenschaftlich nachgewiesen, daß dieselben für unsere Zeiten nicht mehr bindend sind."

„Herr Rabbiner," antwortete Rosalie, „ich bin nur eine unwissende Frau und weiß Ihnen nicht entgegenzutreten. Meine Schwester Franziska würde das besser verstehen."

Noch lange unterhielt sich das junge Ehepaar mit dem Rabbiner, welcher es verstand, durch große Liebenswürdigkeit Beide sehr für sich einzunehmen. Als sie sich endlich von ihm verabschiedet hatten und ihrem Gasthofe zuwanderten, sagte Meyer:

„Nicht wahr, mein Engel, das ist ein geistreicher, liebenswürdiger, gelehrter Herr, dem man unwillkürlich sein ganzes Vertrauen schenken muß."

Am andern Tage fuhren die beiden Reisenden dem Rheine zu; sie bestiegen das Salonboot, welches sie nach Köln führen sollte; den größten Theil der Zeit brachten sie auf dem Verdecke zu. Es war ein wundervoller, sonniger Tag, und die Rheinufer erglänzten im goldnen Sonnenschein. Rosalie war ganz hingerissen von der Schönheit der Gegend und gab ihre Bewunderung in lauten Ausrufen zu erkennen. Meyer hörte ihr geduldig zu.

„Sieh nur," rief Rosalie, „diese wundervollen schönen Berge, von Reben bedeckt, von Schlössern und Villen gekrönt! Und dort, im Hintergrunde, ein hoher Berg, auf seinem Haupte die Trümmer einer alten Ritterburg tragend!"

„Das ist Alles recht schön," sagte Meyer, „aber mein Magen mahnt mich daran, daß es noch andere, etwas materiellere Genüsse giebt. Liebes Kind, Du hast doch nichts dagegen, wenn ich mir ein Beefsteak bestelle?"

Rosalie schwieg; Meyer winkte dem Kellner, der auf dem Verdeck ein Tischchen deckte und zwei Couverts darauf stellte. Fragend sah Rosalie ihren Gatten an. Dieser nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Du wirst doch nicht verlangen," sagte er, „daß ich allein esse und Dich zusehen lasse? da würde es mir ja gar nicht schmecken!"

Während Meyer und Rosalie ihre Reise fortsetzten und das Leben in vollen Zügen genossen, war über Frau Dr. Mendel und deren ältere Tochter ein schweres Gewitter heraufgezogen, das sich mit Heftigkeit entlud. Am Tage nach der Verheirathung Rosaliens war ein Brief von dem Vorstande der israelitischen Gemeinde zu N—g gekommen, in welchem derselbe der Frau Dr. Mendel mittheilte, daß man es nicht mehr für angemessen hielte, ihr die ihr ausgesetzte Pension zukommen zu lassen; die kleine, wenig bemittelte Gemeinde sei ohnedies schon schwer belastet; nur aus Mitleid habe man das schwere Opfer gebracht und die Pension gewährt; jetzt aber, da Frau Dr. Mendel eine ihrer Töchter so reich verheirathet habe, sei dieses Mitleid nicht mehr am Platze; der reiche Schwiegersohn würde schon für seine Schwiegermutter und Schwägerin sorgen müssen, zumal da man vernommen habe, daß er von dem Vater der Frau Dr. Mendel eine colossale Mitgift erhalten.

Dieser Schlag traf Mutter und Tochter wie ein Blitz aus heiterm Himmel; wenn Beide auch mit angestrengtem Fleiße arbeiteten, so reichte doch das, was sie verdienten, zu ihrem Lebensunterhalte nicht aus. Von Meyer und Rosalie wollten und durften sie keine Unterstützung erwarten, denn abgesehen davon, daß Meyer durch sein Versprechen an den alten Simonsohn gebunden war, widerstrebte es den beiden edlen Frauen, Wohlthaten zu beanspruchen von Leuten, welche sich so charakterlos gegen sie benommen haben.

Während Mutter und Tochter miteinander beriethen, was zu thun sei, trat der Lehrer Jakob Bernstein herein.

„Frau Doctor," sagte er, „ich habe von dem Beschlusse des Vorstandes gehört, und habe mit schmerzlichem Bedauern vernommen, wie man die

großen Verdienste des seligen Dr. Mendel mit Undank belohnen will; man weist Sie auf die Unterstützung eines Schwiegersohnes hin, von dem sie, wie ich Sie kenne, keinen Pfennig annehmen können. Gestatten Sie mir, Ihre Angelegenheit bei dem Vorstande zu führen und ihn auf das Unangemessene seines Verfahrens aufmerksam zu machen."

Frau Dr. Mendel dankte dem jungen Manne für sein freundliches Anerbieten und gab gern ihre Einwilligung dazu. Bernstein beeilte sich die Vorsteher, welche gerade eine Sitzung hielten, aufzusuchen. Nach einer Stunde kehrte er zurück.

„Ich bringe Ihnen keine erfreuliche Nachrichten", sagte er; „die Herren beharren bei ihrem Entschlusse; ich drohte ihnen, nicht länger in einer solchen undankbaren Gemeinde fungiren zu wollen. Man antwortete mir, daß man eher wieder einen Lehrer bekommen könnte, als ich eine andere Stelle. Da habe ich meine Entlassung gefordert und erhalten."

Frau Dr. Mendel und ihre Tochter bedauerten sehr, daß der junge Mann sich ihretwegen solche Unannehmlichkeiten bereitet habe. Bernstein beruhigte sie in Bezug darauf, indem er ihnen mittheilte, daß er bereits Aussicht habe, eine andere bessere und einträglichere Stelle zu erlangen.

Frau Dr. Mendel und ihre Tochter beschlossen, ihre Habseligkeiten zu Gelde zu machen und nach Hamburg zu reisen, um dort noch einmal zu versuchen, das Herz des alten Simonsohn zu erweichen; in jedem Falle konnte Franziska in der großen Stadt durch Unterrichtertheilen mehr erwerben, als in dem kleinen Orte.

XII.

Es waren eigenthümliche Gefühle, welche Frau Dr. Mendel überkamen, als sie ihre Vater-

stadt wiedersah, die sie zwanzig Jahr zuvor heimlich verlassen hatte, Gefühle voll schmerzlicher Wehmuth.

Sie stieg mit ihrer Tochter in einem bescheidenen Gasthofe ab und schrieb ihrem Vater ein Briefchen, in welchem sie nochmals seine Verzeihung erflehte. Zu ihrer Ueberraschung kam bald nachher ein Diener Simonsohns, welcher den Auftrag hatte, die Dame zu seinem Herrn zu führen. Der alte Simonsohn lag in seinem Bette; ein Schlaganfall hatte ihn betroffen.

Frau Dr. Mendel eilte auf das Bett zu, stürzte vor demselben nieder und ergriff die Hand des Kranken, die sie mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Kannst Du mir verzeihen, mein Vater?“ fragte sie schluchzend.

„„Nicht ich habe Dir zu verzeihen““, sagte der Kranke, „„ich habe vielmehr Deine Vergebung zu erbitten. Ich habe hart und grausam gegen Dich gehandelt, und was schlimmer ist als das, ich habe wahrscheinlich durch mein Geld Deine jüngere Tochter unglücklich gemacht, indem ich sie an einen charakterlosen Menschen fesselte; ich habe mir darüber die bittersten Vorwürfe zu machen.““

„Wenn Du mir nur verzeihst, mein Vater, dann ist Alles gut! Wie lange habe ich nach dieser Verzeihung geschmachtet! Wie der durstige Hirsch sich nach der Quelle sehnt, so habe ich mich gesehnt, Dein Antlitz zu schauen, Deine Stimme zu hören, und Deine Hand mit Küssen und Thränen zu benetzen!“

„„Emilie, mein gutes Kind, Du sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt! Gott segne Dich und lasse Dich noch viel Freude erleben! Ich, ich kann Dir nichts mehr geben; ich habe all das Meinige verschenkt, und kann diese Schenkung

ohne Einwilligung des Empfängers nicht rückgängig machen.""

„Was kümmert mich Deine Habe, mein Vater! Ist mir doch Deine Liebe wiedergeschenkt worden und Deine Verzeihung, die mir mehr gilt als alle Schätze der Erde! O, auch ich habe tief bereut, daß ich so unkindlich gegen Dich gehandelt habe! Meine Thränen, meine Bitten hätten Dich damals erweichen sollen; aber nicht zu rechtfertigen war es, nicht zu enschuldigen, daß ich Dich heimlich verließ."

„„Wir haben Beide gefehlt, meine Tochter, ich mehr als Du. Möge mir der allgütige Gott verzeihen, was ich gesündigt habe. Die schwere Krankheit hat meinen harten Sinn erweicht, meinen Stolz und meinen Staarsinn gebrochen. Auf meinem einsamen Krankenlager habe ich darüber nachgedacht und gefunden, daß es unrecht von mir war, so unversöhnlich zu sein. Jetzt werde ich bald vor Gottes Antlitz treten müssen. Was soll aus mir werden, wenn Gott mich so richtet, wie ich gerichtet habe! — Schon war ich im Begriff, Dich und Deine ältere Tochter hierherrufen zu lassen, als Dein Briefchen mir die freudige Botschaft Deiner Ankunft brachte. Doch, wo ist Deine ältere Tochter?""

„Sie wartet im Vorzimmer."

„„So rufe sie herein.""

Zärtlich begrüßte der Kranke die hereintretende Enkelin.

„„Franziska,"" sagte er, „„Du bist ein gutes Kind, Du hast jenen Menschen verschmäht, als Du seine Charakterlosigkeit erkanntest. Ach, hätte es Deine Schwester doch ebenso gemacht; dann könnte ich noch für Deine Zukunft sorgen. So aber ist all meine Habe verschenkt, und die Schenkungsakte st deponirt. Ohne Meyer's Zustimmung kann ich sie

nicht herausbekommen. Aber ich will ihn hierherrufen und ihn bestimmen, daß er wenigstens auf einen Theil des großen Vermögens zu Euren Gunsten verzichtet. Allein, wie ich den Menschen kenne, ist wenig Aussicht dazu vorhanden. Wie thöricht habe ich gehandelt, wie sehr habe ich alter Mann mich von der Leidenschaft des Hasses hinreißen lassen!""

Der alte Mann fing an heftig zu weinen.

„Beruhige Dich, lieber Großvater," sagte Franziska, „was liegt an dem Golde? Mama und mir ist Deine Liebe und Verzeihung Alles. Mama kann es mir bezeugen, daß ich mich noch niemals nach dem Besitze von Reichthümern gesehnt habe. Ich kann selbst mein Brod erwerben durch Arbeit und Unterrichtgeben. Nur für Rosalie hat Mama sich Vermögen gewünscht, und da diese in den Besitz desselben gelangt, so ist ja Alles gut."

Mit der hingebungsvollsten Zärtlichkeit und Sorgfalt pflegten von nun an die beiden Frauen den Kranken, so daß diesem das Krangenlager zu einer Stätte reicher Freude wurde, die er bis dahin vermißt hatte.

Während nun Frau Dr. Mendel und ihre ältere Tochter ihre Tage und Nächte abwechselnd am Krankenlager zubrachten, gaben sich Meyer und Rosalie all den Freuden und Vergnügungen hin, welche die große und schöne Hauptstadt Fankreichs in so reichem Maaße zu bieten vermag. Rosalie hatte sich ganz den Ansichten ihres Mannes gefügt und auch dessen Lebensweise angenommen. Sie speisten in den berühmtesten Pariser Restaurants und machten keinen Unterschied zwischen Sabbat und Wochentagen. Rosalie schrieb nur selten an Mutter und Schwester und dann auch nur ganz kurze Briefe, theils weil die rauschenden und anstrengenden Vergnügungen den größten Theil

ihrer Zeit in Anspruch nahmen, theils, weil sie sich Mutter und Schwester gegenüber schämte, ihre jetzige Lebensweise einzugestehen. — Meyer traf die Nachricht, daß Frau Dr. Mendel und ihre ältere Tochter sich in Hamburg befänden und sich mit dem alten Simonsohn ausgesehnt hätten, wie ein Donnerschlag. Als kluger Mann sah er voraus, daß Herr Simonsohn wünschen würde, die Schenkungsakte zurückzunehmen.

„Jetzt wird der Alte mich an sein Krankenbett rufen,“ sagte er, „und alle Drei werden mich mit Bitten und Thränen bestürmen. Da wird es schwer halten, standhaft zu bleiben und nichts herauszurücken. Am Besten wird es sein, ich setze mich dieser Versuchung gar nicht aus und gehe gar nicht nach Hamburg. Wenn wir sogleich von hier abreisen, um in Italien umherzuwandern, so brauchen mich die Briefe gar nicht zu treffen und ich kann mich stellen, wie wenn ich von nichts wüßte. Den Alten hat ein Schlaganfall getroffen, und er wird es wohl nicht lange mehr machen. Wenn der erst todt ist — mit den beiden Frauenzimmern werde ich schon fertig. Meiner kleinen Frau aber darf ich davon nichts sagen, ich werde ihr überhaupt den Brief vorenthalten und sie in der Meinung belassen, daß Mutter und Schwester sich noch in N—g befinden.“

Er steckte den Brief rasch in die Tasche und begab sich in das Zimmer seiner Gemahlin.

„Geliebte,“ redete er diese an, „hast Du das Pariser Leben noch nicht bald satt? Ich finde, daß es Deiner Gesundheit nicht länger zuträglich ist. Du siehst blaß und angegriffen aus.“

Rosalie erröthete; dann eilte sie auf ihren Mann zu, schlang beide Arm um seinen Hals und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Ah," sagte Meyer, „ist das der Grund! Umsomehr ist es heilige Pflicht, daß wir sobald als möglich diesen anstrengenden und aufreibenden Vergnügungen entfliehen. Rufe Dein Kammermädchen herbei und lasse einpacken, wir reisen morgen in aller Frühe nach Italien ab!"

In Hamburg wartete man vergebens auf Antwort von Meyer und Rosalie; ein zweiter Brief kam uneröffnet zurück; es stand darauf die Bemerkung, daß der Adressat abgereist sei ohne angegeben zu haben, wohin man ihm die Briefe nachsenden solle.

Frau Dr. Mendel beklagte die Nachlässigkeit der jungen Leute. Herr Simonsohn aber sprach:

„Ich durchschaue den Patron. Er will nicht hierher berufen sein. Er fürchtet, daß ich ihn bestimmen könnte, von seiner Beute etwas wieder herauszugeben."

An demselben Tage ließ Herr Simonsohn einen notariellen Akt anfertigen, in welchem er August Meyer auf das Dringendste ersuchte, die Hälfte des ihm geschenkten Vermögens an Frau Emilie Mendel, geborene Simonsohn, oder an deren Tochter, Franziska Mendel, verabfolgen zu lassen.

„Ich glaube nicht, daß es was nützen wird," sagte der erfahrene Kaufmann. „Der Mensch hat weder Charakter noch Schamgefühl. Vielleicht wird er aber noch dadurch bewogen werden, eine kleine Summe herauszugeben, die bei Euren bescheidenen Ansprüchen an das Leben genügen wird, Euch vor Mangel und Armuth zu schützen."

Während nun Frau Dr. Mendel und ihre Tochter von dem Aufenthalte Meyers nicht das Geringste erfuhren, erhielt dieser über die Vorgänge in Hamburg die genauesten Nachrichten. Er hatte in Hamburg einen Freund beauftragt, ihm

in Bezug auf die Vorgänge im Simonsohn'schen Haus auf dem Laufenden zu erhalten. Der Freund kam täglich ins Haus, angeblich um sich nach dem Befinden des alten Herrn zu erkundigen; hier erfuhr er von der geschwätzigen Dienerschaft, was vorging, und berichtete es getreulich nach Italien. Als Meyer von dem notariellen Akte erfuhr, faßte er den festen Entschluß, nicht eher nach Deutschland zurückzukehren, bis der alte Simonsohn aus dem Leben geschieden sei. Rosalie schrieb zwar häufig an Mutter und Schwester, und Meyer fügte stets die herzlichsten Grüße bei. In seiner Sorgfalt ging er so weit, daß er Niemandem die Briefe anvertraute; er selbst, so sagte er zu seiner Frau, müsse sie auf die Post tragen, damit sie nur ja richtig ankämen. Die Briefe erreichten aber niemals den deutschen Boden, weil Meyer sie regelmäßig vernichtete. Zwar fiel es Rosalie auf, daß sie von den Ihrigen keinerlei Nachrichten erhielt; allein Meyer wußte sie zu beruhigen.

„Du darfst nicht glauben," sagte er, „daß die italienische Post so zuverlässig ist wie die deutsche. Hier fehlt die organisatorische Hand unseres unvergleichlichen Stephan. Da wir von einem Ort zum andern reisen, so werden uns die Briefe nicht ordentlich nachgeschickt."

In Rom nahm das Paar einen längeren Aufenthalt. Als auch hier Rosalie keine Nachricht von Mutter und Schwester erhielt, wurde sie ernstlich besorgt. In der Absicht, Zeit zu gewinnen, rieth ihr Meyer, an ihre Freundin Dorothea Blüth zu schreiben und dieselbe um Nachrichten zu bitten. Acht Tage nachher kam auch ein Brief der Freundin, durch den Rosalie zu ihrer Ueberraschung erfuhr, daß Mutter und Schwester N—g verlassen hätten und nach Hamburg übergesiedelt seien.

„Was fange ich an!" rief Rosalie betrübt.

„Jetzt kann ich nicht einmal schreiben, da ich die Adresse nicht kenne und in der großen Stadt ohne Wohnungsangabe ein Brief wohl nicht richtig ankommen kann."

„„Beruhige Dich, liebes Herz,"" sagte Meyer, „„ich werde an einen Freund in Hamburg schreiben und ihn bitten, die Wohnung der Deinigen ausfindig zu machen.""

Er that, wie er gesprochen hatte; aber er gab seinem Hamburger Freunde Ordre, wie dieser antworten sollte, und so kam denn ein Brief von Hamburg, in welchem Meyers Freund mittheilte, daß es ihm nach vieler Mühe gelungen sei, Frau Dr. Mendel und ihre Tochter aufzufinden. Dieselben seien sehr erbost gegen Frau Meyer, weil sie erfahren, daß Rosalie den Sabbat entweihe und die Speisegesetze übertrete; sie wollten nichts mehr von ihr wissen und sie nicht mehr als Tochter und Schwester anerkennen. Rosalie sei für sie todt, und sie hätten sie wie eine Verstorbene betrauert.

Rosalie weinte sehr, als sie diesen Brief empfing; allein ihr nobler Gatte wußte sie zu trösten.

XV.

Herr Moritz Simonsohn war gestorben. Als die sieben Trauertage zu Ende waren, erhielten Frau Dr. Mendel und ihre Tochter eine gerichtliche Aufforderung, das Haus zu verlassen, von welchem der Bevollmächtigte des August Meyer für denselben Besitz ergriffen hatte. So mußten denn die beiden Frauen das Haus des Vaters und Großvaters verlassen und sich eine ärmliche Wohnung miethen. Ganz Hamburg war über dieses Vorgehen des „Schwiegersohnes" empört. Herr Kusel, ein guter Bekannter des alten Simonsohn

reiste aus eigenem Antriebe nach Berlin, um, wie er sagte, dem Cujon von Meyer einmal gehörig die Leviten zu lesen.

Meyer war erst von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt. Er hatte eine überaus elegante Wohnung in dem nobelsten Theile von Berlin bezogen und hatte sich sofort eine prachtvolle Equipage nebst Kutscher und Livréebedienten angeschafft. Herr Kusel suchte ihn an der Börse auf, und Meyer lud ihn freundlich ein, mit ihm nach Hause zu fahren. Als Meyers Equipage vor dem prachtvollen Hause in der Magdeburger Straße hielt und die beiden Herren in die Wohnung Meyers eintraten, war Herr Kusel ganz geblendet von der Pracht, die ihm entgegenstrahlte. Ein mit Livrée bekleideter Portier öffnete die Thüre und verneigte sich tief. Das Treppenhaus erhielt sein Licht von oben. Die Treppe war von Marmor und mit weichen Teppichen belegt. Das eiserne Geländer war vergoldet, Marmorsäulen trugen Statuen oder köstliche Blumenvasen. In der Mitte der Treppe befand sich eine Fontaine; das Wasser ergoß sich in ein Becken, in welchem sich Goldfischchen tummelten. Ringsherum standen Sessel, welche die etwa von Treppensteigen Ermüdeten zum Ausruhen einluden.

Herr Meyer führte seinen Besuch in sein Privatkabinet.

„Sehr geehrter Herr Meyer", sagte Kusel, nachdem sich die beiden Herren niedergelassen hatten, „es ist Ihnen ein notarieller Akt zugegangen, welcher die letzten Wünsche des seligen Herrn Simonsohn enthält. Der Verstorbene spricht darin sein Leidwesen aus, daß er durch die Schenkung an Sie seine Tochter und seine älteste Enkelin um ihr Erbtheil gebracht habe und richtet an Sie die dringende Bitte, über einen Theil des geschenkten

Vermögens zu Gunsten der Enterbten zu verfügen. Sie haben auf das Ihnen übersandte Schriftstück damit geantwortet, daß Sie Ihre Frau Schwiegermutter aus deren väterlichem Hause ausweisen ließen."

„Mein verehrter Herr Kusel," entgegnete Meyer, „das mir übersandte Schriftstück hat nicht den geringsten Werth."

„„Es hat allerdings keinen juridischen Werth, allein der moralische Werth desselben ist doch unleugbar. Im Zorn gegen seine Tochter hat der alte starrköpfige Mann derselben ihr Erbtheil entziehen wollen; nachdem sein Zorn verschwunden war, that es ihm leid. Bei den nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen, in welchem Sie zu Frau Dr. Mendel stehen, sollten Sie doch die letzten Wünsche dessen, dem Sie ein fürstliches Vermögen verdanken, ein wenig berücksichtigen, zumal Frau Dr. Mendel und ihre Tochter der drückendsten Armuth preisgegeben sind, während Sie im Ueberflusse schwelgen.""

„Mein verehrter Herr Kusel, ich muß Sie dringend ersuchen, in der Wahl Ihrer Ausdrücke vorsichtiger zu sein. Solche drastische Bezeichnungen entsprechen meinen gesellschaftlichen Gewohnheiten nicht; ich schwelge niemals."

„„Verzeihen Sie, Herr Meyer, wenn ich mich durch meine Fürsorge für die betrogene Wittwe ....""

„Betrogen? ich sehe schon, mein Herr, ich muß die Unterredung mit Ihnen abbrechen. Betrogen? Von wem? Wenn Sie sich noch einmal eines solchen Ausdrucks bedienen, so muß ich Sie höflichst ersuchen, mein Haus zu verlassen."

„„Ich bitte nochmals um Entschuldigung; ich bin nur ein einfacher Mann, der nicht daran gewöhnt ist, seine Worte auf die Goldwaage abzuwägen. Unsere Unterredung wird übrigens bald

beendet sein, wenn Sie sich bereit erklären, das Vermögen des alten Simonsohn mit Frau Dr. Mendel zu theilen.“ “

„Daß ich ein Thor wäre!“

„„So gewähren Sie ihr wenigstens ein Drittheil der Simonsohn'schen Hinterlassenschaft.“ “

„Meine Schwiegermama und meine Schwägerin haben sich nicht so gegen mich benommen, daß ich nothwendig hätte, irgend welche Rücksicht auf sie zu nehmen. Beide haben mich beschimpft und beleidigt; Beide haben sich alle Mühe gegeben, meine Frau zu verhindern, mir ihre Hand zu reichen. Beide haben mich einen charakterlosen Menschen genannt, der keinen Funken menschlichen Gefühles habe. Damals mußte ich diese Beleidigungen hinunterwürgen; aber ich habe sie nicht vergessen. Ich hätte das Recht, die beiden Frauen zu hassen und ihnen jedwedes Mitleid zu versagen. Allein, ich will Gnade mit den beiden bethörten Frauenzimmern üben; es soll mir auf hundert Thaler nicht ankommen.“

Bei diesen Worten zog er seine Brieftasche und nahm drei Hundert=Markscheine heraus, die er Herrn Kusel reichte.

„Wollen Sie die Gewogenheit haben,“ sagte er, „diese 300 Mark meiner Frau Schwiegermama mit meinen besten Grüßen verabreichen zu lassen!“

„„Herr Meyer,“ “ sagte Kusel, „„ist das Ihr Ernst?“ “

„Mein vollkommener Ernst.“

„Und was wird Ihre Frau Gemahlin dazu sagen?“ “

„Meine Frau weiß von allem Dem nichts, und wird auch nichts davon erfahren. Sie meint, ihre Mutter und ihre Schwester zürnen ihr, weil sie die jüdischen Ceremonien nicht beobachtet. Mich glaubt sie noch durch das Versprechen gebunden,

ihre Verwandten mit keinem Pfennig zu unterstützen. Da meine Frau, gewisser Umstände halber, das Haus nicht verlassen darf, so ist es mir ein Leichtes, dahin zu wirken, daß sie Monate lang von dem Tod des Großvaters und Allem, was daran hängt, nichts erfährt."

„„Sie werden einsehen, Herr Meyer, daß ich ein Geschenk von 300 Mark für Frau Dr. Mendel nicht annehmen kann. Die Dame besitzt in Hamburg noch Freunde genug, welche sie nicht darben lassen werden.""

„Desto besser. So bin ich gewiß der Pflicht überhoben, mein Geld an Leute wegzuwerfen, die mich so tief beleidigt haben."

Er nahm die 300 Mark und that sie wieder in sein Portefeuille.

Herr Kusel hielt seinen Zorn gewaltsam zurück.

„„Herr Meyer,"" sagte er, „„vor vielen Jahren kannte ich Ihren Herrn Vater. Er war immer ein braver, rechtschaffener, edeldenkender Mann; ich werde ihn aufsuchen und ihn veranlassen auf seinen Sohn einzuwirken, daß dieser verfahre, wie Recht und Billigkeit es erheischen.""

Bei diesen Worten seines Besuches machte Herr Meyer ein betrübtes Gesicht.

„Ich muß Ihnen," sagte er, „zu meinem tiefsten Bedauern die mir so überaus schmerzliche Mittheilung machen, daß mein Vater in voriger Woche seinem langjährigen Leiden erlegen ist. Vor drei Tagen sind seine irdischen Ueberreste zur Ruhe bestattet worden. Die Theilnahme war hier in Berlin eine allgemeine. Aus dem großen Trauergefolge konnte man schließen, in welch hoher Achtung der Verewigte bei seinen Mitbürgern stand."

Herr Kusel sah den Redenden mit dem größten Erstaunen von oben bis unten an.

„„Vor drei Tagen?““ fragte er.

„Sie wundern sich," sagte Meyer lächelnd, „daß ich die Trauertage nicht nach jüdischem Ritus beobachte, daß ich meine Kleider nicht zerreiße und nicht auf der Erde sitze? Ich betraure meinen Vater im Herzen. Unser verehrter Rabbiner, Herr Dr. Aub, hat in Bezug hierauf die Worte des Propheten angewendet, der da spricht: Zerreißt Eure Herzen und nicht Eure Kleider."

„„Ich glaube gehört zu haben, daß Sie Mitglied der „Adaß Jisroel" seien. Wird Herr Rabbiner Dr. Hildesheimer Sie auch in dieser Weise belehren?““

„Aus der Gemeinde „Adaß Jisroel" bin ich längst wieder ausgetreten."

Herr Kusel hatte sich erhoben.

„„Daran haben Sie recht gethan,““ sagte er. „„Solche Schufte, wie Sie sind, gehören nicht in eine fromme Gemeinde. Ja, ich will meinem Herzen Luft machen; nachher können Sie mich hinausschmeißen lassen. Sie sind ein abgefeimter Schurke, ein niederträchtiger Mensch. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Das geraubte und erschlichene Geld wird Ihnen keinen Segen bringen. Sie werden noch betteln gehen oder den Tod des Verbrechers sterben. Mit Ihnen braucht dann kein Mensch Mitleid zu haben; aber das arme unglückliche Kind bedaure ich von Herzen, das Sie an sich gekettet, das Ihre Frau geworden. Ich werde Alles thun, dem unglücklichen Geschöpfe die Augen zu öffnen und ihr zu zeigen, was für ein verachtungswerthes Subject ihr Mann ist. So jetzt lassen Sie mich hinausschmeißen!““

Meyer war schneeweiß geworden. Erst wollte er seinen Besuch bei der Kehle packen. Aber er

bezwang sich, verneigte sich ruhig lächelnd und sprach:

„Ich danke Ihnen, sehr verehrter Herr Kusel, für all die Liebenswürdigkeiten, die Sie mir zu widmen so gütig sind. Eigentlich sollte ich böse werden; allein ich bin objectiv genug, mich auf den Standpunkt zu stellen, welchen Sie vertreten, und da muß ich sagen: Sie haben ja so recht. Auch hinauswerfen werde ich Sie nicht lassen, da ich hoffe, daß Sie mich freiwillig von Ihrer mir unangenehmen Gegenwart befreien werden."

„Niederträchtiger Schurke!" rief Kusel und verließ das Haus.

Als er nach Hamburg zurückgekehrt war, suchte er Frau Dr. Mendel und ihre Tochter auf und berichtete ihnen Alles, was er in Berlin erfahren hatte. Der Verlust des Vermögens schmerzte die beiden edlen Frauen nicht so tief, wie sie das Loos der armen Rosalie beklagten.

„Ich habe," sagte Herr Kusel, „einen Berliner Freund beauftragt, diesen Kujon von Meyer nicht aus dem Auge zu lassen und bei nächster Gelegenheit seiner Frau die Augen zu öffnen, damit sie auf ihrer Hut sei und sich vor diesem Ungeheuer möglichst schütze."

Frau Dr. Mendel brach in lautes Schluchzen aus.

„Weh mir," rief sie, „ich hätte mein Kind schützen sollen vor diesem Ungethüm; ich habe meine Pflicht verabsäumt."

„Geliebte Mutter," sagte Franziska, „Du hast Dir durchaus keine Vorwürfe zu machen. Wir haben Alles gethan, was in unsern Kräften stand, um Rosalie zurückzuhalten; sie hat nicht hören wollen. Sie wäre gestorben oder Dir entlaufen, wenn Du es versucht hättest, ihr Zwang aufzulegen. Laß uns jetzt an uns denken, liebe Mutter,

damit es uns gelinge, in dieser großen Stadt unseren Lebensunterhalt zu erwerben."

Herr Kusel bot den beiden Frauen eine Unterstützung an, die sie in der nächsten Zeit gegen Noth schützen sollte. Frau Dr. Mendel und ihre Tochter wiesen jede Unterstützung zurück. Dagegen nahmen sie das Anerbieten des Freundes an, ihnen bei Erlangung von Arbeit behilflich zu sein. Frau Dr. Mendel war eine geschickte Stickerin. Herr Kusel beschaffte ihr Beschäftigung für ein renommirtes Geschäft. Franziska erhielt Gelegenheit, in vornehmen Familien Unterricht zu ertheilen.

XVI.

Rosalie hatte ein Knäblein geboren, dem der wohlklingende Name Arthur beigelegt wurde. Das Beschneidungsfest wurde mit großem Pompe gefeiert. Die junge Frau erholte sich langsam, und als sie wieder ausgehen durfte, da war schon der Winter herangekommen mit all' den Belustigungen und Zerstreuungen, welche die große Stadt in so reichem Maaße denen bietet, die das Geld nicht zu sparen brauchen. Für den kleinen Arthur war natürlich eine Amme angenommen worden; in mütterlicher Sorgfalt hatte Rosalie eine zuverlässige Person engagirt, welche die Amme und das Kind beaufsichtigen sollte. Jetzt glaubte Rosalie ihren Mutterpflichten vollkommen genügt zu haben und kümmerte sich nicht weiter um das Kind. Dagegen stürzte sie sich mit ihrem Manne in den Strudel der Vergnügungen. Nicht allein Opernhaus und Schauspielhaus wurden fleißig besucht, sondern auch Bälle und Tanzkränzchen, so oft sich nur die Gelegenheit bot. Und die Gelegenheit bot sich in der großen, lebenslustigen Stadt oft

genug. Die Schönheit Rosaliens erregte in den Kreisen, in welchen sie verkehrte, das größte Aufsehen. Ihr Tanzbüchlein wurde sofort beschrieben, sobald sie nur den Saal betrat. Die jungen Männer rissen sich förmlich um sie, und jeder schätzte sich glücklich, dem sie einen Tanz bewilligte. Rosalie vermeinte schon die Seligkeit des Himmels zu genießen. Alle Welt brachte ihr die reichsten Huldigungen dar; jeder Wunsch, den sie aussprach, wurde erfüllt. Sie war die Königin all der Feste, die sie mit ihrer Gegenwart beehrte. So viel Wonne und Seligkeit hatte sie selbst in ihren Träumen nicht zu hoffen vermocht.

Unterdeß verbrachten Frau Dr. Mendel und ihre ältere Tochter ihre Tage in angestrengter Arbeit. Franziska ertheilte Unterricht, und Frau Dr. Mendel stickte von Morgens früh bis Abends spät. Die beiden Frauen fanden ihr reichliches Auskommen und konnten noch etwas ersparen. Da erkrankte Frau Dr. Mendel und mußte das Bett hüten. Der herbeigerufene Arzt erklärte die Krankheit zwar für nicht gefährlich, aber für langwierig. Eine Wärterin mußte engagirt werden, damit Franziska nicht nöthig hatte, den Unterricht, den sie ertheilte, auszusetzen. Nun lag es Franziska allein ob, die Kosten des viel theurern Haushaltes zu bestreiten. Aber sie war unverdrossen. Mit Freuden unterzog sie sich ihrer schweren Aufgabe und bedauerte nur, daß sie so wenig Zeit am Bette ihrer geliebten Mutter zubringen konnte. Die ganze Woche sehnte sie den Sabbat herbei, an welchem sie keine Lectionen gab, und den sie daher ganz der theuren Kranken widmen durfte.

Es war an einem Freitag-Abende; Franziska las ihrer Mutter die Sidrah vor; da wurde an die Thüre geklopft, und ein Herr trat herein.

„Herr Bernstein!“ riefen die beiden Frauen wie aus einem Munde.

„„Was fehlt Ihnen, Frau Doctor?““ fragte Bernstein besorgt die auf dem Sopha Liegende.

„Ich bin seit vier Wochen leidend,“ antwortete diese. „Vielleicht macht mich die Freude, einen guten Freund, wie Sie sind, wiederzusehen, gesund.“

Franziska hatte einen Stuhl herbeigeholt und ersuchte Herrn Bernstein sich niederzulassen. Dieser mußte nun erzählen. Er hatte sich sehr zu seinem Vortheile verändert; er war freier und unbefangener geworden. Er war, seitdem er sich von den Damen verabschiedet hatte, viel umhergestoßen worden. Stellen waren ihm genug angeboten, aber stets solche, in welchem man einen unverheiratheten Lehrer wünschte; er aber habe die Absicht sich zu verheirathen und zwar bald; endlich habe er ein Unterkommen in R. gefunden; es sei zwar eine kleine Gemeinde und das Einkommen nur gering; aber die Leute hätten doch nichts dagegen, daß er sich verheirathe, und es versuche, mit Wenigem auszukommen. Da er sich nun am Ziele seiner Wünsche befinde, so habe er Urlaub genommen und sei nach Hamburg gereist, um sich die Braut zu holen, und diese Braut solle keine andere sein als Franziska, der sein Herz gehöre von dem ersten Augenblicke an, daß er sie gesehen.

Herr Bernstein schwieg, in großer Spannung der Antwort harrend; auch die Mutter sah Franziska fragend an.

„Herr Bernstein,“ nahm diese das Wort, „mich ehrt und erfreut Ihr Antrag sehr; auch Sie sind mir werth und theuer. Nichtsdestoweniger kann und darf ich mich Ihrem Wunsche nicht fügen; ich kann und darf meine Mutter nicht verlassen, und wenn Sie uns Beide nach R. nehmen

würden, so wäre keine Aussicht vorhanden, daß unser Geschick sich freundlich gestalten möchte. Wir müßten alle Drei am Hungertuche nagen, und Ihre Stellung würde ganz außerordentlich erschwert werden. Nein, mein Freund, Sie müssen sich ein Mädchen suchen, das etwas Vermögen besitzt und dadurch Ihr Einkommen vermehrt."

„„Wenn Sie mich verschmähen, Franziska, so heirathe ich niemals!""

„Ich verschmähe Sie ja nicht, ich höre nur die Stimme der Vernunft und der ruhigen Ueberlegung. Sie aber, lieber Freund, lassen sich von den Gefühlen, die Sie für mich hegen, zu einem Schritte verleiten, den Sie später tief bereuen werden."

„„Niemals, niemals würde ich diesen Schritt bereuen! Wenn Sie meine Gattin werden, so will ich mich gern mein ganzes Leben hindurch mit trocknem Brode begnügen.""

„So reden Sie jetzt, lieber Freund. Ich sah unlängst ein Bild in den „Fliegenden Blättern." Da saß ein Mann an einem Tische und aß mit Widerwillen eine magere Suppe. Im Hintergrunde stand eine Frau und ein halb Dutzend Kinder. Darunter stand zu lesen: Einst dachte ich, hätte ich nur sie, so wollte ich mein Leben lang nichts als Hafergrütze essen; jetzt habe ich sie und die Hafergrütze, und äße doch so gern einmal einen guten Kalbsbraten!"

„„Halten Sie mich für so materiell, Fräulein Franziska?""

„Im Gegentheile, Ihre Ansichten sind zu ideal und würdigen die Noth des Lebens nicht genug."

„Meine Tochter hat Recht," sagte Frau Dr. Mendel. „Es wäre ein Unrecht von uns Beiden, wollten wir uns an Ihre Person heften, und Sie zwingen, ein kümmerliches Leben zu führen. Viel-

leicht gibt mir Gott meine volle Gesundheit wieder. Dann wird es uns gelingen, uns etwas zu ersparen. Warten Sie noch zwei Jahre. Wenn sich dann die Verhältnisse günstiger gestaltet haben werden, so sollen Sie mir und meiner Tochter willkommen sein."

„Ich stimme meiner Mutter bei," sagte Franziska, „aber hinzufügen muß ich, daß Sie sich während dieser Zeit durchaus nicht als gebunden betrachten dürfen."

„„Fräulein Franziska, Sie vernichten die Hoffnung wieder, die mir Ihre Frau Mutter gemacht hat. Wenn ich mich nicht für gebunden halte, so sind auch Sie es nicht, und eines Tages erfahre ich, daß Sie sich mit einem reichen Manne verlobt haben. Hier in der großen Stadt wird es Männer genug geben, welche das Glück zu schätzen wissen, eine Gattin wie Sie zu erwerben, selbst wenn diese kein Vermögen besitzt.""

Franziska lächelte.

„Freilich," sagte sie, „wenn es mir gelingen könnte, das Loos meines Mütterchens zu verbessern, so wäre mir kein Opfer zu groß."

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Bernstein," sagte Frau Dr. Mendel, „ich würde ein solches Opfer nicht annehmen."

„„So gestatten Sie mir, Franziska, mich als Ihren verlobten Bräutigam zu betrachten.""

„Ich kann das unter keinen Umständen zugeben. Wollen Sie warten, wohlan, so kommen Sie nach zwei Jahren wieder; haben sich dann die Verhältnisse freundlicher gestaltet und finden Sie mich dann noch frei, so werde ich freudig die mir dargebotene Hand ergreifen."

Vergebens bemühte sich Herr Bernstein, ein bestimmteres Versprechen zu erhalten; das junge Mädchen blieb bei dem, was sie gesagt hatte. So reiste

er denn am darauffolgenden Sonntag betrübt und traurig nach R. zurück.

Die Lage der beiden Frauen wurde in der nächsten Zeit schlimmer als zuvor; die Krankheit der Frau Dr. Mendel zog sich immer mehr in die Länge; Arzt und Apotheker erhielten einen großen Theil dessen, was Franziska erwarb; auch die Wärterin kostete schweres Geld; trotzdem weigerte sich Franziska entschieden, irgend welche Unterstützung anzunehmen, die ihr von mehreren Seiten angeboten wurden.

„So lange mir Gott die Kraft gibt," sagte sie, „das zu erwerben, was ich für mein Mütterchen brauche, werde ich keine Almosen annehmen."

Aber es reichte nicht lange aus; ein harter Winter kam ins Land, und das Zimmer der Frau Dr. Mendel mußte Tag und Nacht geheizt werden. Während Meyer und Rosalie in Berlin ihre Zimmer feenhaft hatten herrichten lassen, um einen großen Ball zu geben; während der Aufwand für diesen einen Abend genügt hätte, dasjenige zu bestreiten, was Frau Dr. Mendel und ihre Tochter während des ganzen Winters verbrauchten, wurden diese von den schwersten Sorgen belastet.

„Mutter," sagte Franziska, „ich kann die großen Ausgaben nicht mehr bestreiten; selbst die Vorschüsse, die ich mir habe geben lassen, sind verbraucht; ich werde das Mitleid unserer Freunde in Anspruch nehmen müssen."

Thränen füllten ihre Augen, als sie so sprach.

Herr Kusel kam herein, er wollte sich nach dem Befinden der Frau Dr. Mendel erkundigen.

„„Sie haben geweint, Franziska?"" fragte er.

„Ich habe geweint," antwortete die Angeredete, „weil ich mich in der traurigen Nothwendigkeit befinde, das Mitleid und die Unterstützung fremder Menschen in Anspruch nehmen zu müssen."

„„Sie können dieser Nothwendigkeit enthoben sein,““ sagte Kusel, „„wenn Sie einen Vorschlag annehmen wollen, den ich Ihnen machen will. Franziska, Sie wissen, ich bin ein wohlhabender Mann und seit vielen Jahren Wittwer. Meine Kinder sind alle verheirathet. Ziehen Sie mit Ihrer Mutter in mein Haus, werden Sie meine Frau.““

Franziska war im höchsten Grade überrascht; sie erröthete und sprach kein Wort.

„„Franziska,““ sagte Kusel, „„Sie brauchen mir nicht gleich zu antworten; aber überlegen Sie sich die Sache; ich gebe Ihnen Bedenkzeit, so lange Sie wollen. Habe ich so lange mit der Wiederverheirathung gewartet, so kömmt es auf ein paar Tage länger nicht an.

„Herr Kusel,“ nahm die Kranke das Wort, „erlauben Sie mir, daß ich statt meiner Tochter antworte; meine Tochter muß den ehrenvollen Antrag ablehnen, da sie bereits gebunden ist. Vor 14 Tagen war der Lehrer Bernstein aus R. bte uns und hat um die Hand meiner Tochter angehalten, und ich habe sie ihm zugesagt.“

„„So komme ich also um 14 Tage zu spät! Leben Sie wohl, meine Damen.““

Er ergriff seinen Hut und eilte davon.

„Mutter, Mutter, wie gut Du bist!“ sagte Franziska. „Aus Furcht, daß ich Dir ein Opfer bringe, hast Du Herrn Kusel zurückgewiesen! Und doch hättest Du es nicht thun sollen. Wir wären dann der traurigen Nothwendigkeit überhoben, fremde Leute um Almosen anzusprechen!“

Die Kranke ergriff die Hand ihrer Tochter und führte sie an ihre Lippen, Franziska beugte sich rasch zu ihrer Mutter nieder und umarmte und küßte sie. Beide weinten laut vor Schmerz und Wonne. Frau Dr. Mendel war trotz aller Leiden

glücklich, eine solche Tochter zu besitzen, und Franziska rief unter Thränen: „Ist nicht dieses treue Mutterherz mehr werth, als alle Schätze der Welt!“

Am Nachmittage brachte der Briefträger einen Brief; es befand sich nichts darin als ein Hundertmarkschein.

„Kusel!“ rief Frau Dr. Mendel.

„Ja, Kusel!“ bestätigte Franziska. „Gott segne ihn.“

Die Noth der beiden Frauen hatte nun für eine Zeit lang ein Ende.

XVII.

Der Ball, welchen Meyer und Rosalie gegeben hatten, war sehr glänzend ausgefallen; alle Theilnehmer hatten sich köstlich amüsirt; außer der Aristokratie des Geldes waren viele Künstler und Gelehrte erschienen; in den Tanzpausen erfreuten musikalische und declamatorische Vorträge die Gäste; Meyer und Rosalie waren die liebenswürdigste Wirthe, die man sich denken konnte. Aber Rosalie hatte sich zu viel angestrengt; sie kränkelte seit jenem Abend und mußte das Zimmer hüten. Der herbeigerufene Arzt verbot aufs Strengste jede Art von Vergnügungen und Zerstreuungen; er fand die Nerven der jungen Frau in hohem Grade angegriffen und verordnete vor allen Dingen Ruhe und Einsamkeit. Das war nun nicht nach August Meyers Geschmack; er erinnerte sich plötzlich, daß er in jüngster Zeit sein Geschäft zn sehr vernachlässigt habe und brachte von nun an einen großen Theil des Tages und auch der Nacht angeblich auf seinem Büreau in der Stadt zu.

Rosalie erholte sich allmählich und durfte in

den Mittagsstunden, wenn die Sonne recht warm schien, kleine Spaziergänge machen. Da geschah es eines Tages, daß eine arme Frau sie um ein Almosen ansprach. Während Rosalie ihr Portemonnaie zog, um dem Wunsche der Armen zu genügen, steckte ihr diese ein Briefchen zu und flüsterte: Lesen Sie, gnädige Frau, es kömmt von einem guten Freunde. — Sprach's und war verschwunden.

Gedankenlos hatte Rosalie das Briefchen an sich genommen. Sie vermuthete, daß es ein Bettelbrief sei. Als sie es aber zu Hause entfaltete und las, wurde sie schneeweiß und mußte all ihre Kraft zusammennehmen, um nicht umzusinken. In dem Briefchen stand zu lesen:

„Gnädige Frau!

Ein unbekannter Freund hat Mitleid mit Ihrer Schönheit und Ihrer Jugend. Sie, die Sie durch das Geld Ihres Großvaters den zuvor in wenig glänzenden Vermögensverhältnissen lebenden August Meyer aus dem Staube gezogen, werden von Ihrem saubern Herrn Gemahl auf das Schändlichste betrogen. August Meyer ist ein Nichtswürdiger. Wollen Sie sich hiervon überzeugen, so begeben Sie sich in die L—straße Nr. 121 drei Treppen hoch in die Wohnung der Ballettänzerin Fräulein Lilienblüth. — Genehmigen Sie die Versicherung, daß nur die reinste Absicht zu dieser Mittheilung Anlaß gegeben hat.

Ihr treuergebener
N. N.

Berlin, den 15. Februar . .

Nachdem Rosalie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, rang sie die Hände und fing laut an zu weinen. Ihr Kammermädchen eilte herbei, um zu sehen, was diese Schmerzensschreie veranlaßt haben. Rosalie faßte sich schnell.

„Es ist nichts, Marie," rief sie der Eintretenden entgegen; „ein heftiges Stechen im Kopf! Es scheint, die Luft hat mich so sehr angegriffen. Ruhe wird mir gut thun. Laß mich allein."

„„Wollen gnädige Frau nicht ein Brausepulver nehmen?""

„Nein, nein! ich bedarf nichts als Ruhe."

Das Kammermädchen ging, und Rosalie beeilte sich, die Thüre zu schließen. Dann ging sie mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Der Schändliche," sprach sie vor sich hin, ihren Thränen freien Lauf lassend, „wie haben doch Mutter und Schwester so Recht gehabt, die mich vor ihm gewarnt haben! O, wäre ich wieder arm und nicht die Gattin dieses elenden Betrügers! Doch vielleicht thue ich ihm Unrecht, vielleicht ist dieser anonyme Brief nichts als eine abscheuliche Verleumdung. O, gebe es der liebe gute Gott!"

Es wurde an die Thüre geklopft. Rosalie öffnete. Die Köchin trat herein, mit einem Henkelkorbe am Arm.

„Gnädige Frau," sagte sie, „ich soll Ihnen ein Briefchen abgeben vom Herrn; er ist mir begegnet, als er von der Börse kam; ich hatte gerade eine Gans gekauft auf dem Hake'schen Markt; da gibt es immer die besten Gänse. Sehen Sie nur, gnädige Frau, welch ein allerliebstes Bratgänschen und kostet nur 6 Mark!"

Rosalie winkte der Zudringlichen mit der Hand, daß sie gehen solle. Elise ging brummend davon.

„Die jungen Frauen," murrte sie, „haben doch für die Haushaltung nicht das geringste Interesse."

Rosalie verschloß die Thüre wieder. Dann entfaltete sie das Briefchen ihres Mannes. Meyer meldete ihr, daß er zum Mittagessen nicht nach

Hause kommen könne; wichtige Geschäfte fesselten ihn an sein Büreau.

„Ha,“ lachte Rosalie, „das Büreau befindet sich L—straße 121 bei Fräulein Lilienblüth! Allgütiger Gott — ach, wie wage ich es nur, den Namen Gottes anzurufen, dessen heilige Gebote ich stündlich verletze! Da zeigt mir meine Köchin die geschlachtete Gans, die sie vom nichtjüdischen Händler auf dem Markt gekauft hat; ist es nicht ein Fingerzeig Gottes, daß ich die harte Strafe verdient habe! Mein gütiger Vater im Himmel, ich habe mich schwer gegen Dich versündigt — gib, daß der schlimme Verdacht sich nicht bestätige, und ich will mich bessern, will wieder gedenken der Lehren meines guten Vaters und meiner frommen Mutter! Doch, ich muß vor allen Dingen Gewißheit haben! ich werde dieser Fräulein Lilienblüth einen Besuch abstatten.“

Rosalie zog die Schelle, und das Kammermädchen erschien.

„Annette,“ sagte Rosalie, „mein Mann wünscht mich dringend auf seinem Büreau zu sprechen; ich muß eilig hinfahren; aber nicht in unserer Equipage, das würde zu viel Aufsehen erregen. Laß mir eine Droschke holen.“

Das Kammermädchen entfernte sich, um den Auftrag auszurichten. Rosalie bekleidete sich wieder mit ihrem Pelzmantel, setzte den Hut auf und zog die Handschuhe an. Das Kammermädchen meldete, daß die Droschke warte. Klopfenden Herzens ging Rosalie die Treppe hinunter. Am Wagen stand ein Livreebedienter und öffnete den Kutschenschlag. „Charlottenstraße 17,“ rief er dem Rosselenker zu. Rosalie stieg ein, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Als eine kurze Strecke zurückgelegt war, klopfte die junge Frau an das Wagen-

fenster. Der Kutscher hielt die Pferde an und fragte: „Was befehlen die gnädige Frau?"

„Ich erinne mich soeben," sagte Rosalie, „daß ich eine kranke Freundin besuchen muß; fahren Sie mich in die L—straße 121 und warten Sie dort, bis ich wieder herunterkomme."

„Zu Befehl!" sagte der Kutscher, der erst vor kurzer Zeit seiner Militärpflicht genügt hatte.

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen in der L—straße. Rosalie konnte kaum aussteigen; sie zitterte vor Angst und Erwartung. Der Kutscher half ihr. Voll Mitleid blickte er auf das junge, zitternde Weib.

„Gnädige Frau," sagte er, „Sie sollten heute keinen Krankenbesuch machen. Sie selbst sehen krank und angegriffen aus. Sie sollten mir erlauben, Sie gleich wieder nach Hause zu fahren."

„Es macht nichts," antwortete Rosalie, „es geht gleich wieder vorüber."

Sie ging in das Haus und stieg die Treppen empor. Wie schwer wurden ihr die drei Treppen! Von Zeit zu Zeit mußte sie sich ausruhen und glaubte nicht weiter zu können; dann aber faßte sie eine fieberhafte Erregung und gab ihr neue Kraft. Endlich hatte sie die dritte Treppe erstiegen; auf weißem Marmorplättchen war der Name Lilienblüth zu lesen. So hatte also der anonyme Brief wenigstens eine richtige Adresse angegeben. Rosalie fühlte, daß sie vor der Entscheidung ihres Schicksals stand; daß sie da drinnen Schreckliches sehen und erleben würde. Sollte sie lieber umkehren? Doch nein, sie mußte Gewißheit haben. Besser, die schrecklichste Gewißheit als der bange Zweifel. Sie zog die Schelle. Ein Dienstmädchen öffnete die Thüre und war überrascht von der vornehmen und eleganten Erscheinung, die sich ihr darbot. Sie vergaß die in Berlin sonst ge-

bräuchlichen Vorsichtsmaßregeln, und ließ die Fremde eintreten.

„Fräulein Lilienblüth?“ sagte Rosalie fragend.

„Fräulein sind nicht zu Hause,“ antwortete das Mädchen, sich verneigend.

In diesem Augenblicke hörte Rosalie ein lautes Lachen; es war das Lachen ihres Mannes. Sie schob das Mädchen zur Seite und eilte auf die Thüre des Zimmers zu, aus welchem das Lachen gekommen war. Sie öffnete die Thüre und stieß einen furchtbaren Schrei aus. Sie hatte ihren Mann gesehen, das Champagnerglas in der Hand, mit einem fremden Frauenzimmer anstoßend. Auf den Schrei Rosaliens stürzte Meyer nach der Thüre und sah zu seinem Schrecken seine Frau ohnmächtig am Boden liegen. Er hob sie auf und trug sie auf das Sopha.

„Es ist meine arme, kleine Frau,“ sagte er zu der Ballettänzerin. „Wer sie nur wohl veranlaßt haben mag, mich hier aufzusuchen? Bitte, Amalie, reiche mir Deinen Flacon!“

Amalie brachte das wohlriechende Wasser herbei, mit welchem Meyer seiner Frau Stirne und Schläfe bestrich. Es war umsonst, die Unglückliche kam nicht wieder zu sich.

„Es kann nichts helfen,“ sagte Meyer, „wir müssen einen Arzt herbeirufen lassen.“

Das Mädchen wurde fortgeschickt, einen Arzt zu suchen; es begegnete gerade der Equipage eines solchen, rief dem Kutscher zu und veranlaßte den Sanitätsrath B. auszusteigen und mithinaufzugehen.

Als der Arzt in das Zimmer trat, rief ihm Fräulein Lilienblüth entgegen:

„Denken Sie sich, Herr Doctor, dieses Unglück, Fräulein Rosenthal, meine Freundin, will

mich besuchen, und fällt wie todt an meiner Schwelle nieder!“

Der Arzt trat an das Sopha und untersuchte die Kranke, dann wandte er sich zu Meyer und fragte:

„Heißen Sie nicht August Meyer?“

„„Zu dienen, Herr Doctor.““

„Wissen Sie, mein Herr, daß Sie vielleicht den Tod Ihrer Frau verursacht haben? Denn die Unglückliche, die dort liegt, ist Ihre Frau; ich kenne sie wohl. Das arme schöne Geschöpf! Es liegt im Starrkrampf und wird erst nach Stunden wieder erwachen. Der plötzliche Schrecken, den sie gehabt, ihren Mann hier zu finden, kann von tödtlichen Folgen sein. Lassen Sie Ihre Frau sofort nach Hause fahren. Ich stelle Ihnen zu diesem Zwecke meine Equipage zur Verfügung.“

Die beiden Männer trugen die junge, regungslose Frau hinunter. Das Fräulein Lilienblüth würdigte der Arzt keines Blickes.

Rosalie wurde in die Equipage des Sanitätsraths getragen. Zu ihr stieg Dr. B. ein. Meyer folgte in der Droschke, welche Rosalie in die L—straße gebracht hatte.

XVIII.

Die hundert Mark, welche Frau Dr. Mendel und ihrer Tochter annonym zugegangen waren, reichten nicht lange aus, und sorgenvoll blickten die beiden Frauen in die Zukunft. Aber der allgütige Gott, sagen unsere Weisen, sendet die Heilung vor der Wunde. Als einst Haman seinen Mordplan faßte, da befand sich Esther schon im Königspalast, um die bösen Anschläge des Feindes zu hintertreiben. Der Mensch hat selten eine

Ahnung davon, wie gütig und liebreich die göttliche Vorsicht über ihn wacht und für ihn sorgt. So erging es auch unsern Freundinnen. Während sie kummervoll einer trüben Zukunft entgegenschauten, vollzog sich in weiter Ferne ein Ereigniß, welches ihre ganze Lage umgestalten sollte.

Herr Bruns war ein reicher Gutsbesitzer in Valparaiso; seine Plantagen waren die schönsten und einträglichsten weit und breit. Herr Bruns galt allgemein für einen sehr rechtlichen und wohlsituirten Mann. Er war mit einem bedeutenden Vermögen über den Ocean gekommen, hatte sich dort angekauft und durch die Heirath mit der einzigen Tochter eines reichen Gutsbesitzers sein Vermögen noch bedeutend vermehrt. Auf einem Spazierritte scheute sein Pferd, und Herr Bruns fiel so unglücklich, daß er schwere, lebensgefährliche Verletzungen davontrug. Im Angesichte des Todes erwachte das Gewissen des Mannes, das lange geschlummert hatte. Bruns hatte nicht immer so geheißen; sein eigentlicher Name war Johann Friedrich Schröder. Vor dreißig Jahren war er von Hamburg heimlich entwichen; seine Waaren hatte er zu Gelde gemacht; aber seine Schulden hatte er nicht bezahlt. Jetzt fiel es ihm ein, daß es seine Pflicht sei, noch nachträglich seine Schulden zu bezahlen. Er sandte Wechsel im Betrage von 260,000 Mark an den Magistrat von Hamburg mit der Bitte, zu veranlassen, daß seine alten Schulden getilgt würden. Die Firma Moritz Simonsohn war bei dieser Angelegenheit mit etwas über 20,000 Mark betheiligt, und da Simonsohn gestorben war, so fiel das Geld seiner einzigen Tochter und Erbin zu. Da diese Summe nicht in dem Besitze des alten Simonsohn gewesen und der Posten in dessen Büchern längst gestrichen war, so war dieses Geld in der Schenkung an Meyer nicht

mitinbegriffen und ging auf die rechtmäßige Erbin über.

Die beiden Frauen überlegten gerade, an wen sie sich um Unterstützung wenden wollten, als der Gerichtsbote einen großen Brief brachte, in welchem die Freudenbotschaft enthalten war, daß Frau Dr. Mendel in Person oder durch einen Bevollmächtigten die Summe von 21963 Mark und 58 Pf. in deutscher Reichsmünze erheben könne.

Die Freude der beiden Frauen zu schildern, ist ganz unmöglich. Franziska schrieb sofort nach R— an Jacob Bernstein und theilte ihm den unerwarteten Glücksfall mit. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach Hamburg zu reisen und sich mit Franziska zu verloben. Schon nach wenigen Wochen sollte die Hochzeit sein.

Nach dem Ausspruche des weisen Königs übt eine freudige Nachricht den wohlthätigsten Einfluß auf die Gesundheit. Frau Dr. Mendel erholte sich von Tage zu Tage mehr und durfte bald das Bett verlassen. Die ihr zugefallene Erbschaft wurde ausbezahlt und, nachdem Frau Dr. Mendel den zehnten Theil derselben für wohlthätige Stiftungen und für Arme verwendet hätte, unter dem Beistande des Herrn Kusel in soliden Staatspapieren angelegt. Franziska gab das Stundengeben auf; die Sorge für ihre Ausstattung nahm den größten Theil ihrer Zeit in Anspruch.

Als nun die beiden Frauen von drückenden Sorgen befreit waren, beschlossen sie, nach Berlin zu reisen, um sich nach Rosalie umzusehen. Sie hatten seit langer Zeit nichts von ihr gehört. Die Briefe, die sie wiederholt geschrieben, waren von August Meyer uneröffnet zurückgesendet worden. Die eigene Sorge hatte den Gedanken an die Tochter und Schwester, die sie in Glück und Wohlstand wußten, zurückgedrängt; jetzt aber sehnte sich Frau

Dr. Mendel darnach, sich von dem Wohlbefinden ihres Kindes zu überzeugen.

Wir haben Rosalie verlassen, als sie in der Equipage des Sanitätsraths B. in ihre Wohnung gefahren wurde. Lange schwebte die junge Frau in der größten Gefahr. Meyer machte sich die bittersten Vorwürfe, und um sein Gewissen zu betäuben, stürzte er sich in die wildesten Speculationen. Diese mißglückten ihm fast durchgängig, und als Rosalie die Krankheit überwunden hatte, waren Meyers Vermögensverhältnisse im höchsten Grade zerrüttet. So sehr nun Meyer den Verlust seines Vermögens bedauerte, so war ihm der Gedanke noch fürchterlicher, seiner jungen Frau derartige Eröffnungen machen zu sollen. Der Feigling zog es vor, mit Allem, was er an Geld zusammenraffen konnte, in Begleitung seiner Geliebten nach Amerika zu entfliehen.

Die eben von schwerer Krankheit wieder erstandene junge Frau mußte den Kelch der Leiden bis auf die Neige leeren, da sie erfuhr, daß ihr ungetreuer Gatte in Begleitung seiner Geliebten und mit Hinterlassung vieler Schulden entflohen sei. Die Gläubiger kamen und nahmen Alles, was vorhanden war, in Beschlag. Da Rosalie kein eigenes Vermögen gehabt, das Geld ihres Großvaters aber in Folge einer Schenkung unter Lebenden ihrem Gatten zugefallen war, so hatte sie nicht das geringste Anrecht geltend zu machen, Nur die Kleider und Schmucksachen, die unzweifelhaft ihr Eigenthum waren, durfte sie behalten.

Rosalie entließ ihre Dienerschaft, verkaufte ihre Geschmeide und ihre kostbaren Gewänder und miethete für sich und ihr Kind ein möblirtes Zimmer in einem entlegenen Stadttheile. Was sollte die Unglückliche beginnen in der fremden Stadt, unter fremden Leuten? Ihr ganzes Vermögen be-

stand aus ungefähr 1500 Mark, kaum hinreichend, sie und ihr Kind ein Jahr lang zu ernähren. Einen Augenblick dachte sie daran, ihrem Leben ein frühzeitiges Ende zu bereiten, aber ein Blick auf ihr armes hilfloses Kind brachte sie von diesem Gedanken wieder ab. Von Krankheit und Kummer gebrochen, fühlte sie nicht die Kraft in sich, durch angestrengte Arbeit sich und ihr Kind zu ernähren. Verzweiflung bemächtigte sich ihres Herzens. Da suchte sie Hilfe und Trost im Gebet.

„Gott, mein Gott,“ rief sie unter strömenden Thränen, „o, stehe mir bei, um meines unschuldigen Kindes willen! Ich, ich, habe mich Deiner Hilfe unwürdig gemacht; ich habe schlecht gehandelt an Mutter und Schwester und habe Deine heiligen Gebote tagtäglich verletzt. Was Du mir geschickt hast — das war eine gerechte Strafe. Aber nicht um meinetwillen rufe ich Dein Erbarmen an, sondern um des verlassenen Würmleins willen, das sein unmenschlicher Vater der Noth und dem Elende preisgegeben hat. Du hast mich hart gezüchtigt, mein Gott, aber die Züchtigung hat mir Besserung gebracht. So reiche mir denn Deine Vaterhand und laß mich nicht verzweifelnd untergehen!“

Rosalie schwieg und trocknete ihre Thränen; sie hatte im Gebet Beruhigung und Trost gefunden. Da klopfte es an die Thüre, und Mutter und Schwester traten herein.

„Mein Mütterchen, meine Franziska!“ rief Rosalie aufjauchzend. „O, nun wird Alles gut! Gott hat mein Gebet erhört.“

Weinend sank sie in die ausgebreiteten Arme der Mutter.

„Mein Kind, meine Rosalie,“ rief Frau Dr. Mendel ebenfalls weinend, „Gott sei Dank, daß ich Dich wieder habe, daß der Mensch fort ist, der uns gewaltsam von einander getrennt hat! O,

weine nicht über das verlorene Vermögen. Gelobt sei Gott, daß ich mein Kind wieder habe."

„Und Ihr habt mich nicht verflucht und verstoßen?" fragte Rosalie schluchzend.

„Nein, mein Kind," sprach die Mutter, „nie ist ein böses Wort über Dich über unsere Lippen gekommen. Wer hat so Schändliches behauptet?"

„Er," sagte Rosalie, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Da trat Franziska auf sie zu, umarmte und küßte sie und sprach:

„Lieb Schwesterchen, ich habe Dir einst versprochen, mein letztes Stückchen Brod mit Dir zu theilen. Wir sind jetzt gekommen, um Dich abzuholen. Du sollst nicht allein trockenes Brod, Du sollst auch Butter dazu und manchmal Kuchen haben. Gott hat uns wunderbar gesegnet und hat auch Dir ein Sümmchen beschieden, das Dir hoffentlich mehr zum Segen gereichen wird als der große Reichthum."

Frau Dr. Mendel und Franziska hatten noch vor ihrer Abreise nach Berlin von dem Zusammenbruche der Herrlichkeit und von der heimlichen Entweichung Meyers vernommen. Sie hatten in Folge dessen ihre Abreise nach Berlin beschleunigt. Sie waren in einem Gasthofe abgestiegen und waren auf Anrathen des Wirths nach dem Einwohner-Meldeamt gefahren, wo sie Rosaliens Adresse erhielten. Wie sie die Aermste wiederfanden, haben wir oben geschildert.

Rosalie begleitete Mutter und Schwester nach Hamburg. Wenige Wochen nachher fand Franziska's Hochzeit statt, worauf dann die ganze Familie nach R. übersiedelte. Daß Bernstein und Franziska ein glückliches Ehepaar wurden, brauchen wir wohl nicht zu sagen.

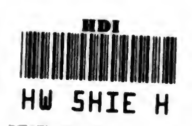
Bernstein hatte bei der Berliner Polizeibe-

hörde den gegenwärtigen Aufenthalt seiner Schwägerin gemeldet, mit der Bitte, daß, wenn Nachricht von August Meyer käme, ihr diese mitgetheilt würde.

Es war ein trauriger Bericht, der wenige Monate nachher von Berlin kam. Meyer war in einem dunklen Hause in New-York in Streitigkeiten gerathen; sein Gegner hatte den Revolver gezogen und ihn niedergeschossen.

Da bei diesem Vorgange eine Identitäts-Feststellung der Person des Ermordeten nicht stattgefunden hatte und auch nicht gut stattfinden konnte, so darf nach jüdischem Gesetze die junge, zwanzigjährige Frau sich nicht wieder verheirathen. Ihr ganzes Leben lang muß sie den Irrthum ihrer Jugend beklagen. Möge sie in der Erziehung ihres Söhnchens Trost und Freude finden.

Rosalie beklagt ihr Geschick nicht. Das innigste Band der Liebe und Freundschaft verknüpft nunmehr die zwei Schwestern.


HDI
HW SHIE H

